DIE ANFÄNGE

DES

MENSCHENGESCHLECHTS

UND

SEIN EINHEITLICHER URSPRUNG.

ZWEITER THEIL:

DIE FARBIGEN.

VON

DR. JOSEPH KUHL,

RECTOR DES PROGYMNASIUMS ZU JÜLICH.

LEIPZIG & MAINZ.

ADOLF LESIMPLE'S VERLAG.

1876.

116 nt

DIE ANFÄNGE

DES

MENSCHENGESCHLECHTS

UND

SEIN EINHEITLICHER URSPRUNG.

ZWEITER THEIL:

DIE FARBIGEN.

VON

DR. JOSEPH KUHL,

RECTOR DES PROGYMNASIUMS ZU JÜLICH.

DR. RÖHRING * OBERSTABSARZT *

LEIPZIG & MAINZ.

ADOLF LESIMPLE'S VERLAG.

1876.

Rechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniss.

			Seite.
Cap.	IX.	Die Sprache und ihre Naturgeschichte. Es gab eine Ursprache des Menschengeschlechts .	7
„	X.	Die Ursprache und die Entwickelung der Sprache	69
„	XI.	Noch einmal Arya, der Ariername, und seine sprachliche Descendenz	114
„	XII.	Die Rassen, Arten oder Spielarten? Die Rassenmerkmale. Eintheilung des Menschengeschlechts	160
„	XIII.	Rassenbildung und ursprüngliche Rasse. Die drei Schichten. Untergang der Farbigen. Zähigkeit und Veränderlichkeit des Rassentypus	196
„	XIV.	Die geistigen Unterschiede unter den Gliedern der Menschheit. Ihre Entstehung aus doppeltem Grunde. Tod der Nationen . .	233
„	XV.	Die Urwanderungen und die Wege der Einwanderung in die heutigen Wohnsitze . .	295
„	XVI.	Rückblick und Zusammenfassung. Die Uebereinstimmung in den Traditionen und Bräuchen und die „Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise.“ Noch einmal die Ursprache	342

Vorwort.

Der zweite Theil meines Werkes, den ich hiermit dem freundlichen Leser vorlege, ist nach denselben Grundsätzen, wie der erste, bearbeitet. Wenn auch in manchen Theilen eine flüchtige Lectüre zur Bewältigung des schwierigen Stoffes nicht hinreichen dürfte, vielmehr der Stoff selbst ein ernstes Hingeben und zähe Ausdauer fordert, so wird doch nirgendwo eine besondere Fachkenntniss vorausgesetzt, sondern überall dem Leser das Material an die Hand gegeben, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Wer sich durch den ersten Theil, der sich fast ausschliesslich auf fernliegenden und verschollenen Gebieten bewegen musste, durchgearbeitet hat, wird den zweiten leichter und auch schon darum mit mehr Interesse lesen, weil der Stoff näher liegt und es meist lebende Gestalten sind, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen werden.

Es handelte sich bei den Farbigen wesentlich um den Nachweis, dass durch die Verschiedenheit der Sprachen und der Rassen die Einheit des Menschengeschlechts nicht in Frage gestellt werde. Für die Rassen fliesst das Material reichlich, die Lehre Darwins hat hier neuen Schwung gebracht, hat aber auch kaum etwas anderes zu thun übrig gelassen, als

die Consequenzen zu ziehen, um zu dem gewünschten Resultate zu kommen: wer sich zu Darwin bekennt, muss rückhaltlos an die Einheit des Menschengeschlechts glauben, diesen Nachweis gedenken wir zu führen. Anders steht es mit den Sprachen. Hier gilt noch immer ziemlich allgemein der Grundsatz, dass es absolut unmöglich sei, alle Sprachen der Erde auf einen gemeinschaftlichen Anfang zurückzuführen, und auf diesem Standpuncte bleibt nur die Wahl, entweder die Einheit des Menschengeschlechts zu leugnen, oder anzunehmen, dass die Menschheit, als sie entstand, noch keine Sprache hatte, diese vielmehr erst in späterer Zeit und nach der Wanderung aus der Urheimath des Menschengeschlechtes sich entwickelt habe. Die erstere Alternative kann durch Darwin als beseitigt gelten und eben dieser Umstand hat zur zweiten getrieben, die nichts anderes ist, als ein Compromiss zwischen Darwin und der Sprachwissenschaft. Meine Untersuchungen haben mich zu dem entgegengesetzten Resultate geführt: der „sprachlose Urmensch" hat nicht existirt, wohl aber hat es eine Ursprache des Menschengeschlechts gegeben, wenn auch sofort hinzuzufügen ist, dass die Möglichkeit diese Ursprache zu reconstruiren, wie man es mit der Arischen Grundsprache mit Glück versuchen konnte, für immer abgeschnitten ist. Die oft versuchte und immer wieder mit denselben Argumenten widerlegte Zusammenstellung der Analogien in dem Bau der Sprachen konnte und kann eben nur die Möglichkeit einer Entwickelung aller Sprachen aus einem gemeinsamen Urkeime darthun; man prüfe vorurtheilsfrei meine Beweise und entscheide, ob es mir gelungen ist, an die Stelle der Möglichkeit die Nothwendigkeit zu setzen.

Bei der Behandlung der Sprachen schlich sich aber ein anderer Zweck ein, der gebieterisch Berücksichtigung verlangte: die im ersten Theile eingestreuten Etymologien mit Beweisen zu versehen. Niemand konnte es klarer sein, als

mir selbst, wie bedenklich es ist, etymologische Zusammenstellungen auf verschollene und verfärbte Eigennamen zu gründen; es waren mehr glückliche Griffe, die, wenn sie nicht mit Beweisen gestützt wurden, einem Wagniss gleichsahen, das man mitthun, vor dem man sich aber auch achselzuckend zurückziehen konnte. Die Beweise glaube ich gefunden zu haben und lege sie mit Zuversicht zur Prüfung vor. Wem aber damit zu viel zugemuthet wird, der kann ohne Bedenken darüber hinweggehen; er wird sofort zu einer anderen Materie gelangen, die ihn mehr interessirt. Doch wird vielleicht mancher, nachdem er sich einmal durch die vorbereitenden Exercitien durchgearbeitet, an dem Spiel des Geistes, das sich, wie man finden wird, meist gerade um die alltäglichsten Wörter dreht, mit Interesse und Vergnügen sich betheiligen.

Wenn man von dem, der sich anschickt Sprachen zu vergleichen, verlangen müsste, dass er alle Sprachen der Welt vollständig beherrschte, so reichte ein Mezzofanti mit seinen 58 Sprachen nicht aus und es würde wohl überhaupt nie eine Sprachvergleichung zu Stande kommen: damit werde auch ich meinen Versuch rechtfertigen müssen. In welchen Sprachen ich zu Hause bin, wird der kundige Leser rasch finden; die übrigen, über die ich ein Urtheil zu fällen hatte, habe ich — eben wie es andere auch thun — nach den besten Hülfsmitteln soweit studirt, dass ich mir ein selbstständiges Urtheil bilden konnte: damit sei jeder Täuschung oder Enttäuschung ein- für allemal vorgebeugt.

Es sind — dies sollte man eigentlich gar nicht erst versichern — Resultate unbefangenen Forschens, die ich dem freundlichen Leser zur Prüfung hiermit vorlege. Niemand wittere Tendenzen; ich bin an die Untersuchung gegangen nicht mit dem Vorsatze, zu finden, was ich suchte, sondern zu suchen, um zu sehen, was ich dann fände. Der billig Denkende, welcher Richtung er auch angehöre, wird mir

darum das Zeugniss nicht versagen, dass ich völlig frei in meinem Urtheile bin; mit den Parteifragen, welche heute die Gemüther — auch die wissenschaftlichen — bewegen, wenn ihrer auch einmal Erwähnung geschehen musste, haben meine Untersuchungen nichts gemein.

Bei der Opposition, in die mich zu den heute fast allerwärts geltenden Anschauungen begebe, bin ich auf heftigen Widerspruch gefasst, ja ich werde mir diesen zur Ehre anrechnen: das Buch, welches keinen Widerspruch hervorruft, ist nichts werth, so gewiss wie der Mensch, der allerwelts Freund ist. Solche Beurtheilungen also, die mir Irrthümer in den Thatsachen, worauf ich meine Beweise stütze, oder Risse in dem logischen Aufbau meiner Consequenzen nachweisen, werde ich mit Dank hinnehmen und werde der erste sein, der den Irrthum öffentlich und feierlich bekennt und widerruft. Denn wer möchte sich in einer Frage, die wesentlich nur mit Hypothesen beantwortet werden kann, von der Möglichkeit des Irrthums freisprechen? „Man muss auch den Muth des Fehlens haben", sagte der grosse Grimm. Freilich konnte Grimm dies ohne Bedenken sagen, da er nicht zu fürchten brauchte, wegen eines Irrthums von der Kritik zerfleischt zu werden; aber dem kleinen Mann ruft wiederum der Dichter warnend zu:

Der schlimmste Schritt ist, den man eingesteht;
Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren.

Meine Hülfsmittel sind trotz der freundlichen Beihülfe des Herrn Universitäts-Bibliothekars Dr. Rau zu Bonn wenig zahlreich gewesen angesichts einer Frage, von der man wohl sagen kann, dass sie alle anderen Fragen in sich fasst: manches allgemein als vortrefflich bekannte Buch habe ich nicht einsehen können. Damit gewinnt freilich die Originalität und ein naturwüchsiges Urtheil kommt so leichter zu Stande. Aber Originalität ist ein Vorzug von zweifelhaftem Werthe,

eine Pandorabüchse, in der neben guten, vom freien Blick eingegebenen Einfällen der böse Dämon der originellen Irrthümer versteckt ruht, der tückisch gerade da hervorbricht, wo man meint den besten Fang gethan zu haben. Drum sei die an gleicher Stelle des ersten Theiles an meine geehrten Fachgenossen gerichtete Bitte, mich, wo Lücken bemerklich sein sollten, mit ihrem reicheren Wissen zu unterstützen, hier angelegentlichst wiederholt.

Jülich, den 18. December 1875.

Kuhl.

IX.

Die Sprachen und ihre Naturgeschichte. Es gab eine Ursprache des Menschengeschlechts.

Sems und Japhets Biographie war es, die wir im ersten Theile unseres Werkes zu ergründen bemüht waren, und manches Streiflicht war dabei auf die Geschichte Chams und seines Sohnes Kusch gefallen. Wir haben in Cham und Kusch die ersten Wellen der vom Urlande aus sich breitenden Menschheit erkannt; unaufhaltsam, wenngleich immer schwächer werdend trieben diese Wellen vorwärts bis zu den fernesten Enden der Erde — wie der Kreis der Wellen, den der fallende Stein auf der Wasserfläche erzeugt, immer weiter sich breitend nicht eher ruht, als bis die Wellen das Ufer ringsum erreicht haben. Die mächtigere Fluth, die darauf Sem und Japhet brachten, erstickte in dem besseren Theile der Länder, in dem gepriesenen Erdgürtel vom Hindu-Kusch bis zu den Säulen des Hercules, über dessen Grenzen Aramäer und Arier weislich nicht hinaus gegangen waren, die Anfänge des Cham und Kusch fast spurlos; was ausserhalb jenes Erdgürtels lag, war den Blicken entrückt und der Menschheit, die sich hier im langen Laufe der Zeiten entwickelte, für eine Reihe von Jahrhunderten vergessen. Die neue Zeit begann; der Compass öffnete die Weltmeere, der Okeanos, der breite Wasserstrom, der nach der Vorstellung der Alten die Erdscheibe umfloss, löste sich auf in seine Theile, die fünf Weltmeere; es zeigte sich, dass er nicht das gesammte feste Land umschloss: man fand jenseits neue Länder, zwar nicht neuer, als die längst bekannten, aber neu für die Kenntniss der Menschheit. Die neue Welt, zwei Erdetheile, von denen man bis dahin keine Kunde hatte, wurden entdeckt, Asien und Africa in ihrer ganzen Ausdehnung erschlossen. Welche Ueberraschung! Wie eng war dagegen das Gebiet, in welchem sich in alter Zeit die Semitische

Menschheit abgerungen, wie eng selbst das Gebiet, welches hernach Japhet umspannt hatte! Wie klein waren nun die Reiche von Babel und Ninive, die man doch einst mit Recht Weltreiche nennen konnte, wie klein selbst das Römische Weltreich, das einst den stolzen Anspruch erheben konnte, den Erdkreis, orbis terrarum, zu besitzen! Und was das Ueberraschendste war, man sah sich plötzlich ganz anderen Menschen, mit anderer Hautfarbe und andern Gesichtszügen, gegenübergestellt, Gestalten, die zum Theil so ganz anders geartet, so verwildert waren, dass man Bedenken tragen konnte, sie für Genossen des eigenen Stammes, für Menschenbrüder zu halten. Dazu kam das Gewirre der Hunderte von Sprachen unter den zahllosen Völkerschaften der neuen Welt, von denen man keine auch nur annähernd mit den Europäischen Lauten zu vergleichen wusste, so dass es gewiss manchem erging, wie jenem Engländer, der, als man ihm in Tschina ein gebratenes Gericht vorsetzte, die Frage stellte: quak quak? worauf ihm sofort die Antwort wurde: wau wau, so dass er nun wusste, dass es ein Hunde- und nicht ein Entenbraten war, den er verzehren sollte. Jetzt konnten selbst einem gläubigen Verehrer der Bibel Zweifel entstehen an der Möglichkeit, dass die Menschheit von einem Paare abstamme, und wer sich über die Autorität der Bibel hinwegsetzen wollte, fand hier zwei Beweise, mit denen er seiner Meinung nach unbedenklich diese Möglichkeit in Abrede stellen konnte: die Verschiedenheit der Sprachen und der Menschenrassen. Die Lehre von der Pluralität der Menschenart wurde wissenschaftlich festgestellt und es gab eine Zeit, wo ausser den Bibelgläubigen nur wenige wissenschaftliche Autoritäten den Glauben an die Einheit des Menschengeschlechts auf ihre Fahne schrieben. Heute, nachdem Darwin gesprochen, steht die Sache anders; man darf annehmen, dass die grosse Masse der Zweifler bereits der Darwin'schen Consequenz (I. S. 18.) in die Arme getrieben ist. Die Rassen sind aus einer Urform hervorgegangen, deren Descendenz sich von einem bestimmten Theile der Erde aus über diese gebreitet hat, das ist das neueste Dogma der Naturwissenschaft, welches wir mit Freuden acceptirt haben; diesen bestimmten Theil der Erde aus den Spuren der sagenhaften Urgeschichte zu ermitteln, war eine wesentliche Aufgabe des vorangegangenen Theiles unseres Werkes. Aber die Sprachen?

Widerstreitet die Verschiedenheit der Sprachen nicht der Annahme eines einheitlichen Ursprungs der Menschheit? Diese Frage soll uns jetzt beschäftigen.

Wer den einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts behauptet, sieht sich vor die Alternative gestellt, dass er entweder die Existenz einer Ursprache annehmen muss, aus der in letzter Instanz alle Sprachen der Erde hergeleitet sind, oder die ersten Menschen sich als sprachlose Wesen denken muss, die auszogen, um in den Ländern, wohin sie die Wanderung führte, erst die menschliche Sprache zu lernen. Geschreckt durch die Unmöglicheit, die unzähligen Sprachen der Erde in derselben Weise, wie es bei den Arischen Sprachen gelungen ist, auf eine Urverwandtschaft zurückzuführen, hat sich die neuere Naturwissenschaft zu der Annahme treiben lassen, dass der Urmensch sprachlos gewesen und die Sprache ein Product späterer Entwickelung in den neuen Wohnsitzen sei, womit denn freilich der Umstand oder Uebelstand, dass der Europäer dem Tschinesen oder der Neger dem Indianer sich nicht sofort verständlich machen kann, den kräftigsten Erklärungsgrund gefunden hat. Wir werden auf den „homo primigenius alalus Haeckelii“ zurückkommen, und bekennen hier gleich, dass wir uns die Sache nicht so leicht zu machen gedenken, sondern den Versuch unternehmen wollen, zwar nicht die Ursprache des Menschengeschlechts zu reconstruiren, wie man dies mit der Arischen Ursprache unternehmen konnte — dies würde uns freilich auf die schiefe Ebene eines Becanus führen, — wohl aber die Möglichkeit einer Ursprache, trotz der Unmöglichkeit die Reste derselben in den heute auf dem weiten Erdenrund gesprochenen Idiomen wieder zu erkennen, mit triftigen Gründen — so hoffen wir — zu erweisen. Eine kurzgefasste Uebersicht über die verschiedenen Sprachengattungen, eine Classificirung der Sprachen, im Wesentlichen entnommen den Meistern auf diesem Gebiete Max Müller (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache), Schleicher (die Sprachen Europas) und Steinthal (Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues), möge hier unsern weiteren Erörterungen vorbauen.

Sowie sich unsere Vorstellungen zunächst an einen concreten d. h. mit den Sinnen wahrgenommenen Gegenstand z. B. Sonne, Mond, Erde, oder an ein wahrgenommenes Thun eines

solchen Gegenstandes, z. B. leuchten, anknüpfen, so bedarf die Sprache zunächst eine lautliche Bezeichnung solcher Gegenstände und ihres Thuns, und diese Laute, wie sie in den Stämmen oder Wurzeln unserer Wörter dargestellt sind, nennt man Bedeutungslaute. Zur Bildung eines Urtheils, in der Sprache also eines Satzes, sind sodann mindestens zwei Bedeutungslaute erforderlich, die in eine Beziehung zu einander gebracht werden, z. B. Sonne — Licht oder leuchten, die Sonne leuchtet; der eine Bedeutungslaut erscheint als Gegenstandswort, der andere als Thätigkeitswort zur Bezeichnug einer Thätigkeit, die von dem Gegenstande ausgesagt wird. So haben wir die beiden Redetheile Substantivum und Verbum, die beiden Satztheile Subject und Prädicat. Stellen wir die Beziehung anders: die leuchtende (lichte) Sonne, die Sonne verbreitet Licht, so vermehrt sich unsere Grammatik um das Attribut (Adjectivum) und das Object. So kann man sich den ganzen Vorrath der Rede- und Satztheile entstanden denken. Die Art und Weise, wie die Sprachen die Beziehung der Wurzelwörter oder besser der Wörterwurzeln zu einander ausdrücken, ist nun eben das unterscheidende Kennzeichen der Sprachen und man unterscheidet danach drei Formen oder Classen von Sprachen: die isolirenden, die agglutinirenden und die flectirenden Sprachen.

Die isolirenden Sprachen haben gar keine lautliche Bezeichnung der Beziehung, die Wurzeln stehen unverbunden (isolirt) nebeneinander und die Beziehung derselben wird durch die Stellung bezeichnet. Die Wurzeln sind alle einsilbig (wie es ursprünglich bei allen Sprachen der Fall war); desshalb nennt man sie auch einsilbige Sprachen. Der wichtigste Vertreter dieser Sprachengattung ist Tschina, ausserdem gehören noch die Sprachen Hinterindiens (der Reiche Birma, Siam und Annam) dazu. Die Tschinesische Sprache hat also keine Wörter, wie wir, mit Stamm und Endung, keine Redetheile, keine Declination, keine Conjugation; sie hat nur einsilbige, unveränderliche Wurzeln, die nach ihrer verschiedenen Stellung bald das Hauptwort, bald das Zeitwort, bald Eigenschaftswort, bald Umstandswort darstellen, und diese Wurzeln haben nicht an und für sich die Bedeutung bestimmter Wörter, sondern sie werden erst zu Wörtern und erlangen ihre jedesmalige Bedeutung erst durch ihre Zusammenstellung

im Satze. In diesem behauptet die erste Stelle das Subject, diesem folgt das Prädicat, das Object steht hinter dem Verbum:

ngò tà ni, ich schlage dich,
ni tà ngò, du schlägst mich.

Bestimmende Zusätze stehen vor dem zu bestimmenden Begriff:

ta jin, ein grosser Mann, dagegen
jin ta (oder mit der Schlusspartikel *ye*) *jin ta ye, der Mann ist gross.* (Das *j* ist Französisch auszusprechen.)

So wird das Genetiv-Verhältniss einfach durch Vorstellung des Wortes, welches den Genetiv darstellen soll, ausgedrückt:

fu kia, des Vaters Haus.

Genus und Numerus werden bezeichnet durch Zufügung von Wurzeln, welche Mann, Weib, Menge etc. bezeichnen:

Sohn nan tsè d. h. Mann - Kind.
Tochter niu tsè d. h. Weib - Kind.

Das Passivum wird bezeichnet durch die vorgesetzten Wurzeln *empfangen, essen, sehen*: empfangen der Menschen Beleidigen d. i. beleidigt werden; essen Verletzen d. i. verletzt werden; sehen Lachen, verlacht werden. Im Uebrigen bedient man sich zur Darstellung der nothwendigsten Conjugationsformen, wie auch schon bei der Declination, stehend gewordener Hülfswörter (Partikeln), die ursprünglich selbstständige Wurzeln waren z. B. „ehemals" für das Präteritum, und ebenso werden die Präpositionen gebildet: *sin-tschung* Herz-in d. h. im Herzen; *ŷ min li* gebrauchen Volkes Kraft d. h. mit des Volkes Kraft. Durch die für den Fremden sehr schwer nach zumachende Modulation in der Betonung erhalten die einzelnen Wurzeln oft sehr verschiedenartige Bedeutungen. So heist *taó* rauben, erreichen, umstürzen, bedecken, Fahne, Getreide, Weg; *lú* Wagen, Edelstein, Thau, schmieden, Weg; in der Bedeutung Weg treffen beide Wörter zusammen; desshalb verbindet man sie *taó-lú* und dies kann nun nur Weg bedeuten (Schleicher). Vermittels dieser Modulation des Accentes unterscheidet man z. B. im Annamitischen *ba* drei, *bà* Dame, *bâ* Ohrfeige, *bá* Günstling eines Fürsten, also *ba bà bâ bá*: drei Damen (geben eine) Ohrfeige (dem) Günstling des Fürsten (Max Müller). So reichen im Tschinesischen etwa 450 Wurzeln aus, um mit ihnen 40—50,000 Worte darzustellen. Die Schrift aber hat für jede besondere Bedeutung einer Wurzel auch ein besonderes Zeichen

oder Bild, daher der Reichthum an Schriftzeichen. So erhält diese anscheinend unbeholfene Sprache Gestalt und Leben; sie hat sich, ohne eine Grammatik zu besitzen, eine Syntax im eigentlichen Sinne des Wortes gebildet und vermag so den Anforderungen selbst einer feinen philosophischen Darstellung gerecht zu werden. Eine reiche Literatur hat sich in dem merkwürdigen „Reiche der Mitte" entwickelt, deren Anfänge das ehrwürdige Alter von nahezu vier Jahrtausenden haben mögen, und wie die Griechen ihren Sokrates, Plato und Aristoteles, so hat Tschina seinen Kon-fu-tse (Confucius, um 500 v. Chr.) und Meng-tse (im 4. Jhdt. v. Chr.) Ein Satz aus dem letzteren möge als Probe folgen (nach Schleicher):

Meng Tsè youe ∘ chў tsĕ yông ∘
Meng Tse sagen, human so Ehre,
pŏ chў tsĕ jŏ ∘ kīn óu jŏ
nicht menschlich. so Schande, jetzt hassen Schande,
eûl kū pŏ chў ∘ chý yeôu oú tă
und verweilen nicht menschlich, dies wie hassen Nässe
eûl kū hiā yé.
und verweilen unten (Schlusspartikel).

d. h. Meng Tse sagt: (Ist ein Fürst) human, so (bereitet er sich) Ehre, (ist er) inhuman, Schande. Nun hassen (die Fürsten) die Schande und verharren dennoch (in) Inhumanität, dies (ist) ebenso als (wenn einer) die Feuchtigkeit hasst und (dennoch in einer) Niederung verweilt. Nach dieser Probe darf man indessen die Tschinesische Umgangssprache nicht beurtheilen: Der alte Stil ist knapp in den Worten, lässt alles irgend Entbehrliche weg und ist daher nicht etwa nur für den Europäer, sondern selbst für die gebildeten Tschinesen nicht ohne Nachdenken zu entziffern; die Umgangssprache dagegen, die den Hörer das gesprochene Wort rasch zu erfassen zwingt, erleichtert das Verständniss durch Wurzelgruppirung und ausgiebige Anwendung von Hülfswörtern.

Die agglutinirenden Sprachen bezeichnen auch die Beziehung durch Wurzeln, die aber nicht mit den Bedeutungswurzeln, wie in unserer Sprache Stamm und Endung, zu einem Ganzen verschmelzen, sondern nur lose angefügt, agglutinirt d. h. angeleimt sind, so dass die Fuge sichtbar und ein Verwachsen nicht möglich ist. Diese Sprachen unterscheiden also schon zwischen Bedeutungslauten und Be-

ziehungslauten, und die Beziehungslaute, die ursprünglich selbstständige Bedeutungslaute waren, sinken schon mehr und mehr zu blossen Formwörtern herab, ähnlich unseren Endungen in der Flexion, die, wie wir sehen werden, ursprünglich ebenfalls ihre eigene Bedeutung hatten. Aber einmal verwachsen die Beziehungslaute in den agglutinirenden Sprachen nicht mit den Bedeutungslauten zur Worteinheit, da als Gesetz gilt, dass die Bedeutungswurzel stets unversehrt bleibt, sodann sind die Beziehungslaute nicht in allen hierher gehörigen Sprachen dieselben, sondern sie wechseln, und zwar nicht allein nach der Verschiedenheit der Sprachen, sondern sogar in dem Bereich einer und derselben Sprache. Während z. B. hier der Plural gebildet wird durch Zufügung einer Wurzel, welche „Menge" bedeutet, braucht man dort „Haufen" oder „Heerde", auch wohl in derselben Sprache mehrere dieser Bezeichnungen nebeneinander. Die Formwörter zur Bezeichnung der Beziehung werden theils der Bedeutungswurzel am Ende angefügt (suffigirt), theils auch an den Anfang gesetzt (präfigirt); so unterscheidet man suffigirende und präfigirende Sprachen. Die bestimmenden Zusätze, wenn sie nachgesetzt werden, nennt man Suffixe, wenn vorgesetzt, Präfixe, beide zusammen auch Affixe, stehen sie in der Mitte eines Redeganzen, Infixe.

Die agglutinirende Sprachengattung ist die am weitesten verbreitete; sie umfast drei Rassen ganz, die Neger, Malayen und Indianer und die vierte, die Mongolische, mit Ausnahme Tschinas, alle Sprachen Europas und Asiens, wenn man Tschina und die Arischen und Aramäischen Sprachen abzieht, die Sprachen des Asiatischen Nordens, die Turanischen Sprachen (auch Altaische genannt), woran sich als stammverwandt anschliessen die Finnische, Ungarische und Türkische Sprache in Europa, ferner die Dravidensprachen in Indien, die Sprachen der Malayen in Hinterindien und auf den Inseln des Grossen Oceans, die Sprachen der Australier, der Neger, Hottentotten und Kafern in Africa, die sämmtlichen Sprachen der Indianer in America, zum Schluss in einem verborgenen Winkel Europas die räthselhafte Sprache des Stammes, mit welchen wir uns eingehend zu beschäftigen hatten, der Basken (I. S. 193) — also alle Sprachen der Welt ausser den einsilbigen in Ostasien und den Arischen und Aramäischen, deren

Verbreitung wir kennen (von der Stellung der Aegyptischen Sprache wird noch besonders die Rede sein).

Es liegt in dem Wesen dieser Sprachen begründet, dass die meisten einem beständigen Wechsel unterworfen sind; es sind meist Nomadenstämme, Jäger oder Hirten, welche sie sprechen, und wie das Leben dieser Stämme selbst unstät ist, so befinden sich auch ihre Sprachen in einem beständigen Flusse. Sowie aber die höhere Cultur das Leben bindend und und zu grösserem Vereine einigend eintritt, gewinnen auch die Sprachen ein festeres Gepräge und das Streben nach reicherer Entfaltung der sprachlichen Mittel. Darum heben sich die Finnische, die Ungarische und die Türkische Sprache unter der Masse der über Nordasien gebreiteten verwandten Sprachen als die entwickeltsten ab, weil die Völker, welche sie sprechen, längst zu festen Wohnsitzen inmitten der Europäischen Cultur gelangt sind. Namentlich zeigt sich bei wachsender Cultur ein beachtenswerthes Auskunftsmittel, der Sprache inneren Halt und Ausdehnung zu geben: der wichtigste Bedeutungslaut nimmt andere Bedeutungslaute, sie beherrschend und zu einem Gedankenfaden zusammenspinnend, neben sich und die Reihe wird geschlossen durch den Beziehungslaut. So entsteht eine Einheit, ein ganzer Satz gewinnt das Aussehen eines Wortes. Namentlich zeichuen sich in dieser Hinsicht die Indianersprachen Americas aus, bei denen die zusammengefügten Bestandtheile behufs enger Verschmelzung Verkürzungen erleiden: *nakatl*, Fleisch, *ni-naka-kwa*, ich esse Fleisch. Diese Sprachen nennt man polysyndetische oder einverleibende Sprachen. Besonders belehrend ist die Türkische Conjugation. Von der Wurzel *sev* z. B. die Lieben bedeutet, wird durch Anhängung von *er* eine Art Participium gebildet *sev-er* liebend; daran treten ie dPersonenbezeichnungen:

Sing. *sever-im liebend-ich=ich liebe*,
sever-sen liebend-du=du liebst,
sever (er) liebt.
Plur. *sever-iz*, *sever-siz*, *sever-ler.*

In Bezug auf die Manchfaltigkeit der Tempora und Modi wird das Türkische von keiner der Arischen Sprachen übertroffen, übertrifft aber dieselben an Formenreichthum durch die Möglichkeit, bei jedem Verbum durch Einfügung gewisser

Silben, wenn man sie so bezeichnen darf, die negative, die causative und die reflexive Bedeutung hervorzubringen. Wurzel *sev* mit dem Infinitiv-Suffix *mek*. *sev-mek* heisst lieben; durch Einschaltung von *me* wird daraus *sev-me-mek*, nicht lieben, durch Einschaltung von *e-me*: *sev-e-me-mek*, nicht lieben können. Der causative Sinn wird durch Einschiebung von *dir* bezeichet: *sev-dir-mek*, lieben machen; der reflexive durch *in*: *sev-in-mek*, sich lieben (sich freuen, glücklich sein); der reciproke durch *isch*: *sev-isch-mek*, einander lieben. Das eingefügte *il* drückt das Passivum aus: *sev-il-mek*, geliebt werden; *sev-dir-il-mek*, zum Lieben veranlasst werden; *sev-il-me-mek*, nicht geliebt werden; *sev-dir-il-me-mek*, nicht zum Lieben veranlasst werden; *sev-isch-dir-il-me-mek* nicht veranlasst werden sich einander zu lieben etc. (Max Müller). Die ursprüngliche Wurzel *sev* erscheint nun mit jedem der Zusätze wie eine neue, einfache Wurzel und geht eine mehr oder minder vollständige Conjugation ein; damit ist der Formenreichthum der Türkischen Conjugation erklärt, und Zusammensetzungen, wie *sev-isch-dir-il-e-me-mek*, was man, wie M. Müller bemerkt, sehr wohl vom Sultan und Czaren gebrauchen könnte, wenn man sagen wollte, dass sie „nicht veranlasst werden könnten sich einander zu lieben," erscheinen wie ein Wort, während wir eine Reihe von Wörtern brauchen um sie zu übersetzen.

Die flectirenden Sprachen bezeichnen die Beziehung durch bestimmte (nicht wie bei den agglutinirenden Sprachen, wechselnde) Wurzeln, und diese sind mit den Bedeutungswurzeln organisch zu einem Ganzen verwachsen. Dazu tritt die Veränderlichkeit der (in den agglutinirenden Sprachen unversehrt bleibenden) Bedeutungswurzel selbst, indem einerseits manche Beziehungen durch den Wechsel der Vocale in der Bedeutungswurzel bezeichnet werden, anderseits bei der Fügung von Bedeutungs- und Beziehungswurzel beiderseits manches von der ursprünglichen Gestalt eingebüsst wird — „die starren Elemente werden biegsam" (Schleicher), daher die Bezeichnung flectiren, Flexion. So tritt an die Stelle der Einsilbigkeit und Satzeinheit im Tschinesischen, an die Stelle der Wurzelhäufungen der agglutinirenden Sprachen die Worteinheit, die sich deutlich darstellt in Form eines der Redetheile und zugleich die bestimmte Bezeichnung des Geschlechts, der Zahl

und des Falles beim Nomen, der Zeit und der Aussageweise beim Verbum in sich enthält, das Wort wird flectirt d. h. abgewandelt nach seinen verschiedenen Beziehungen im Satze, das Nomen wird declinirt, das Verbum conjugirt; Declination und Conjugation machen die Flexion d. h. die Beugung, Abwandlung aus. Nehmen wir die Wurzel sprech- in dem Verbum sprechen: sie erscheint in folgenden Gestalten sprech-, sprich-, sprach-, sproch-, wozu noch ein neuer Wurzelvocal in den Nomen Spruch tritt. An die Bedeutungswurzel, die wir uns gewöhnt haben Stamm zu nennen, treten zur Bezeichnung der Beziehung die Endungen: sprech-e, sprich-st, sprich-t etc.; es sind die Reste der ursprünglichen Beziehungswurzeln, die ihre Selbstständigkeit verloren und eine so feste Verbindung mit der Bedeutungswurzel eingegangen haben, dass ihre Herkunft und ursprüngliche Bedeutung, so klar sie oft zu Tage liegt, in manchen Fällen gar nicht mehr zu ergründen ist. Wir denken nicht daran, dass wir in den Wörtern Schönheit, Landschaft, Eigenthum etc. eigentlich zwei Wörter (Schön-sein etc.) aussprechen, wie uns dies in später versuchten Zusammensetzungen, wie zweimal, einigermassen, möglicherweise etc. wohl noch gegenwärtig ist. Wir erkennen auch in den Endungen des Verbums jetzt nicht mehr die Pronominalstämme wieder, welche sie ursprünglich waren; gehen wir in die ausgestorbenen Sprachen unserer Verwandtschaft zurück, so werden wir sie deutlicher erkennen.

Skr.	*da-da-mi*	Griech.	*δί-δω-μι*	Lat.	*do geb-e*
	da-da-si		*δι-δω-ς* (für *σι*)		*da-s gib-st*
	da-da-ti		*δι-δω-σι* (für *τι*)		*da-t gib-t*

was also eigentlich heisst geben-ich, geben-du, geben-er etc. Ebenso ist es uns nicht mehr gegenwärtig, dass wir in dem Worte sagte z. B. zwei oder eigentlich drei Wörter aussprechen: sagen-that-ich. Hatte man sich nun einmal daran gewöhnt, in der Worteinheit den bedeutsameren Theil von dem weniger bedeutsamen, d. h. Stamm und Endung zu unterscheiden, so ergab es sich von selbst, dass beim Sprechen nicht mehr alle Theile des Wortes, alle Silben, gleich stark betont wurden; die Bedeutungssilben mussten durch den Ton herrorgehoben werden vor den Flexionssilben. So trat, um auch seinerseits die Einheit des Wortes noch fester zu binden, der Wortaccent hinzu, der wie die Zügel in der

Hand des Wagenlenkers die flüchtigen Silben nach einem Centrum der Bewegung anzog; der Accent brachte jenen Wohlklang hervor, der in der Abwechslung von vollwichtigen und minder wichtigen, von betonten und unbetonten Silben beruht.

Die Erfindung der Worteinheit war eine grosse That des Geistes; sie erhebt die flectirenden Sprachen hoch über alle anderen. Mit dieser Errungenschaft des menschlichen Geistes ist nur noch eine andere zu vergleichen, die Erfindung des Alphabetes (I. S. 163), welches für die Schrift das wurde, was die Flexion für die Sprache geworden war. Das Alphabet zerlegt das zu schreibende Wort in seine Bestandtheile, die einzelnen Laute, und setzt für jeden derselben ein besonderes Zeichen, die Buchstaben, die nun in völliger Freiheit, immer freilich getragen von dem Geiste der Sprache, ihre Zusammensetzungen eingehen können: die Flexion hat die Wortindividuen geschaffen, die sich in manchfaltigster Weise zur Satzeinheit zusammenstellen. Und es sind eben die flectirenden Sprachen, denen die Ehre der einen wie der andern Erfindung gebührt. Aramäer und Arier — diese sind es nämlich allein, welche die Flexion in ihren Sprachen haben — bezeichnen in der Sprache die höchste Stufe der Entwickelung, wie sich in der Folge jeder Fortschritt im geistigen Leben der Menschheit an ihren Namen knüpft; sie sind es allein, die sich bis zu dieser Stufe der Sprachentwickelung emporgeschwungen haben, wie die unter diesem Namen begriffenen Völker allein oder doch vorzugsweise die Weltgeschichte ausmachen, wie sie ebenfalls allein die bevorzugte der Menschenrassen, die Kaukasische, darstellen. Der Unterschied zwischen der Semitischen und der Arischen Flexion lässt sich in kurzen Worten dahin definiren, dass in den Semitischen Sprachen bei der Wortgestaltung der Wechsel der Vocale im Wortkörper eine besondere Rolle spielt. Die Consonanten — gewöhnlich drei in jeder Wurzel — sind der integrirende Theil der Wurzel; je nachdem die Ausfüllung mit diesen oder jenen Vocalen erfolgt, erscheinen verschiedene Bedeutungen desselben Namens; im Hebräischen z. B. entstehen aus dem Wurzelgerüst k-t-l *ketol tödten*, *katal tödtete*, *kotel tödtend*; „Im Sanskritischen (d. h. in den Arischen Sprachen), sagt Steinthal, ist an dem Stoffe selbst und so zu sagen an seiner Oberfläche, in seiner materiellen sinnlichen Erscheinung die Form

plastisch ausgeprägt, sie tritt hervor; im Semitischen tritt die Form nicht nach aussen, sondern bleibt innerhalb des consonantischen Materials, als ein musikalischer Hauch, der das Wort durchweht. Dort ist die Form, ich möchte sagen greifbar, tastbar, statuarisch und für sich erscheinend: hier bloss hörbar, stofflos, eine bloss innerliche Eigenschaft und Kraft; dort ist die Form Gestalt: hier bloss Klang, Tonfarbe; dort ist ein Stoff bewältigt, gestaltet, dazu herabgesetzt, Form zu bedeuten; hier ist der Stoff unberührt und die Form liegt in dem seine Poren durchdringenden Duft, allenfalls wie Farbe auf der Fläche und höchstens noch wie ein Bas-Relief.“ An den Stamm treten, wie bei unserer Sprache, zur Bezeichnung der Personen Pronominalstämme:

Sing.	*katal-**ti**, ich tödtete,*	Plur.	*katal-**nu**, wir t.*
	*katal-**ta**, du tödtetest*,		*katal-**tem**, ihr t.*
	katal, *(er) tödtete*,		*katel**u**, sie t.*

Jedoch ist die Verwendung von Affixen bedeutend geringer als in den Arischen Sprachen; die Flexion, die eben dadurch viel beschränkter ist, vollzieht sich vorwiegend durch den Vocalwechsel in der Wurzel. Der Unterschied ist durchgreifend genug, um die beiden Sprachstämme, obwohl sie in einer höheren Einheit zusammentreffen, vollständig auseinander zu halten. (I S. 238).

Aus dieser Uebersicht der verschiedenen Sprachenclassen, die zugleich die Geschichte der Sprachenentwickelung andeutet, ergibt sich zunächst die wichtige Thatsache, dass in den drei Classen ein Zusammenhang und stufenmässiger Fortschritt in der Entwickelung des Sprachvermögens deutlich erkennbar ist; es wird uns klar, dass von der Grundform der Einsilbigkeit ausgehend jeder höher entwickelte Sprachstamm die tieferen Stufen durchgangen haben muss. Könnten wir also die Entwickelung der agglutinirenden Sprachen rückwärts verfolgen bis auf die Urformen, so müssen wir auf einsilbige Sprachen kommen; ebenso würden uns die flectirenden Sprachen zunächst als agglutinirende, zuletzt als einsilbige erscheinen. Die Einsilbigkeit der Wurzeln ist in den agglutinirenden Sprachen deutlich bewahrt und auch in unseren Sprachen sind die Wortstämme meist einsilbig, wo sie mehrsilbig sind, da hat man es, wie die Sprachforschung bei den meisten Fällen in der Lage ist nachzuweisen, nicht

mehr mit einfachen und ursprünglichen Wurzeln, sondern mi Zusammensetzungen zu thun; und ebenso hat man es für die Aramäischen Sprachen wahrscheinlich gemacht, dass die dreiconsonantischen Wurzeln, die sogenannten Trilitern, aus zweiconsonantischen, Bilitern, herausgewachsen sind. Die Spuren der Agglutination sind in den flectirenden Sprachen nicht verwischt: was ist z. B. die Personenbezeichnung beim Verbum im Lat. *ama-s*, Griech. (*φιλέ-εις* =) *φιλέ-ε-σι*, Dtsch. *liebst*, anders als Agglutination, wie im Türkischen *sever-sen*? Es sind hier wie dort verklungene, aber ihren Ursprung noch deutlich verrathende Pronominalformen, die an die Bedeutungswurzel angehängt werden. Was ist es ferner anders, als Agglutination, wenn in unserer Declination die Casus durch die Endungen, in unserer schwachen Conjugation das Präteritum durch Zufügung des Hülfszeitwortes gebildet wird? Ganz unverkennbar scheint ferner in den agglutinirenden Sprachen die ursprüngliche Einsilbigkeit durch; ja in Bezug auf die Ersetzung der fehlenden Flexion läuft der Unterschied zwischen den beiden Sprachenclassen im Wesentlichen darauf hinaus, dass die agglutinirenden Sprachen mehr oder minder feststehende Wurzeln zur Bezeichnung der Beziehung verwenden, während bei den einsilbigen Sprachen die Zusammensetzung sich wieder auflöst und die Beziehungswurzel in einer neuen Zusammensetzung als Bedeutungswurzel erscheinen kann. Die Unveränderlichkeit von Bedeutungs- und Beziehungswurzel in den einsilbigen Sprachen, die Unveränderlichkeit der Bedeutungswurzel, aber Veränderlichkeit der Beziehungswurzel in den agglutinirenden Sprachen, die Veränderlichkeit schliesslich der Bedeutungs- und der Beziehungswurzel in den flectirenden Sprachen bildet die feste und unverrückbare Grenze zwischen den drei Sprachenclassen; aber deutlich ist zu erkennen, wie diese Grenzen g e w o r d e n sind im Laufe der Zeit, nicht von Uranfang gegeben waren. Die Urform aller Sprachen muss also die Einsilbigkeit gewesen sein. So gewinnen wir einen Standpunct für die Beurtheilung der Ursprache: hat es eine Ursprache gegeben, so war dieselbe einsilbig.

Die dargelegte Entwickelung der Sprachen — auf diese wichtige Thatsache haben wir nunmehr aufmerksam zu machen — fällt in die graue Urzeit des Menschengeschlechts, von der wir eben weiter nichts als diese Grossthat des Geistes zu

erzählen wissen: da wo die Geschichte beginnt, sind die Sprachen fertig. Keine Sprache haben wir in der Geschichte entstehen sehen; das Französische, Englische, Italienische etc., die wir als „neue“, mit den Völkern selbst entstandene Sprachen anzusehen pflegen, sind eben nur Differenzirungen und Weiterbildungen aus den früher vorhandenen Grundsprachen. Dagegen tritt uns hier die bemerkenswerthe Erscheinung entgegen, die wir an den flectirenden Sprachen recht deutlich beobachten können, dass sie mit der wachsenden Cultur, sowie sie an Umfang in der Verwerthung des sprachlichen Materials stets gewinnen, ebenso in Bezug auf die Form sich immer mehr verschlechtern d. h. immer mehr von der alten, volleren Form abweichend einer Verkümmerung der Formen anheimfallen. Wir brauchen nicht auf die älteste, zuerst gezeitigte Schwester in unserer Sprachenfamilie, das volltönende, kräftige und doch geschmeidige Sanskrit zurückzugehen, wir haben das Beispiel an unserer eigenen Sprache:

Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein. Qimai thiudinassus theins. Vairthai vilja theins, sve in himina jah ana airthai. So sprachen vor 15 Jahrhunderten die Gothen, der erste Germanische Stamm, der eine Literatur (die Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas) aufzuweisen hat, das Gebet des Herrn, und wie sprechen wir es, die hochgebildeten Abkömmlinge der Germanischen Art! Wir staunen über die klingenden Vocale, die volltönenden Endungen, während heute das tonlose — e, der letzte Rest, das Regiment in den Endungen führt; es fällt uns sofort auf, dass der Artikel beim Nomen, beim Verbum das Pronomen fehlt. Worin besteht also die Verschlechterung der Form? Offenbar darin, dass die Endungen sich mehr und mehr verschleissen, immer undeutlicher und dadurch zur Bezeichnung der Beziehung immer unfähiger werden, wovon die Folge war, dass man, wenn die Deutlichkeit nicht leiden sollte, Hülfswörter herbeiziehen musste, den Artikel für die Declination, die Fürwörter und Hülfszeitwörter für die Conjugation. Wo wir jetzt sagen: des Mannes, reichte in der alten Sprache Mannes aus, ich liebte war einfach liebte, an der Stelle unseres „ich werde geliebt“ etc. standen einfach Formen, wie im Lateinischen *amor*.

Es war eine nothwendige Consequenz, das Urtheil war gesprochen über die Endung, sowie die durch den Accent ge-

bundene Worteinheit gefunden war. Dadurch dass die Sprachen, wie namentlich die unsere, sich immer mehr daran gewöhnten, die Stammsilbe als den wichtigsten Theil des Wortes durch den Ton hervorzuheben, verlor die Endung an Ton und Bedeutung und wurde in der raschen Umgangssprache immer unkenntlicher, so dass in manchen Fällen ihre ursprüngliche Form und Bedeutung nicht mehr zu ermitteln ist; mit der Entziehung des Tones waren ihr die Adern unterbunden, sie musste absterben. Die Sprachen unserer Verwandtschaft können uns den Verlauf dieses Verfalles deutlich zeigen. Von den acht Casus zeigt das Griechische, noch fünf, das Lateinische sechs mit meist gut zu unterscheidenden Endungen; sie brauchen also keinen Artikel; und wirklich hat das Lateinische sich desselben bis zu seinem Untergang entschlagen, im Griechischen aber — und dies ist besonders lehrreich — können wir das Werden des Artikels sichtbar verfolgen. Homer, der Vater der Griechischen Dichtung und Literatur überhaupt, hat ihn noch nicht, bei ihm ist der spätere Artikel ὁ, wie bei uns d e r, noch hinweisendes Fürwort. Aber schon bilden sich die Ansätze: das Fürwort ὅ verliert seinen Ton und wird zum Artikel ὁ, wie bei uns das tonlose d e r im Gegensatz zum betonten. Wenn wir jetzt sagen d e s Mannes, so würde dies im Sinne der alten Sprache heissen d i e s e s Mannes. Und zum Ueberfluss haben wir zum sogenannten bestimmten Artikel noch den unbestimmten zugefügt und zu diesem Zwecke ein zweites Wort, das Zahlwort e i n, seines Tones und seiner Bedeutung beraubt. Ganz ebenso hat das Französische aus Lat. *ille* und *unus* seine Artikel *le* und *un* hergestellt und daneben *on* (aus homo) gebildet, wie wir m a n (d. i. Mann). Das Griechische und Lateinische haben noch volle Endungen zur Bezeichnung der Personen in der Conjugation, wenn dieselben auch stellenweise schon arg gelitten haben; diese beiden Sprachen haben also kein Fürwort beim Zeitwort: wir müssen sagen i c h liebe, was in die alte Sprache übersetzt lauten würde: i c h lieben-i c h. Das Griechische und Lateinische haben auch noch ihre vollen Formen für die Tempora und Modi bewahrt und nur hier und da drängt sich das Hülfszeitwort s e i n ein; das Lateinische bildet schon die Hälfte der Formen des Passivums mit *esse*, wie das Französische das ganze Passivum mit *être*, welches selbst wieder in seiner Conjugation *avoir* zu

Hülfe nimmt (*j'ai été*, ich bin gewesen, Lat. einfach *fui*). Im Deutschen wird das ganze Passivum mit werden gebildet, was zugleich zur Bezeichnung des Futurums dient (ich werde lieben, werde geliebt, werde geliebt werden). Wir brauchen schon drei Hülfszeitwörter bei der Conjugation (haben, sein, werden), abgesehen von den sog. Hülfszeitwörtern des Modus (sollen, mögen, dürfen, können). Den Gipfelpunct in dieser successiven Verkümmerung der Endungen hat das Französische erreicht, welches bekanntlich kaum noch eine ordentliche Endung aufzuweisen hat: in der Declination hat es nur das *-s* als Zeichen der Mehrzahl bewahrt, es hat desshalb überhaupt keine Declination und behilft sich mit Präpositionen (*de* und *à*); in der Conjugation hat die Herrschaft der Hülfszeitwörter bedeutend mehr um sich gegriffen, als im Deutschen. Schon der Lateiner sagt *cognitum habeo* in ähnlichem, freilich auch wieder verschiedenem Sinne wie *cognovi*, und nur auf wenige Ausdrücke beschränkt; im Deutschen haben wir mit dem Hülfszeitwort haben unsere Conjugation um das Perfectum im Activum und die davon abgeleiteten Tempora erweitert (ich habe geliebt etc.); im Französischen reicht die Herrschaft des *avoir* viel weiter: ausser *j'ai amé* sind Formen wie *j'aimerai*, *j'aimerais* (eigentlich ich habe zu lieben, hatte zu lieben) mit *avoir* gebildet, verschmolzen freilich mit dem Stammwort, sodass sie einer einfachen, ursprünglichen Form ähnlich sehen. Die Schrift vermochte, wie namentlich das Französische zeigt, dem raschen Umsichgreifen dieses lautlichen Verfalles nicht zu folgen: sie bewahrt noch die alten Zeichen, während die entsprechenden Laute eine ganz andere Gestalt angenommen haben.

Fassen wir unsere Beobachtungen zusammen, so entsteht in uns die Ueberzeugung, dass auch im Reiche der Sprachen das allgemeine Gesetz der Natur gilt: es gibt kein Sein, sondern nur ein Werden. Die Sprachen schleissen sich ab im täglichen Verkehre und je lebhafter dieser Verkehr, desto stärker der Verschleiss. Je mehr Leben eine Nation entwickelt und jemehr sie in den grossen Weltverkehr mit andern Nationen hineingezogen wird, desto mehr wird ihre Sprache abgeschliffen und verbraucht, also je reicher eines Volkes Geschichte ist, desto ärmer an ursprünglicher Kraft und Reinheit wird seine Sprache, desto mehr büsst diese die tönenden Endungen ein, sodasss man fast meinen sollte, es sei ihr Beruf, zum Schlusse

wieder auf den Anfang, auf die einsilbige Sprache, zurückzukommen. So erhielt sich ein Ableger der Nordischen Sprache auf der Insel Island ziemlich unversehrt, sodass man noch heute die Sprache der alten Stammsagen, der Edda (I. S. 117) dort zu hören glaubt, während dieselbe Sprache im Skandinavischen Mutterlande so starke Veränderungen erlitten hat, dass zwei neue Sprachen, das Schwedische und Dänische daraus erwachsen sind. Darum trug im alten Griechenland den Böotiern die zurückgebliebene Sprache den Ruf unserer Schildbürger ein. Die Völkerwanderung stürzte mit dem Römischen Ländercoloss nicht allein die Lateinische Sprache, die ursprünglich ja nichts weiter war als die Sprache der Gebildeten in der Hauptstadt, vom Throne, sondern wurde für die Sprachen aller betheiligten Völker ein Wendepunct, bei dem die längst vorbereitete Herrschaft des Artikels und der Hülfszeitwörter in Schwung kam. Nur darf man diese Veränderungen, die eben consequente Weiterbildungen sind, nicht kurzweg Verschlechterung nennen; denn die Sprache dient darum nicht weniger gut ihrem Zwecke, im Gegentheil mit der steigenden Beweglichkeit des wachsenden Geisteslebens hat sie dem Drange nachgebend ihre Mittel vereinfacht, was freilich nur auf Kosten der überlieferten reineren Form geschehen konnte. Der Linguist, der es beklagt, dass er bei diesem „Verfall der Sprachen" um seine liebste Augenweide, die vollen, klingenden Endungen gebracht wird, muss es folgerichtig auch beklagen, dass wir nicht mehr, wie die alten Aegypter und Babylonier, die schönen Bilder der Hieroglyphen und die wohlgestellten Keile, sondern die missgestalteten Züge unseres Buchstaben-Alphabetes schreiben.

Zu der geschilderten Variirung im Bereiche der flectirenden Sprachen zeigen die isolirenden und agglutinirenden Sprachen ein bemerkenswerthes Gegenbild: es ist die Thatsache, dass es ihnen nicht gelingt, sich in naturgemässem Fortschritt bis zur Flexion emporzuarbeiten. Die Tschinesische Sprache ist heute noch einsilbig, wie vor Jahrtausenden; nicht als wenn sie stillstände und dem Gesetze der Veränderlichkeit, dem alles Irdische unterworfen ist, allein Hohn spräche; die feine Durchbildung der Stellungs- und Betonungsgesetze ist unzweifelhaft Zeuge eines langen Bildungslaufes, den sie von den kärgsten und unbeholfensten Anfängen bis zur Brauchbarkeit für die feinste philosophische Darstellung durchgemacht; es ist staunenswerth,

wie sinnreich sie sich bei den einfachen Mitteln zu helfen gewusst hat, und Steinthal kann darum mit Recht sagen: „Die chinesische Sprache ist in gewissem Sinne, nämlich in Bezug auf principielle Reinheit und Folgerichtigkeit ihres Verfahrens eine classische Sprache.“ Aber aus dem Rahmen der Einsilbigkeit ist sie nicht herausgekommen, wird es auch nie, ebensowenig wie es denkbar ist, dass eine Arische Sprache sich je rückwärts wieder zu einer einsilbigen Sprache von dem Wesen der Tschinesischen gestalten könnte. Ebenso ist es keiner der ursprünglich agglutinirenden Sprachen trotz der Versuche, die manche wie die Finnische, Ungarische und Türkische Sprache in Europa, und namentlich die Indianersprachen in America gemacht haben zu einer Art von Worteinheit zu gelangen, bis jetzt gelungen, sich zu einer flectirenden Sprache emporzuarbeiten. Die wachsende Cultur hob die Sprachen der genannten Völker und für die Ungarn und Türken trat noch der Verkehr mit den civilisirteren Nachbarn auf dem Europäischen Continent zeitigend hinzu, sie dürfen auch in Bezug auf den Reichthum ihrer Sprache mit Stolz auf die zurückgebliebenen Stammgenossen in den Turanischen Steppen herabblicken; aber keine Macht hat sie aus der Agglutination zur Flexion herauszuheben vermocht; und indem die Mexicaner nach der Worteinheit zielten, schossen sie am Ziele vorbei und fanden mittels der Einverleibung die unbeholfene Satzeinheit, womit sie wohl besser, aber im Vergleich zu der Freiheit der Bewegung in den flectirenden Sprachen, nicht viel besser gestellt waren, als der Tschinese mit seiner starren Wurzelsprache. Wie erklärt es sich nun, dass eine im Uebrigen zwar einseitig, aber in ihrer Art hochgebildete Nation wie die Tschinesische, welche die Buchdruckerkunst, das Pulver und den Compass lange vor uns Europäern erfunden hat, auf der Stufenleiter der Sprachentwickelung über die unterste Sprosse nicht hinausgekommen ist, dass dagegen nicht allein die Tatarischen Horden, sondern sogar die rohesten Menschenfresser unter den Indianern und Polynesiern, die Neger und Australier, die wir als den Auswurf der Menschheit zu betrachten uns gewöhnt haben, bis zur Agglutination vorgedrungen sind? Haben die Wilden in allen Continenten in Bezug auf Sprachensinn vielleicht mehr Befähigung gezeigt, als die hochgebildeten Tschinesen? Und diese Befähigung sollte sich in anderen Dingen nicht gezeigt haben? Wie stimmte

sie zu der tiefsten Verkommenheit, zu der die Menschenart überhaupt gesunken ist, zu dem Cannibalismus? Hier ist nur eine Erklärung möglich; die Thatsache steht fest, dass kein Volk in der geschichtlichen Zeit in dem Lande, in welchem wir es beim Beginn der Geschichte treffen und in welchem es autochthon zu sein behauptet, seine Sprache — deren sonstige Entwickelung bereitwillig zugegeben — aus einer niederen in eine höhere Sprachenclasse, aus der Einsilbigkeit zur Agglutination, aus dieser zur Flexion emporgebildet hat; angesichts dieser eigenthümlichen Thatsache werden wir zu dem Schlusse getrieben, dass die Völker oder richtiger die Urväter der Völker die Sprache, wenigstens das Gerüst der Sprache mitbrachten in das Land, in welchem die Nachkommen Autochthonen zu sein glaubten, und dass dann in dem neuen Lande mit dem erwachsenden Volke und seiner steigenden Cultur die Sprache zwar einer allmählichen Verbesserung und Vervollkommnung entgegenreifen konnte, aber nur innerhalb der Grenzen der Sprachenclasse, zu welcher sie gehörte seit Anbeginn d. h. seit jener fernen Zeit, wo die Urväter des Volkes auszogen aus dem Lande, über dessen Boden allein das Geheimniss wie der Entstehung so der Entwickelung der Sprache bis zur höchsten Stufe, der Flexion, schwebt.

Und dieses Land ist kein anderes, als die Urheimath des Menschengeschlechts am Hindu-Kusch. Dort entwickelte sich unter dem ersten Menschenverein, wie klein er auch war, die erste Sprache, die natürlich eine möglichst einfache war mit einer wohl nicht grossen Zahl einsilbiger Bedeutungslaute und den Ansätzen einer Bezeichnung der Beziehung durch Stellung und Ton. Es erfolgte die erste Absonderung und Weiterverbreitung der Menschheit, wellenförmig, wie wir angenommmen haben, nach allen Seiten; sie nahm aus der Urheimath die erste Stufe der Sprachentwickelung, die einsilbige Sprache mit. Könnte die Sprachwissenschaft, wie die Geologie eindringt in die seit Anbeginn wohlverwahrten Schichten der Erdrinde, bis auf den untersten Sprachboden vordringen, sie würde überall in einem Umkreise um die gemeinsame Heimath unseres Geschlechtes, hier weiter, dort weniger weit, auf die Spuren der ältesten Sprache stossen, die eine einsilbige gewesen sein muss; sie kann es nicht, weil

ihr gar bald der Boden unter den Füssen schwindet d. h. weil die Sprache eben nicht, wie der Stein, haftet unveränderlich für alle Zeiten, sondern mit dem Volke, das sie gesprochen, vom Erdboden verschwindet, oft keine, hier und da nur geringe Spuren hinterlassend. Nur ein Denkmal ist geblieben bis heute, ausgeschmückt im Laufe der Jahrhunderte in manchfacher Weise, aber im Kerne bergend die Urgestalt menschlicher Sprachthätigkeit: die Tschinesische Sprache. Schon dieser Umstand allein stempelt das Tschinesische Volk zum ältesten der Erde, das Reich der Mitte birgt eine kostbare Reliquie aus der Urzeit des Menschengeschlechtes in seiner Sprache, und diese führt uns dazu, dass wir in den Urvätern des Tschinesischen Volkes eine der frühesten Absonderungen aus dem Urlande der Menschheit erkennen, die erfolgte, als man in diesem noch einsilbig sprach. Als man in der Folgezeit die Wege wählen lernte (I S. 232), da verfolgte man den durch gewaltige Bergrücken und ein ödes Hochland geschlossenen Weg nach Osten nicht mehr: Tschina behauptete die alte Art und die alte Sprache und entwickelte, für Jahrtausende abgeschlossen von der übrigen Culturwelt, seine Sprache und seine Cultur überhaupt in eigenthümlicher Weise, ohne von der uralten Grundlage abzuweichen, und darum steht es heute so fremd der übrigen Menschheit gegenüber, wie ein vergessener Posten, der sich auf seine Weise zu helfen gesucht und gewusst hat.

In dem Urlande am Hindu-Kusch blühte unterdessen das Frühlingsleben der werdenden Menschheit weiter und trug die zweite Frucht, die Agglutination. Die Wellen, die nun ausgingen aus dem gemeinsamen Centrum, trugen bereits die Agglutination und mit ihr die Anfänge eines grammatischen Gerüstes Schritt vor Schritt weiter bis in die fernsten Länder, bis an den Ocean und darüber hinaus in die neuen Continente. Es war geologisch gesprochen die zweite Schicht der Menschenverbreitung, welche die erste, wenn und wo sie eine solche antraf, erdrückte. Wir haben diese zweite Schicht (I S. 161) die Kuschitische genannt, indem wir uns des Namens bedienten, dessen Spuren wir in dem ganzen Aramäisch-Aegyptischen Culturkreise begegnet sind; wir geben dem Namen damit eine weitere Bedeutung, die über die Grenzen seiner historischen Verbreitung in dem Maasse hinausreicht, wie sich die

Agglutination, die Sprachform des den Aramäern und Ariern vorausgehenden Geschlechts, über die Länder der Erde gebreitet hat, den Blicken der Geschichte verborgen, bis die Arische Sprachform ihr, heute wie in uralter Zeit, entgegentrat, nur heute in einem unendlich grösseren Raume, der bis an die Enden der Erde reicht. Bedeutet Cham, wie er der Vater des Kusch genannt wird, ein älteres Menschengeschlecht, so kann der Name auf das verschollene Urgeschlecht der einsilbigen Sprache bezogen werden, das dem Sohne Kusch d. h. dem jüngeren Geschlecht, das mit der Agglutination kam, gewichen ist. Von den beiden uralten Culturstätten Chams (I S. 235) hat nur die eine, T s c h i n a, die Jahrtausende bis zu unserer Zeit in ungetrübter Klarheit überdauert; hier passte darum der Name Chamiten allein, und er erhielte auch hier einen Hintergrund, wenn wir es wagen wollten, den *Yao* der Tschinesischen Urgeschichte, an dessen Namen die Tschinesen ihre Tradition von der Sündfluth anknüpfen, zu dem *Yama-Cham* in Indien, Vorderasien und Aegypten zu stellen (I S. 147). Der zweite Ursitz des alten Geschlechts, A e g y p t e n, muss, obwohl gerade hier der Name *Chemi-Cham* unverkürzt sein Dasein gerettet, nach der Sprache der Hieroglyphen zu urtheilen, der Kuschitischen Descendenz, welche die Strasse *Bab-el-Mandeb* aus Arabien über das Meer führte (I S. 149), verfallen sein. Denn obwohl manche Wurzeln nach Tschinesischer Weise ohne besonderes Kennzeichen, das sie zu einem bestimmten Redetheile stempelte, in die Rede eintreten (z. B. *ōp* Zahl und zählen), so ist es für die agglutinative Natur der Sprache entscheidend, dass die Beziehungslaute vollkommen zu Affixen herabgesunken sind, die ihren selbstständigen Sinn verloren haben und der Verstümmelung verfallen sind. Aber da die Affixe sich nur lose an den Stamm anlehnen, sodass ein Verwachsen zur Worteinheit nicht stattfindet, da ferner die Wurzel unverändert bleibt und von der Semitischen Abwandelung durch Vocalwechsel keine Spur ist, so kann das Aegyptische auch nicht füglich eine Flexionssprache im Sinne der Aramäischen und Arischen Sprachen genannt werden. Freilich zeigt diese Sprache in mancher Beziehung einen gewaltigen Fortschritt gegen die Masse der agglutinirenden Sprachen: sie bezeichnet namentlich den Geschlechtsunterschied, wenn auch nicht dreifach — dies thun allein die Arischen Sprachen (unten Cap. X)

— so doch zweifach, als männlich und weiblich, und merkwürdiger Weise stimmen hiermit die Semitischen Sprachen überein, die ebenfalls diese zweifache Unterscheidung des Geschlechts haben und dasselbe Suffix *-t* zur Bezeichnung des Femininums. Zudem sind so manche Anklänge an die Semitischen Idiome, auch Uebereinstimmungen in den Wurzeln, nachgewiesen, dass einer der hervorragendsten Kenner des Aegyptischen weissagen zu können glaubt, „dass die Sprachforschung eines Tages erstaunt sein wird über das enge Band der Verwandtschaft, welches die Aegyptische Sprache mit den Semitischen Schwestern zusammenknüpft und über die mir jetzt schon feststehende Thatsache, dass alle eine gemeinsame Mutter haben, deren Ursitz an den Ufern des Euphrat und Tigris zu suchen ist." Diese Weissagung könnte sich, wie sie es ausspricht, nur auf der Grundlage der Thatsache erfüllen, dass die Aegypter sogut wie Hebräer und Araber, ein Zweig der Aramäischen Völkerfamilie wären. Dann wäre jedoch zu verwundern, dass die Verwandtschaft nicht ebenso eng ist, wie die der übrigen Semitischen Sprachen unter einander: denn für Arabien wird man mindestens denselben Grad der Absonderung von dem geschichtlichen Leben in Vorderasien geltend machen müssen, wie für Aegypten, und doch ist die Arabische Sprache Zeugin eines innigen Zusammenhanges zwischen der Aramäischen Welt, der sich vom Armenischen Bergland herschreibt. Ja man darf behaupten, dass der Verkehr über Bab-el-Mandeb, der später noch wirklich Semitische Idiome nach Aethiopien brachte, (I. S. 154) bedeutender gewesen sei, als der Verkehr mit Palästina. Die Aegyptische Sprache stellt aber, sowie das Volk in der Geschichte älter ist, als die Semiten, den Semitischen Sprachen gegenüber eine ältere Sprachform dar, was sich wesentlich schon daraus ergibt, dass die Hieroglyphensprache die Trennung von Nomen und Verbum, wovon unten (gegen Schluss und Cap. X) noch die Rede sein soll, noch nicht hat: *ran-i*, Nennen-mein d. h. sowohl „mein Name" wie „ich nenne". Die Einwanderung der Aegypter d. h. desjenigen Stammes, an welchen die Aegyptische Cultur geknüpft ist, muss also der Verbreitung der Semiten über Vorderasien vorausliegen, und wie nahe auch die Urväter der Aegypter den Urvätern der Semiten, der Aegyptische Ursprung dem Semitischen liegen mag, so

können wir doch die Aegypter nicht zu den Semiten zählen, müssen für sie vielmehr eine Sonderstellung zwischen Kusch und Sem in Anspruch nehmen.

Die Geschicke das in Vorderasien vor den nachrückenden Aramäern, im Gangesthale vor den Indischen Ariern verschwindenden Kusch haben wir (I S. 154) verfolgt; Kusch starb nicht, ohne seine Spur zu hinterlassen: in Indien lebt seine Descendenz, die Draviden, bis heute in den Bergen von Dekan; am Euphrat gestatten die Keilschriften noch einen Fernblick in das geschwundene Kuschitische Leben an den Ufern des Flusses. Und die Ergründung dieser Keilinschriften hat uns nordwärts geführt über den Yaxartes hinaus in das weite Gebiet der Turanier, Skythen, Tataren, wie die wechselnden Namen jener schweifenden Horden heissen, von denen einer den andern abgelöst hat. Wir haben (I 161 u. 168) aus den in den Keilinschriften gefundenen Anklängen an die Sprachen jener nordischen Nomaden, zu denen andererseits wieder die Dravidensprachen von competenten Sprachforschern in Beziehung gebracht werden, auf einen von Euphrat bis nach Sibirien und Indien reichenden uralten Zusammenhang der Kuschitenart geschlossen. War in diese Länder vor Kusch Cham d. h. die einsilbige Sprache vorgedrungen, was für die Euphratebene wohl, für den Turanischen Norden nicht wahrscheinlich ist, so ist ihre Spur gänzlich vertilgt, wie denn am Euphrat Kusch selbst Mühe hatte das Andenken seines Daseins vor den Aramäern und Ariern zu retten. Wir sind ferner (I 169) den Spuren Kuschs gefolgt, die uns zum Kaukasus, wo die Kuschitische Art ebenfalls bis heute noch nicht erstorben ist, und von da weiter in unser Continent hinüber geführt haben (I S. 193). Das ganze vor-Arische Leben im Herzen unseres Continentes, vom Kaukasus bis zum Atlantischen Ocean, wovon die Höhlen, die Hünengräber und Pfahlbauten Zeugniss geben, gehörte der Kuschitischen Descendenz, die, wie wir vermuthet haben, vom Kaukasus sich herleitete. Die Wolchen an der Donau, deren ehemalige Existenz wir, — wenn es erlaubt ist, Kleines mit Grossem zu vergleichen —, wie einst Leverrier den Planeten Neptun, nur aus den Störungen, die sie in den Bahnen der nachrückenden Arier hervorgerufen, vermuthen konnten, sind absolut spurlos verschwunden; die Ligurer, ohne Zweifel einst ein mächtiges Volk im westlichen Europa,

haben ihre Existenz in einem bescheidenen Winkel Italiens unter dem Schutz der Apenninen bis in die historische Zeit gerettet, um dann, sozusagen vor unsern Augen zu verschwinden, ehe man sie genügend kennen gelernt und ihre Sprache gehört und aufgezeichnet hatte. So bleibt der einzige Rest, das merkwürdige Völkchen der Basken, von den Ariern in die Berge im äussersten Westen gejagt wie die Draviden in dem südlichen Berglande Vorderindiens, und den Endpunct einer dritten Verbreitungslinie der Agglutination bezeichnend, die vom Hindu-Kusch über den Kaukasus bis in die Spitze des Biscayischen Meerbusens reicht. Das Meer setzte den Europäischen Draviden hier die Grenze; hier mussten sie Schutz finden in den Bergen, oder untergehen, wie so mancher Kuschitische Name vor ihnen. Das erste gelang, drum lasst uns ihre Sprache, ihre Sitten und Bräuche aufzeichnen, so lange sie noch sind; die Zeit kann kommen, wo auch sie nicht mehr sein werden.

Ein Sprung über den Atlantischen Ocean versetzt uns aus dem Baskenlande in das neue Continent America, wo wir die entfernten Verwandten des Baskischen Idioms wiederfinden (I. S. 193) — nicht als wenn es dem Vortrabe der Basken in grauer Vorzeit gelungen wäre, diesen Sprung über das Meer zu thun, wie uns eine leichte Bewegung der Augen auf der Landkarte hinüberführt: vielmehr läuft hier eine vierte Verbreitungslinie der Agglutination aus, die aus dem Urlande der Menschheit über das nördliche Asien in das neue Continent hinüberleitet. Wäre der Atlantische Ocean nicht gewesen und statt seiner eine territoriale Verbindung zwischen Europa und America, so wären ohne Zweifel auf dem Boden, den jetzt das Meer bedeckt, die Endpuncte zweier in diametral entgegengesetzter Richtung vom Hindu-Kusch auslaufender Linien zusammengestossen, zwei Endpuncte, bei denen sich die im Wesen der Agglutinatiou begründete Weiterbildung zum Polysyndetismus in so merkwürdiger Aehnlichkeit vollzogen hatte, dass man es wagen konnte, das Baskische mit den Indianersprachen zu vergleichen trotz der Unmöglichkeit, den Faden zu finden, der über den Atlantischen Ocean hätte führen können. Das Räthsel löst sich auf die angegebene Weise: Die Fäden laufen vom Hindu-Kusch nach allen Seiten, südwestwärts an den Euphrat und den Nil, überhaupt in das Africanische Continent, nordwestwärts zum Kaukasus und nach Europa bis zu den Pyrenäen,

südwärts nach Indien, von wo wir auch wohl nach Australien gelangen müssen, nordwärts zu den Turaniern, von denen Finnen, Magyaren und Türken sich abgezweigt haben, nordwestwärts endlich bis dahin, wo am Beringsmeer die Brücke nach America führt, nordwestwärts auch an den Grossen Ocean, die Geburtsstätte der Malayischen Rasse.

Wir kehren zu der Urheimath unseres Geschlechtes zurück. Dort hatte, während die Ranken der zweiten Sprachperiode über die fernsten Länder sich ausbreiteten, der kräftige Stamm allmählich die Krone getrieben, die Flexion war gefunden und mit ihr der Anfang aller wahren Cultur und somit der Anfang der Geschichte. Die Aramäer und nach ihnen die Arier zogen aus, ein Geschlecht nach dem andern, um die begünstigten Theile der Welt vom Hindu-Kusch bis zu den Säulen des Hercules in Besitz zu nehmen; ihre Nachkommen wurden die Begründer mächtiger Völker und Reiche. Die Geschichte begann, voraus die der Aramäischen, dann die der Arischen Staaten; wir sind ihr gefolgt bis auf den heutigen Tag und haben gesehen, wie Sem bis auf einen Spross, die Araber, hingestorben ist, wie Japhet blüht, und mit seinen gebreiteten Armen von Indien bis zu den Westküsten Americas die Welt umspannt. Die vollendetste Art behauptet überall, wo sie erscheint, im Kampfe um das Dasein, den Boden — soweit sprechen wir mit Darwin auch in der Naturgeschichte der Sprache. Aber während wir (I. S. 17) es nicht für wahrscheinlich hielten, dass die fortzeugende Kraft der Natur dereinst noch vollendetere Geschöpfe hervorbringen werde, als jetzt der Mensch ist, den wir die Krone der Schöpfung nennen, zwingen uns in Bezug auf die Sprache alle thatsächlichen Beobachtungen, es geradezu für unmöglich zu halten, dass die Flexion jemals von einer besseren und vollkommeneren Art der Gedankenmittheilung durch Worte abgelöst werden könne: Die Entwickelung der Sprache ist mit der Flexion abgeschlossen, eine Weiterbildung zu vollkommeneren Art ist nicht denkbar, wenn sich der Mensch nicht selbst zu einem vollkommeneren, geistigeren Wesen weiterbildet, welches alsdann keiner Worte, sondern nur des Hauchens, des Lispelns oder der Zeichen, oder auch dieses nicht einmal zur Mittheilung bedürfte. Im Gegentheil, alle die geschichtlich beobachteten Weiterbildungen der flectirenden Sprachen sind, wie bereits gesagt, was die

Form anbelangt, nicht Verbesserungen, sondern verschlechterte Abweichungen von der ursprünglich vollkommnern Grundlage zu nennen, wie sie in der Urzeit unseres Geschlechtes, in die keines Menschen Blick zu dringen vermag, geschaffen worden ist.

Diese Enthüllung wirft ein eigenthümliches Schlaglicht auf diese Urzeit: wie ein Zauber tritt uns das Geheimniss der zeugenden Urkraft entgegen, die unbemerkt, wohl auch sich selbst unbewusst ein solches Denkmal menschlicher Geisteskraft geschaffen. Mit Recht wundern wir uns, dass diese Fülle geistigen Lebens, wie sie sich in der Entwickelung der Sprache bis zu der glänzenden Errungenschaft der Flexion offenbart, so gänzlich sich vor unseren Blicken verbirgt, dass wir selbst den Ort ihres Schaffens und Wirkens nur noch durch Muthmassungen zu bestimmen vermögen. Selbst die jüngsten der Absonderungen aus dem Mutterschooss der Menschheit, welche die Keime in die Welt trugen, aus denen die Arischen Nationen erwachsen sollten, sind für uns in mystisches Dunkel gehüllt; wir haben (I. S. 42.) aus dem Stande der Arischen Sprachen geschlossen, wie hoch der Urstamm am Oxus nicht etwa über den Wilden in den neuen Erdetheilen, sondern selbst über den halbcivilisirten Nomadenstämmen der alten Welt schon in jener grauen Zeit gestanden haben muss. Aber die Geschichte weiss uns nichts von unsern Urvätern am Oxus zu erzählen, eben weil diese selbst doch noch nicht hoch genug standen, um sich selbst, ihr Leben und ihre Entwickelung beobachten und aufzeichnen zu können, und weil es ausser ihnen kein Volk gab, das höher gestanden und hätte hingehen können zu ihnen, wie wir die Neger, Indianer und Australier in ihrem eignen Lande aufsuchen. Eben gingen die letzten Stationen aus, um an geeigneten Stellen die ersten Hütten zu bauen für die werdenden Völker; das ist die Bedeutung des Arischen Urstammes; er besteht für uns gewissermassen nur in der Idee. Er löst sich nicht auf, um in seinen Theilen zu verschwinden, sondern wie wir ihn in der Wirklichkeit d. h. in der Geschichte treffen, da haben eben diese Theile und vor allem derällteste, das Baktrische Reich, das auf dem alten Boden stand, bereits eine leibhaftige Gestalt gewonnen und sind zu einem Wesen geworden, dessen Wachsen und Schwinden wir nur beobachten können. Und hinter dem Werden des Arischen Stammes sehen wir die Urväter der Aramäer sich

westwärts wenden, um im Armenischen Hochlande zu dem Stamm anzuwachsen, der hernach das Aramäische Gepräge und vor allem die Aramäische Sprache über Vorderasien breiten sollte; und weiter rückwärts, nicht im Orte, sondern in der Zeit, ziehen die dunkeln Gestalten von dannen, um in den fernen Ländern der Erde einer farbigen Descendenz das Dasein zu geben, die nach Jahrtausenden in einer Verfassung wieder gefunden wurde, welche sie als eine niedere Art erscheinen lassen konnte. Wie eine verkümmerte Frühgeburt hatten sie den Mutterschooss am Hindu-Kusch verlassen, ehe sie vollständig gereift waren; sie hatten sprechen gelernt, aber nicht wie die begünstigten Geschlechter, die nach ihnen am Hindu-Kusch sich zur Flexion emporarbeiteten, und was den ausziehenden Urvätern nicht beschieden war, versuchten die Enkel in den fernen Landen vergebens zu erringen: sie besserten mehr oder minder ihre Sprache, in dem Maasse wie ihr geistiges Vermögen wuchs, aber vom Schlehenstrauch liessen sich einmal keine Feigen ernten: der beste Polysyndetismus vermag niemals die fehlende Flexion zu ersetzen, und die letzte Arische Sprache macht das beste Tschinesisch zu Schanden. So war es: sie waren für immer ausgeschlossen von dem Genusse der Frucht, die nur in der Urheimath des Menschengeschlechts reifen sollte; warum es so war, versuchen wir vergebens zu ergründen. War es, weil hier die Menschheit zuerst sich ansammelte, der erste Menschenverein, der erste Verkehr entstand und damit jener Wetteifer, der auch heute noch die schönsten Blüthen treibt? das erste Zusammenleben, in dem die Generationen, jede folgende belehrt von der vorhergehenden, wuchsen an geistiger Kraft, in dem auch der Umstand, dass sich nach und nach Theile absonderten, um fort zu ziehen in die weite Welt, keine Unterbrechung der Gemeinsamkeit des Lebens und des Fortschrittes herbeiführte? Gewiss waren die Urväter der Tschinesen oder Mexicaner, als sie auszogen aus der gemeinsamen Urheimath, nicht mehr und nicht minder begabt und befähigt, wie diejenigen, die zurück blieben, um hernach die Väter der Aramäer und Arier zu werden; aber als ihre Nachkommenschaft in dem neuen Lande zum Stehen kam und zum Stamme und Volke heranzuwachsen begann, da hatten sie den Process, der in der Urheimath des Menschengeschlechts sich längst und ohne Unterbrechung abgespielt

hatte, in dem neuen Wohnsitze von neuem zu beginnen: sie schritten fort und gewannen an geistigem Gute — aber auf dem langen Wege, auf welchem sich die Generationen fortgeschoben hatten, bis die Nachkommenschaft in dem Lande ihrer Zukunft angelangt war, war ihre Sprache, die sie nie aufgegeben hatten, erstarrt; nun liess sich der Process, der im Urlande bis zur Gewinnung der Flexion geführt hatte, nicht noch einmal von vorne beginnen, um auch hier zur Flexion zu gelangen, ebensowenig wie sich der Rassentypus ablegen lässt, dadurch dass man in ein anderes Land zieht, um dort zur weissen Hautfarbe zu kommen. Wir schreiben also nicht gerade dem Hindu-Kuschlande eine wunderbare Kraft zu, das geistige Leben der werdenden Menschheit zu zeitigen; denn wäre die Menschheit an irgend einem andern von der Natur begünstigten Platze, deren es ja viele auf der Erde gibt, etwa in dem Nilthale oder in den Niederungen des Hoangho, in den gesegneten Fluren Südamericas, oder auch auf der Hochebene des Titicacasees erwachsen, so hätte sie auch dort ohne Zweifel denselben Bildungsgang durchgemacht, dieselbe Vollendung der Sprache, oder was hier dasselbe bedeutet, des Geistes erreicht, und wir würden heute den Ursprung der Aramäer und Arier nach Tschina oder America zurückführen, und Americanische Weisse hätten Europa entdecken und dessen farbiger Bevölkerung die Cultur bringen müssen. Aber dass gerade diese Erdstelle, sowie sie der geeignetste Mittelpunct des festen Landes auf der Erde ist, zum Ausgangspunct für die werdende Menschheit erwählt war seit Anbeginn, darin wollen wir einen Ausfluss derselben Weisheit erblicken, welche die Verhältnisse des Makrokosmos im Grossen wie der Erde im Kleinen so planvoll geordnet hat. Immerhin aber wird der Process der Sprachbildung, wie er sich am Hindu-Kusch bis zur Gewinnung der Flexion vollzog, für uns ein Geheimniss bleiben, eben wie der Process der Menschwerdung selbst, der mit Darwin's Darlegungen noch nicht für aufgeklärt gelten kann.

Die vorgetragenen Anschauungen von der Entstehung und Entwickelung der Sprache schliessen — dessen wollen wir uns bewusst werden — die Behauptung einer Urverwandtschaft aller Sprachen ein, die zu einer und derselben Sprachenclasse gehören, und im Hintergrunde liegt, da die Flexion sich aus der Agglutination und mit dieser aus der Einsilbigkeit

entwickelt hat, die Urverwandtschaft aller Sprachen. Bei den isolirenden Sprachen handelt es sich im Wesentlichen nur um eine Sprache, das Tschinesische, wozu die angrenzenden Hinterindischen Sprachen unbeschadet ihrer individuellen Entwickelung gewissermassen als Zubehör betrachtet werden können. Sowie wir aber in das über die ganze Erde gedehnte Gebiet der agglutinirenden Sprachen kommen, zeigt sich sofort, wie unter den Völkern und Stämmen selbst, von welchen sie gesprochen werden, die buntscheckigste Verschiedenheit, so dass es noch viel zu nennen ist, wenn wenigstens für gewisse Abtheilungen oder Familien von den Sprachforschern eine Verwandtschaft anerkannt wird. Dies ist der Fall zunächst bei den Turanischen Sprachen, deren Ausläufer nach Europa das Finnische, Ungarische und Türkische sind; sodann bei den Sprachen der Urbewohner Americas, die, so manchfaltig sie sich im Einzelnen entwickelt haben, im Ganzen und Grossen das Gepräge gleicher Abkunft und ursprünglicher Gemeinschaft nicht eingebüsst haben. Ebenfalls darf eine engere Verwandtschaft zwischen den Malayischen Sprachen als feststehend angenommen werden, und die hierher gehörigen Sprachen Africas glaubt man in zwei grössere Abtheilungen zusammenbringen zu können. Aber sowie eine Zusammenstellung zweier solcher Gruppen, z. B. der Dravidensprachen mit den Turanischen, von dem einen Sprachforscher versucht wird, protestiren so viele andere und wollen keine Verwandtschaft anerkennen. Und kommen wir nun zu den flectirenden Sprachen, so ist die enge Verwandtschaft der Aramäischen und anderseits der Arischen Sprachen unter sich zur Genüge bekannt; aber ob die Aramäischen Sprachen mit den Arischen und bis zu welchem Grade sie verwandt seien, darüber gehen die Meinungen auseinander und die Mehrzahl der Forscher leugnen jede Verwandtschaft. Kein Zweifel, heute können alle diese Sprachen der verschiedenen Gattungen nicht mehr verwandt genannt werden, da man mit Recht als Beweis der Verwandtschaft ausser einer genau erkennbaren Gemeinsamkeit in der grammatischen Grundlage auch die Uebereinstimmung in einer Summe von Wörtern oder Wurzeln verlangt — wie wenig es auch bei der Bestimmung von Sprachenverwandtschaft eine feststehende Grenze gibt und wie sehr auch die Entscheidung dem subjectiven Dafürhalten des einzelnen Forschers anheim gegeben ist. Aber könnten

wir z. B. die sämmtlichen agglutinirenden Sprachen bis zu ihrer Urgestalt rückwärts verfolgen, könnten wir einen Blick thun in die Zeiten, wo die Urväter der Turanier oder Americaner auszogen vom gemeinsamen Vaterherd, so würde uns ihre Verwandtschaft immer deutlicher einleuchten, wir würden uns überzeugen, dass die Verschiedenheiten, welche jetzt die Sprachen so scharf gegeneinander abtrennen, geworden, nicht ursprünglich sind. Wie sie werden konnten und werden mussten, wollen wir nunmehr untersuchen.

Wir gehen aus von der allbekannten und bereits berührten Thatsache, dass die Sprachen einer beständigen Veränderung unterworfen sind. Keines Volkes Sprache sieht heute so aus, wie sie vor einem Jahrhundert war. Die Vorfahren unserer Sprache, das Gothische und Althochdeutsche, verstehen wir nur mit dem Lexikon und der Grammatik in der Hand; selbst das Mittelhochdeutsche, obwohl zwischen heute und der Zeit, wo dieses die Sprache des gebildeten Theiles unserer Nation war, nur fünf Jahrhunderte liegen, ist uns ohne Interpretation nicht mehr vollkommen zugänglich; ja wie fremd klingt uns nicht die Sprache des vorigen Jahrhunderts! Man nehme nur ein altes Buch oder eine alte Zeitung zur Hand, um sich sofort zu überzeugen; die „sintemalen“, „alldieweil“, „dannenhero“, „derohalben“, werden uns Vergnügen bereiten. Die Veränderungen beziehen sich nicht nur auf den durch das Streben nach Kürze herbeigeführten Verschleiss der Formen, sie bedroht auch die Existenz der Wörter selbst; manche Wörter veralten und die Sprache lässt sie fahren, manche wiederum nehmen einen neuen Sinn an: was ursprünglich „gutmüthig“ war, nimmt die Bedeutung „dumm“ an; so ist es dem griechischen εὐήϑης gegangen und unserm „albern“ (ursprünglich *alawâri*, ganz wahrhaft); „erst die herzlose Verständigkeit der Nachgeborenen hat auch hier das Einfältige, das Schlecht und Rechte zum Gespött gemacht“ (Wackernagel). *Got enwil niht tuon, wan slehtes* (Freidanks Bescheidenheit) heisst heute: Gott will nichts thun als Gutes; in „schlecht und recht“ ist der letzte Rest der ursprünglichen Bedeutung von schlecht (schlicht) erhalten. Ein „*edel magedîn*“ wird im Nibelungenlied Kriemhilde, die Königstochter, genannt; heute mag die Dienstperson nicht mehr „Magd“ heissen und will lieber Mädchen oder gar Fräulein betitelt sein. Wie viele unserer Wörter,

von den eingeführten Fremdwörtern ganz abgesehen, waren in früherer Zeit unerhört! Neue Wendungen, neue Ausdrücke entstehen fast mit jedem Tage, und fast jeder Stand bildet sich seinen eigenen Stil; den Kaufmannsstil wissen wir sehr gut vom Kanzleistil zu unterscheiden, von den Gelehrten nicht zu reden, von denen in der Regel jeder an seinem Stiel ebenso kenntlich ist, wie an seiner Handschrift. Die Sprache wechselt zwar nicht so schnell, aber so sicher wie die Mode.

Und dieser Process vollzieht sich im Gebiete der Arischen Sprachen, die doch ein so festes Gepräge mitgenommen vom Oxus, dass ihre Stammverwandtschaft nach Jahrtausenden noch deutlich erkennbar war. Gehen wir rückwärts zu den agglutinirenden und isolirenden Sprachen, wo die Worteinheit fehlt, so ahnen wir, wie dort die Zersetzung immer grösser werden und sich immer rascher vollziehen musste. Beständige Auflösung und Fügung liegt im Wesen dieser Sprachen; die Wörter, wenn es erlaubt ist, von solchen zu reden, zersetzen sich eben so rasch wieder in ihre Bestandtheile, wie sie sich gebildet haben. Und dieser Zersetzungsprocess musste um so wirksamer sein, je weniger das Zusammenleben grösserer Massen, wo man, um sich verständlich machen zu können, zum Festhalten einmal gewonnener Bezeichnungen gedrängt wurde, demselben Einhalt that. Heute hat das Tschinesische trotz des Schwankens und der Zweideutigkeit in seinen Wortgebilden, die zur bestimmten Bezeichnung eines Begriffes zur Zusammenstellung von zwei, drei ja vier Synonyma (S. 11) zwingt, doch immerhin eine Summe von Wörtern, die eine conventionell festgestellte Bedeutung haben; wir können uns aber lebhaft die Art und Weise vergegenwärtigen, wie diese in den Anfängen der Sprachbildung ohne Zweifel sehr vagen Wörter bei dem fester sich gestaltenden staatlichen Organismus und dem wachsenden Verkehr allmählich in ihrem Sinne begrenzt und auf die Bezeichnung bestimmter Begriffe eingeschränkt wurden. Und so sehen wir denn noch heute unter den unstäten Nomadenstämmen der alten und neuen Welt wie im Anbeginn der Zeiten den Process beständiger Variation, beständiger Zersetzung und Neubildung sich vollziehen: „Wir lesen von Missionären im Central-America, sagt Max Müller, welche die Sprache wilder Stämme niederzuschreiben versuchten und mit grosser Sorgfalt eine Sammlung aller Wörter anlegten, deren sie habhaft werden

konnten. Als sie nach Verlauf von zehn Jahren zu demselben Stamm zurückkehrten, fanden sie, dass dieses Wörterbuch veraltet und unbrauchbar geworden war. Alte Wortstämme waren im Flusse der Sprache zu Boden gesunken, neue zur Oberfläche emporgestiegen, und ihrer äusseren Erscheinung nach war die Sprache vollständig eine neue geworden". Wir sehen hier noch den Hergang unverkürzt walten, wie er in der Urzeit gewesen sein muss: Sowie sich eine Familie absondert, so entsteht allmählich eine neue Sprache; die Familie begründet ein neues Geschlecht und bald ist die Sprache fertig, und fähig, in dem allgemeinen Verbande als neue Nummer aufgeführt zu werden. Ein Missionär gibt an, dass unter den Huronen in Nordamerica „kaum ein Dorf dieselbe Sprache spricht, wie ein anderes, ja dass die einzelnen Familien desselben Dorfes nicht einmal genau dieselbe Sprache reden." Manche Sprache wird nur von wenigen, ja nur von einer einzigen Familie gesprochen, erzählt ein Reisender, der Brasilien durchforscht hat; ja hier und da sollen die Weiber eines Stammes eine von den Männern verschiedene Sprache reden. Freilich wird man hier auch häufig Sprache mit Dialekt verwechselt haben, da die Grenzen dieser beiden Begriffe sehr schwer zu ziehen sind. Dem Ohre des Europäischen Fremdlings konnte als neue Sprache klingen, was nur ein Dialekt derselben Sprache war, und in diesem Sinne kommt es auch bei uns vor, dass im nächsten Dorfe eine andre Sprache gesprochen wird.

Für die Turanischen Sprachen entwirft Max Müller ein anschauliches Bild dieser Veränderlichkeiten und ihrer Ursachen: „Ein Stamm nimmt einen Landstrich in Besitz, behält ihn vielleicht mehrere Generationen hindurch und gibt den Wiesen, auf denen seine Heerden weiden, und den Flüssen, in denen er seine Pferde schwemmt, seinen Namen. Wenn das Land fruchtbar ist, so zieht es die Blicke anderer Stämme auf sich; Kriege entstehen, und wenn man am Widerstande verzweifelt, so flüchten Hunderte von Familien aus den Weideplätzen ihrer Väter, um vielleicht Generationen hindurch zu wandern — denn das Wandern halten sie für eine natürlichere Lebensweise, als das fortwährende Wohnen in derselben Gegend — und nach längerer Zeit entdecken wir vielleicht ihre Namen in einer Entfernung von mehreren hundert Meilen wieder. Zwei Stämme führen auch wohl lange Zeit miteinander Krieg, bis beide vielleicht mit ihren

geschwächten Kräften gegen irgend einen neuen Feind gemeinschaftlich Front machen. Während dieser fortwährenden Kämpfe verlieren die Sprachen dieser Nomadenstämme eben so viele Worte, als Menschen auf dem Schlachtfelde getödtet werden. Einige Wörter gehen sozusagen zum Feinde über, andere werden zu Gefangenen gemacht und während der Friedenszeit ausgewechselt. Ausserdem gibt es Unterhandlungen und Herausforderungen, und endlich wird auf solche Weise ein Dialekt hervorgebracht, den man ganz passend eine Lagersprache nennen könnte, in dem es aber dem Philologen schwer fällt die lebenden Krieger zu ordnen oder die Erschlagenen zu zählen, wenn nicht etwa einige Angelpuncte der Grammatik aus dem Kampfgetümmel gerettet worden sind. Wir sahen, wie eine Zahl von Stämmen plötzlich auf den Befehl eines Dschingis-Khan oder Timur sich sammeln konnte, gleich Wogen, die ein Orkan hebt und aufthürmt. Eine solche Woge, die sich von Karakorum bis Liegnitz wälzte, kann auf einmal alle die unstäten Schafhürden und festen Grenzsteine der Jahrhunderte wegspülen, und wenn der Sturm vorüber ist, bleibt wie nach einer Ueberschwemmung eine dünne Kruste zurück, welche die darunter liegende Völker- und Sprachenschicht verbirgt.“ Dieses beständige Erzeugen von Dialekten und wiederum auch Zusammenfliessen und bunte Durcheinanderwerfen derselben, verbunden mit der flüssigen Natur der agglutinirenden Sprachen überhaupt, macht in der That die ewige Wandelbarkeit dieser Nomadensprachen so einleuchtend, dass sie kaum eines weiteren Beweises bedarf. „Es kann uns weit mehr Wunder nehmen, sagt Max Müller, dass überhaupt noch irgend welche Wörter von conventioneller Bedeutung als gemeinschaftliches Eigenthum der Turanischen Sprachen entdeckt werden können, als dass die meisten ihrer Wörter und Formen jeder einzelnen eigenthümlich sind.“ Und mit Recht bemerkt derselbe Gelehrte, dass gerade die Turanischen Sprachen das lehrreichste Beispiel sind, wie weit Sprachen, denen man einen gemeinsamen Ursprung zuschreiben muss, auseinander gehen und sich unähnlich werden können. Erst wo in dauernden Wohnsitzen Sammlung zu grösserem Verein, Anfänge zu einem staatlichen Leben und politischer Organisation eintreten, wie bei Finnen, Ungarn und Türken, da fängt die Sprache an zu feststehenden Formen und consequenter Durchbildung zu gelangen.

Die gründliche Verschiedenheit der Wortgebilde, wie sie heute die Sprachen trennt, kann also nicht mehr als Beweis dafür gelten, dass sie nicht aus einer ursprünglichen Einheit und Gemeinsamkeit menschlicher Sprache hervorgegangen sein könne. Man erwarte also nicht, für Vater, Mutter, lieben etc. in allen Sprachen dieselbe Wortwurzel wiederzufinden. Selbst die festgefügten Arischen Sprachen stimmen oft in den gebrauchtesten Wörtern nicht überein: Gr. *οἶκος* Lat. *domus*, Dtsch. *Haus*, Frz. *maison*; Griech. *παῖς*, Lat. *puer*, Dtsch. *Knabe*, Frz. *garçon*; Griech. *ἡμέρα* Lat. *dies*, Dtsch. *Tag*, Frz. *jour*, (freilich mit *dies* durch *diurnus* verwandt). Und bei den Wörtern, deren Identität in den einzelnen Arischen Zweigen die Sprachforschung festgestellt hat, welche Verschiedenheit der einzelnen Laute, sodass oft kein einziger Buchstaben übereinstimmt (*duo-zwei*, *tuus-dein* etc.)! Hier hat aber die Sprachforschung die Gesetze aufgespürt, nach denen, die Wandelungen vor sich gegangen sind; sie hat uns die Arische Urform erschlossen. Aber was haben wir damit? Nun wissen wir, wie der erste Arische Verein am Oxus das Wort gesprochen hat. Aber wir blicken weiter zurück und fragen, wie sah das Wort aus, ehe es noch Arier am Oxus gab? Und hier hat eben unsere Weisheit ein Ende. Die Arier haben das Wort erfunden, das ist möglich; es ist aber auch ebenso möglich, dass sie es geerbt aus dem Besitz einer älteren Menschheit — und dann konnte es schon einen Entwickelungsgang so lang und so manchfaltig durchgemacht haben, wie es ihn hernach als Arisches Wort noch durchzumachen hatte; denn dass es seit dem Anbeginn seines Daseins bis zu der Zeit, wo es durch die Arier vertrieben wurde in alle Welt hinaus, dem Gesetze der Veränderlichkeit nicht unterworfen gewesen sei, wird niemand behaupten wollen. Es ist uns also absolut unmöglich, die Urgestalt einer Wortwurzel zu bestimmen oder auch nur zu ahnen. Und darum vermögen wir auch nicht zu sagen, ob und welche Arische Wurzeln etwa mit Turanischen zusammentreffen; denn dass heute die Wurzel bei den Wortbildungen in der Agglutination unversehrt bleibt, darf nicht als Bürgschaft dafür genommen werden, dass die Wurzel seit Anbeginn so gelautet hat, und zudem haben wir nirgends die Gewissheit, ob wir es nicht mit Wurzeln zu thun haben, die erst im Turanischen Gebiet entstanden sind. Die Möglichkeit, dass neue Wurzeln

oder Wörter entstehen, schrumpft zusammen mit der festeren Gestaltung der Sprache; für die fernen Zeiten der werdenden Sprache muss ihr ein weiter Spielraum gelassen werden.

Inzwischen bedingt jedoch die blosse Gemeinschaft der Wörter nicht sofort eine Verwandtschaft der Sprache, wie umgekehrt das Fehlen dieser Gemeinschaft eine Verwandtschaft nicht sofort ausschliesst. Von den Araucanern in Südamerica wird berichtet, dass sie (schon in der Mitte des 18. Jhdts.) fast alle ihre Wörter aus dem Spanischen entlehnt hatten, ohne die Grammatik ihrer eignen Sprache aufzugeben; ist darum ihre Sprache Spanisch geworden? offenbar sowenig wie unsere Sprache durch die vielen Französischen Wörter, mit denen man, als es Ton war, die Sprache zu zieren oder vielmehr zu verunzieren suchte, Französisch geworden ist. Der grammatische Bau ist das Entscheidende, wo es sich um Verwandtschaft der Sprachen handelt, nicht der bewegliche Wortvorrath. Darum wird der umgekehrte Fall, dass ein Stamm niederer Rasse die Grammatik von dem fremden Culturvolke annimmt, die einheimischen Wörter aber beibehält, niemals vorkommen. Die Neger in den Vereinigten Staaten haben Englisch, die Indianer in Mexico Spanisch sprechen gelernt, sie haben ihre Muttersprache vollständig aufgegeben, wobei es nicht in's Gewicht fällt, wenn sie einzelne Wörter derselben bewahrt und in das neue Idiom übertragen haben. Aber auch in der grammatischen Verschiedenheit der Sprachen erkennen wir dieselbe Variirung, in deren Perspective weit rückwärts die freilich kaum mehr erkennbaren Umrisse der Urform durchschimmern.

Der feste grammatische Bau in den Arischen Sprachen hat, mehr als die Gemeinsamkeit einer Summe von Wörtern, ihre Verwandtschaft ausser Zweifel gesetzt; bei alledem würden wir stutzig werden, wollte man Formen wie Griech. *πατράσι*, Lat. *patribus*, Frz. *aux pères*, Griech. *δέδομαι* Lat. *datus sum*, Frz. *j'ai été donné* ohne vermittelnde Erklärung nebeneinander stellen. Gehen wir wieder rückwärts zu den isolirenden und agglutinirenden Sprachen, so wird bei dem viel weniger festen oder vielmehr ursprünglich ganz mangelnden Gefüge dieser Sprachen die grössere Variabilität in Bezug auf den Ausdruck grammatischer Verhältnisse erklärlich. Bei den isolirenden Sprachen kommt zunächst wieder Tschina in Be-

tracht. Hier schuf das mächtige Staatengerüst — unbeschadet der im Volke lebenden Dialekte — die grosse Einheit der Sprache. Hätten wir auch an anderen Stellen der Erde, in anderen Erdetheilen isolirende Sprachen, so würde sich ohne Zweifel die Variation in schönster Blüthe zeigen. Aber sie zeigt sich schon hinreichend in den Hinterindischen Sprachen, die doch sozusagen in einem localen Zusammenhang mit Tschina stehen: von anderem abgesehen zeigt sich zwischen dem Siamesischen und dem Barmanischen der durchgreifende Unterschied, dass in diesem die sinnbegrenzende Wurzel der Hauptwurzel vorangeht (wie im Tschinesischen der Genetiv, nicht aber das Objectiv (S. 11), während im Siamesischen das Verhältniss umgekehrt ist. In dem weiten Gebiete der Agglutination aber begann sofort beim Auseinandergehen der Stämme das unveräusserliche Recht der Natur, die Variation, ihr Werk; auch die Mittel grammatische Kategorien zu bilden, mussten sich so manchfaltig gestalten, dass die Verschiedenheiten heute wohl genügen, den in diesem weiten Rahmen gehörenden Sprachen jede Verwandtschaft abzusprechen und eine solche nur in gewissen engeren Grenzen, wo die Merkmale gemeinsamer Abstammung deutlicher werden, zuzulassen. Das vollendetste Auskunftsmittel, welches die wachsende Geisteskraft fand, in der Agglutination Einheit und innere Ausdehnung zu finden, war, wie wir (S. 14) gesagt haben, die Einverleibung. Die Turanier haben sie nicht, wohl aber haben ihre Ausläufer nach Europa hin, besonders die Türken die Ansätze gemacht und neben diesen die Basken, das Schlussglied einer ganz andern Kette, deren Mitte unterbrochen ist. Auf der andern Seite treffen wir das Gebiet der eigentlichen Einverleibung in Nordamerica, und was das Bemerkenswertheste ist, hier hat sich das Mittelglied erhalten in den Eskimos: wie ihre Sprache an die Turanischen Bildungsgesetze erinnert, so knüpft sie ihre physische Beschaffenheit an ihre Urheimath in Nordasien an. Die Einverleibung ist also selbstständig von den Völkern gesucht an verschiedenen Stellen und in verschiedener Weise; selbst unter den Americanischen Sprachen zeigt sich ein bemerkenswerther Unterschied: während manche Sprachen dem gefundenen Mittel zur Einheit zu gelangen zügellos freien Lauf lassen und ellenlange Monstra der Einverleibung bilden, legen sich andere, wie namentlich das

Mexicanische, eine weise Beschränkung auf: um die Ueberladung des Verbums zu vermeiden, tritt das Object hinter das Verbum und wird vor demselben durch ein Pronomen nur angedeutet, z. B. *ni-k-tle-watsa in nakatl*, *ich - es -* (am) ***Feuer - brate das Fleisch.*** Ihre Sprache stellt, wie wir angenommen, einen Fortschritt innerhalb der Agglutination dar, welcher nur bei günstigen Verhältnissen erzielt werden konnte: dieser Umstand könnte uns allein schon zeigen, dass der Winkel, in welchem heute die Basken wohnen, ihr ursprünglicher Wohnsitz nicht ist. Ihre Sprache haben sie in den Pyrenäen nicht gelernt, und dies gestattet uns einen Fernblick in die Zeiten, wo sie den verschollenen Wolchen an der Donau die Hand reichten, vielleicht mit diesen ein grosses Volk ausmachten, das diese Stufe der einverleibenden Sprachweise bereits erreicht hatte.

Ein durchgreifender Unterschied (S. 13) trennt ferner die weitgedehnten Glieder der Agglutination: die einen bilden ihre Formen durch Anhängung der Beziehungslaute an das Ende der Wurzel, durch Suffixe, andere durch Vorsetzung derselben, durch Präfixe. Die Turanischen Sprachen haben die Suffigirung, ebenso die Draviden und Australier; die den letzteren benachbarten Papuanen dagegen (die Bewohner der Australien zunächst liegenden Inseln, namentlich Neu-Guineas) sowie die Malayen bilden durch Präfigirung. Sie können also nicht mit einander verwandt sein, war der nahe liegende Schluss. Ebenso haben in Africa die Hottentotten und Buschmänner die Suffigirung, während sich sonst in ganz Südafrica die Präfigirung findet. Dies genügte, um die beiden genannten Stämme von der grossen Masse der Urbewohner Südafricas abzutrennen und besonders zu behandeln. Ganz recht, ein Cardinalunterschied solcher Art zwischen benachbarten Stämmen, die sonst in mancher Beziehung übereinkommen, documentirt, dass die abweichende Art ihren Weg gegangen lange Zeit, und zwar solange, bis sich jener Unterschied in der Sprache verhärtet hatte. Aber dies schliesst nicht aus, dass vor langen Zeitläuften die Urväter jener jetzt getrennten Stämme ein harmonischeres, die Urverwandtschaft erkennbarer machendes Verfahren in der Bildung ihrer Sprachformen hatten. Denn der Unterschied zwischen Suffigirung und Präfigirung muss, da die ursprünglich viel weniger noch als

heute gebundenen Gesetze der Agglutination leicht zu beiden führen konnten, in letzter Instanz für eine zufällige Variation gehalten werden, mit der es im Grunde genommen nichts mehr und nichts weniger auf sich hatte, als wenn im Lateinischen das Adjectivum vor oder nach dem Substantivum stehen kann, oder wenn die Präposition namentlich in der alten Griechischen Sprache ebensowohl dem Nomen folgen wie vorangehen kann. Jeder, der mit der Sprache des Homer bekannt geworden ist, weiss, wie dort die später sogenannte Präposition noch ihre volle Selbstständigkeit als eigenes Wort behauptet und darum frei in ihrer Stellung und Verwendung ist: sie steht in freiester Weise allein, so dass man sich ein in der Nähe befindliches Nomen und Verbum ergänzen muss, und beim Nomen wie beim Verbum steht sie so gut nach, wie vor, oft zwischen beiden, so dass man sie beliebig zum Nomen als Präposition ziehen, oder mit dem Verbum zu einem sogenannten Compositum verbinden kann z. B. *Odyssee* V, 265:

ἐν δέ οἱ ἀσκὸν ἔθηκε-
. ἐν δὲ καὶ ᾖα
κωρύκῳ, „und hinein legte er ihm einen Schlauch, hinein auch Wegekost in den Ranzen". So sagt Homer

περὶ φιλεῖν *valde* (eigentlich ringsum d. h. vollständig) *amare*

κῆρι φιλεῖν, *ex animo amare,*

περὶ κῆρι φιλεῖν, *valde ex animo* (ganz von Herzen) *amare.*

Hier sehen wir also den ungewissen Zustand noch: die Art Composita zu bilden in dem Sinne der späteren Sprache ist bei Homer noch im Werden, das selbstständige Wort hat aber bereits angefangen zur Präposition zu werden, d. h. es wird dem Nomen oder Verbum unterthänig und verliert desshalb auch an seinem Tone; es geht eine vollständige Zusammensetzung mit dem Verbum ein (daher Compositum) und rückt mit ihm unter einen Accent, beim Nomen schiebt sich der Accent, wenn er nicht ganz verloren geht, nach dem beherrschenden Worte hin (περί statt des ursprünglichen πέρι). Und was uns hier die Hanptsache ist, das Wort wird Präposition, nicht Postposition, d. h. an die Stelle des früheren Schwankens tritt die feste Regel, dass das das Verhältniss bestimmende

Wort vor dem Nomen seht und dem Verbum bei der Bildung des Compositums vorgesetzt wird. Wird somit hier (wie bei der Entstehung des Artikels (S. 21.) die Homerische Sprache besonders lehrreich für uns, so stellen wir nunmehr die allgemeine Beobachtung dazu, dass die Arischen Sprachen überhaupt ihre Wörter zwar vorzugsweise durch Suffigirung bilden, dass daneben aber Präfigirung nicht unerhört ist: wir sagen *Ehre*, *ehr-lich*, aber auch *Unehre*, *un-ehr-lich* (Suffix und Präfix in einem Worte); ebenso sagen wir *ge-lab-et*, und hier werden wir auf das dem Griechischen und Sanskrit eigenthümliche Augment geführt: *a-dā-m*, *ἐ-δω-ν*, *damals-geben-ich*, ebenso auf das merkwürdige *ge-* in unserer Sprache (*ge-geben*, *Ge-birge*), worauf wir unten (Cap. XI) zurückkommen werden. Auch die Zahlwörter 11, 12 etc. gewiss ein alter Bestandtheil der Sprache, zeigen ursprüngliche Präfigirung (unten Cap. XI). Die Präposition beim Verbum hat in unserer alten Sprache ein ähnliches Geschick, wie bei Homer, nur dass wir den umgekehrten Weg eingeschlagen haben: im Gothischen steht die Präposition noch fest beim Verbum, *du af-airzjan*, irre zu führen; im Althochdeutschen erscheint ein Theil schon getrennt: *aba-za-snîdanne*, und die Nachsetzung beginnt: *gurtun sih iro suërt ana*. Und heute haben wir die in ihrem Ursprunge zufällige Variation zur Trennung der Bedeutung verwendet: die übertragene Bedeutung hat die trennbare Präposition und nimmt dieser den Ton („*ich über gehe*", im Gegensatze zu „*ich gehe über*"). Eine ähnliche Variirung liegt darin, dass wir, als die Endungen in der Conjugation durch den Verschleiss unkenntlich geworden waren, das Pronomen nicht nach-, sondern vorsetzten: *ich lieben-ich* (S. 21.); warum wählte die Sprache nicht die erste Art, die Anfügung hinten: *lieben-ich ich*, da ja doch das erste Pronomen nicht mehr im Bewusstsein war? Auch das Hebräische hat neben den „Afformativen" (den Suffixen) die „Präformative" (Präfixe), und oben (S. 42) sahen wir, wie in dem wohlgeschlossenen Bereich der isolirenden Sprachen sich eine hier vergleichbare Variation in den Stellungsgesetzen geltend gemacht hat. Stellen wir nun noch die dritte Art dazu, die sogenannten Infixe (Zusätze in der Mitte), deren übermässige Anwendung eben die Einverleibung ist, und bedenken wir endlich, dass in den präfigirenden Sprachen, wie in den Malayischen und in den Südafricanischen Sprachen, die

sich gegen Hottentot und Buschmann durch Präfigirung ab grenzen, neben den Präfixen doch auch Suffixe zur Verwendung kommen, so kann über das urspüngliche Verhältniss kein Zweifel mehr sein: der Gebrauch schwankte, als man sich trennte vom Hindu-Kusch, feste Ordnung und Regel, — und diese nicht ohne Ausnahme — entwickelten sich erst im Laufe der Zeit, auf dem Wege oder auf dem Boden der neuen Heimath, in der Absonderung bei jedem Stamme eigenthümlich; und deshalb trennen wir heute mit Recht die Stämme, die sich ganz oder vorzugsweise der Suffixe bedienen, in Bezug auf die Sprache von denen, welche die Präfixe haben. Nur der letzte Abhub, die Aramäer und besonders die Arier, zeigen, wie in allen andern Stücken, so auch hierin das Fertigere und Vollkommenere in ihrem Wesen: bei ihnen war bereits in der Urheimath eine festere Gestaltung der Sprache erreicht, nicht jedoch ohne dass Spuren der früheren Wandelbarkeit geblieben wären. Der Zufall hätte es z. B. bei dem Griechischen Zweige fügen können, dass statt der Präposition die Postposition zur Regel geworden wäre: würden wir darum heute die Griechen von ihren Arischen Stammgenossen trennen? doch wohl ebenso wenig, wie wir wegen jeder anderen, besonders entwickelten Eigenthümlichkeit diesen oder jenen Zweig der Arischen Familie abzutrennen geneigt sein würden, und ebensowenig auch, wie wir die Kamtschadalen, die Bewohner der Halbinsel Kamtschatka, von den Genossen ihrer Art im Norden Asiens darum trennen können, weil bei ihnen, mitten in dem Gebiete suffigirender Sprachen, die Präfixbildung die Oberhand gewonnen hat. Wollten wir dies, so kämen wir im letzteren Falle, wie in manchem anderen, noch dazu mit den Rassengrenzen in Conflict, wovon später die Rede sein wird.

Der vermeintlich unvereinbare Gegensatz der Präfigirung und Suffigirung stellt sich uns also bei genauerer Betrachtung als ein sehr bezeichnendes Beispiel dar, wie eine in ihrem Ursprung zufällige Variirung später zu einem die Art trennenden Kennzeichen werden konnte. Nicht anders steht es mit all den Verschiedenheiten der „inneren Sprachform“, wie die Sprachforscher sich ausdrücken, d. h. mit den Mitteln, grammatische Kategorien zu bilden, wie sie sich in den einzelnen Sprachen so manchfaltig entwickelt haben: sie alle erscheinen in ihrem Ursprung als mögliche Variirungen, die sich im

Laufe der Zeit zu fester Gestalt verhärtet haben. Dies wird uns die Vergleichung der flectirenden Sprachen zeigen, zu der wir nunmehr übergehen.

Die flectirenden Sprachen müssen den allgemeinen Entwicklungsgang aller Sprache durchgemacht haben, aus der ursprünglichen Einsilbigkeit zur Agglutination, aus dieser zur Flexion gelangt sein; so schlossen wir (S. 18) und der Schluss ist ebenso sicher, wie die Behauptung, deren Reflex er gewissermassen ist: dass die Urväter der Aramäer und Arier früchteessende Naturmenschen waren und dass ihre Descendenz sich aus schweifenden Hirtenstämmen zu den Keimen sesshafter Ackerbauer erhob, aus denen hernach die grossen Völker und Staaten allerorten erwachsen sollten. Und die Spuren dieses Entwickelungsganges sind nicht verwischt, sagten wir; es wird uns zu unserm Ziele führen, wenn wir ihnen nachgehen, wir werden sehen, wie die üppigen Gewänder der reichen Arier und Aramäer aus demselben Stoffe gewebt sind, wie die dürftigen Lappen, mit denen die ärmeren Brüder ihre Blösse nothdürftig bedecken.

Wir greifen in bereits Gesagtes zurück, wenn wir darauf hinweisen, wie die Bildung der Wörter und Wortformen in den flectirenden Sprachen überall an die ältere Weise, an die Agglutination, und diese wieder an die ursprüngliche Einsilbigkeit erinnert. Unsere Endungen in der Declination und Conjugation sind nichts anderes, als verkümmerte, ursprünglich selbstständige Wurzeln, wie in den agglutinirenden Sprachen deutlicher zu erkennen, in den isolirenden gar nicht zu erkennen ist. Die bunteste Variation innerhalb dieses Rahmens schreckt uns heute, nachdem Darwin gesprochen, nicht mehr, als die Verschiedenheit der Stämme, Blätter und Blüthen in den zahlreichen Pflanzenarten, die nebeneinander auf demselben Boden stehen und aus demselben Boden ihre Nahrung saugen. Wir bilden z. B. in unseren Sprachen den Plural durch Anhängung von *-s*, das selbst das verstümmelte Französisch noch bewahrt hat, und das bei uns im Gothischen noch vorhanden war und erst im Althochdeutschen abgeworfen wurde. Dieses *-s* ist die Verdoppelung eines hinweisenden Fürwortes *sa* dieser, welches im Singular nur einmal gesetzt wird (unten Cap. XI) also Sskr.

Nom. Sing. *açva-s* (aus *açva-sa*) ***Pferd-dieses,***

Nom. Plur. *açvā-s*, ältere Form *açva-sas* (aus *acva-sa sa*)

Pferd-dieses-dieses. Daneben bedeutet die Art, wie die isolirenden und agglutinirenden Sprachen den Plural bilden (S. 11 u. 13) eben nur eine Variation, die in Bezug auf die Natur des gewählten Auskunftsmittels kaum verschiedener ist, als etwa ein Lindenblatt von einem Eichenblatt. Die distributive Allheit („jedermann“) bezeichnet man im Tschinesischen wie in den Malayischen Sprachen durch Verdoppelung (*jin jin-orang orang*) und hier stellt sich das Lateinische ein mit seinen Formen *quisquis*, *utut etc.*, welche die Verallgemeinerung bezeichnen. Wenn ferner unsere Sprachen das dem männlichen Hauptwort entsprechende weibliche durch eine besondere Endung bezeichnen (*rex-regina*, *König-Königin*,) so ist das im Princip nicht viel anders, als wenn die Tschinesen bilden *Mann-Kind-Sohn*, *Weib-Kind-Tochter* (S. 11). Das Genetiv-Verhältniss wird im Tschinesischen durch Vorstellung des betreffenden Wortes bezeichnet: *fu kia*, das Haus des Vaters. Gerade so sagen wir auch: Vaterhaus (oben „Früchtenahrung, Fleischnahrung“ vgl. z. B. Eisenbahn-Fahrplan, wo jedes vorhergehende Wort das nachfolgende näher bestimmt). Aber auch hier haben sich in den Sprachen Partikeln geltend gemacht, gewöhnlich besitzanzeigende Fürwörter; so sagt man im Tschinesischen auch *fu tschi kia* d. h. eben wie wir in den Dialekten sagen: dem Vater sein Haus; und nicht viel anders heisst es in einer Malayischen Sprache *huma-e ama-ku*, Haus-sein Onkel-mein d. i. das Haus meines Onkels. Bei der Conjugation ist die Anfügung der Pronomina an die Wurzel das allerwärts verbreitete Verfahren. Wie schwer auch die Scheidung von Nomen und Verbum, von Nominal- und Verbalflexion zu Stande gekommen ist — wir werden noch davon zu reden haben —, es ist doch derselbe kümmerliche Anfang zur Gewinnung des Verbums und der Verbalflexion bei allen Sprachen noch durchsichtig. Wenn der Dayake auf Borneo sagt: *paham laku-e intu aku*, sehr Bitten-sein (sein Bitten) an mich d. h. er bittet mich sehr, wir dagegen: bitten-er d. h. er bittet, so erkennen wir in unserer Weise den gewaltigen Fortschritt, dass die Wurzel gleich zur Verbalbildung verwendet und desshalb mit den Personalpronomen verbunden ist, während im Dayakischen des Possessivpronomen die Wurzel noch als Nomen erscheinen lässt. Aber wir ahnen auch, dass die Anfänge unserer Sprache sich aus ähnlicher Unbestimmtheit und Be-

schränktheit des Unterscheidungsvermögens zu ihrem besseren Stande erhoben haben. Auch der Zusatz von Partikeln zu einer nothdürftigen Tempusbildung, wie „sonst, ehemals" zur Bildung des Präteritums hat in unseren Sprachen sein Analogon (S. 45) in dem im Sanskrit und Griechischen erhaltenen Augment, das man als auf Entferntes hinweisende Partikel erklärt.

Gehen wir zum Schlusse noch auf die Verschiedenheit der Satzbildung ein, so ist bei den zwei unteren Sprachenclassen ihrer Natur nach das einzige Mittel die Stellung. Wo Subject und Object lautlich nicht geschieden werden, war ein strenges Stellungsgesetz seit Anbeginn das einzige Mittel die Sprache vor Verwechslung zu schützen, und so ist es auch wieder geworden im Französischen, das sich des angegebenen Unterschiedes begeben hat und darin auf die Stufe des Tschinesischen zurückgefallen ist. Im Tschinesischen gilt das Gesetz, dass das Subject vorsteht, das Verbum folgt, und nach diesem das Object; der Tschinese weiss also, wie Max Müller sagt, wohl zu unterscheiden zwischen „Hans schlägt Jakob" und „Jakob schlägt Hans". Und so ist es in den anderen Sprachen, nur dass sich hier genau dieselbe Variirung geltend gemacht hat, wie bei der Suffigirung und Präfigirung: hier gilt das Gesetz, dass das Regierende dem Regierten vorangeht, dort, dass das Regierte vorangeht. Von diesem Banne, dem also auch die flectirenden Sprachen zu einer Zeit, als sie eben noch nicht flectirende waren, verfallen gewesen sein müssen, konnte nur die Errungenschaft der Flexion erlösen: jetzt fiel der lautliche Unterschied zwischen Nominativ und Accusativ in's Ohr, nun konnte man auch sagen: den Hans schlägt der Jakob, und damit war das Mittel gegeben, von der gewohnten Wortfolge abweichend ein bestimmtes Wort, welches man betonen und darum dem Hörenden zuerst vorführen wollte, an die Spitze des Satzes zu stellen, überhaupt die Wörter, wie es das logische Bedürfniss forderte, mit fast ungehemmter Freiheit zu mischen. Ein gewaltiger Fortschritt! Nun konnte sich in Wahrheit der Satzbau erst entwickeln bis zum vielgegliederten Periodenbau; hatte doch der lenkende Geist die Zügel in der Hand, welche die jagenden Gespanne sofort, wie sie zusammengehörten, wieder anzogen! Es war eine empfindliche, die Freiheit beengende Einbusse, dass die lautliche Unterscheidung der beiden Casus sich abschliff; desshalb musste das Franzö-

sische eben am Ende einer langen Entwickelungsbahn, die in diesem Puncte fruchtlos zurückgelegt war, auf den Anfang zurückfallen, in den Zwang des Tschinesischen Gesetzes.

Alle die Vorzüge, welche die flectirenden Sprachen vor den niederen Classen voraus haben, erweisen sich somit als naturgemässe Entwickelung, welche überall den ursprünglich gemeinsamen Bestand noch durchblicken und in ihren verschiedenen Stufen die Anknüpfung der zu früh entfremdeten Sprachenkeime an den Mutterstamm nicht unmöglich erscheinen lässt. Sehr schön sagt Bacmeister (Germanistische Kleinigkeiten): „Man mag die Sprachfamilien nach inneren und äusseren Gründen in mehr oder minder vollkommene ordnen; die Sprache selbst ist überall die gleiche, es ist noch kein Volksstamm gefunden worden, von dessen Sprache wir nicht sagen müssten: das ist derselbe herrliche, wunderbare Organismus, wie unsere eigene Sprache, es ist Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserm Bein.“ Es ist überall ein Nothbehelf mit gleichartigen, aber einfacheren Mitteln, das dürftige Hausgeräth des armen Mannes gegenüber der üppigen Ausstattung des Reichen. Die Tschinesen bedienen sich heute noch der Essstäbchen und verschmähen unsere Gabel; es ist als wenn sie auch hier im Alten hätten erstarren sollen — in der Einzackigkeit ihres Esswerkzeuges, wie in der Einsilbigkeit ihrer Sprache.

Wenn nun innerhalb der Flexion eine breite Kluft die Arischen von den Aramäischen Sprachen zu trennen scheint, so bleibt auch hier in der Tiefe sichtbar, wo der Spalt zusammenläuft und wo die Brücken hinüber und herüberführen. Der Wechsel der Vocale ist es, der in den Aramäischen Sprachen die Hauptrolle bei der Flexion spielt, während demselben in den Arischen Sprachen nur eine untergeordnete Rolle zugetheilt ist. Er erscheint dort schon in der Declination; hier haben wir ihm freilich in unseren Sprachen nichts gegenüber zu stellen. Denn was wir nennen U m l a u t (Vater, Väter etc.), ist eine ziemlich jugendliche Erscheinung in unserer Sprache, nicht mehr als etwa 1000 Jahre alt: es ist die Trübung des Vocals der Stammsilbe durch ein nachtönendes *i* der Endung (z. B. Althochdeutsch *chraft* Pl. *chrefti*, *Kraft*, *Kräfte*). Da dies nichts anderes ist als eine Angleichung (Assimilation) der Vocale (deren Spur übrigens in anderen Sprachen unseres

Stammes in ein hohes Alter hinaufreicht, unten Cap. X), so lässt sich unser Umlaut mit der sogenannten Vocalharmonie in den Turanischen Sprachen vergleichen: der Vocal des Suffixes ist nämlich in diesen Sprachen abhängig von dem Vocal der Stammwurzel; auf einen hochtonigen Vocal der Stammwurzel folgt auch ein solcher in dem Suffix, und auf einen tieftonigen ebenso ein tieftoniger: *sev-mek* heisst im Türkischen *lieben*, nach der Wurzel *bak*, betrachten, wird das Suffix *mak*; das Pluralsuffix *l. r* erscheint in folgenden Gestalten: *at-lar*, Pferde, *äsä-lär*, Bären, *ev-ler*, Häuser, *oχo-lor*, Kinder, *dörö-lör*, Nasenriemen. Das ist ein Angleichen an den Vocal der Wurzel, wie umgekehrt unser Umlaut das Angleichen des Stammvocals an die Endung ist. Und damit auch bei der Vocalharmonie die Variation nicht fehle, finden wir bei den Draviden dasselbe Gesetz, nur in umgekehrter Richtung: hier beherrscht, wie bei unserem Umlaut, der Vocal des Suffixes den Vocal der Stammwurzel: *katti Messer* wird durch Zutritt des Mehrzahl-Suffixes *lu kattulu die Messer*. Fallen solche Vocalwandelungen auch nicht mit der Aramäischen Weise zusammen, so wird doch durch solche Fälle dargethan, dass der Wechsel des Wurzelvocals auch in anderen Sprachen und Sprachenclassen nichts unerhörtes ist. Dem Vocalwechsel dagegen, wie er in der Aramäischen Conjugation auftritt, haben wir in gewissem Sinne in unsern Sprachen ein Analogon zur Seite zu stellen: es ist die sogenannte Vocalsteigerung:

Griech. *ἔ-πιϑ-ον, πείϑ-ω, πέ-ποιϑ-α*, und aus unserer Sprache gehört hierher der Ablaut, der Wechsel des Stammvocals, vermittelst dessen wir die starke Conjugation bilden:

sprech-e, *sprach*, *ge-sprochen*, dazu das Nomen *Spruch*, im Gegensatz zur schwachen Conjugation (*sag-te*, *ge-sag-t*), welche (S. 16) das Hülfszeitwort braucht. Der weitreichende Process der Vocalsteigerung hat seine Erklärung gefunden: ein Suffix *a*, im Griechischen gewöhnlich gestaltet zu *ε* und *ο*, hat auf den Wurzelvocal eingewirkt, ihn verlängert und zum Diphthongen gemacht:

Griech. Wurzel *πιϑ-*
Präsens, nach dem Sskr. gestaltet: *παιϑ-a-mi*
Griechisch umgesetzt: *πειϑ-ω* (*-mi* abgefallen),
Perfect mit Reduplication: *πε-παιϑ-a-mi*,
Griechisch umgesetzt: *πε-ποιϑ-α* (*mi* abgefallen)

Goth. Wurzel *bud*

Präsens *baud-a-mi*, daraus *biuda*, *biete*,

Präteritum (d. i. Perfectum der alten Sprachen) *bauth*, *bot* (mit Abfall des Suffixes und der Personal-Endung.

Wir stimmen Steinthal nicht bei (s. unten Cap. X.), welcher der Meinung ist, dass „ursprünglich das Suffix *a* ausser Zusammenhang stehe mit der Vocalsteigerung, dass letztere schon durch sich allein ursprünglich ein Mittel zur Nominalbildung war;" aber wir müssen betonen, dass unser Ablaut heute factisch ist, was der Aramäische Vocalwechsel ist, Mittel zur Flexion; so fasst ihn die Sprache, denn sie warf in der wichtigsten Tempusform, im Präteritum abgesehen von der Reduplication auch die volle Endung ab und beschränkt sich auf den Stamm, der eben durch den Wechsel des Vocals hinreichend gekennzeichnet schien. Darum darf man den Deutschen Ablaut immerhin, wenn er auch zu dieser Wirkung erst auf einem Umwege gelangt ist, mit dem Aramäischen Vocalwechsel vergleichen: die Sprache besann sich auf ein ihr früh abhanden gekommenes Mittel und brachte es spät wieder zu Ehren. Im Uebrigen vermag die Vocalsteigerung nicht jeden Wechsel der Vocale in unseren Sprachen zu erklären: wie steht z. B. neben *tego*, *toga*, *tugurium*, neben unserem *spreche*, *Sprache* und *Spruch*? der Urvocal *a*, sagt man — wir werden darauf zurückkommen — spaltet sich in *e*, *o*, *u*: warum soll sich in *katal*, *ketol* der Urvocal nicht auch gespalten haben? Wir dürfen ohne Bedenken annehmen, dass die Vocalwandelung ursprünglich in beiden Sprachfamilien als mögliche Variation in der Grundlage vorhanden war, und dass das Aramäische sich dieses Mittels mit Vorliebe bedient hat, es ausgebildet und darin erstarrt ist, während dasselbe bei den Arischen mehr zurücktrat und dem agglutinativen Elemente Platz machte. Und doch war es nicht freie Wahl, die den einen Stamm zu dem einen Mittel, den anderen zu dem anderen greifen liess: es bezeichnet die grössere Beschränktheit in den sprachlichen Mitteln gegenüber der Arischen Vielseitigkeit, wenn das Aramäische sich vorwiegend mit der Vocalwandelung begnügt, eine ältere Stufe der jüngeren, höher gestiegenen Entwickelung gegenüber, wie das einförmige Farrnkraut der Alpenhöhe gegenüber der reichentwickelten Kräuterwelt des Thales. Und nun war die nothwendige Consequenz die Dehnung der Stämme aus den ur-

sprünglichen Bilitern (S. 19) zu Trilitern: der Stoff musste Raum gewähren, sagt Steinthal, wenn sich die Form mit Bestimmtheit sollte entfalten können. Damit war der Aramäische Zwang gegenüber der Arischen Beweglichkeit gegeben, der Vocalwechsel war zu der drückenden Crawatte geworden, welche der Arische Stamm früh abwarf, um den leichteren Gurt der Suffixbildung anzulegen, der wiederum es mit sich brachte, dass der Vocalwechsel in den Hintergrund treten konnte. Und damit waren auch die Armäischen Sprachen in die Bahn gezwängt, dass sie sich vorwiegend mit der Wurzelbildung behelfen musste, während die Arischen Sprachen Ableitungen und Zusammensetzungen vermittelst zahlreicher Hülfswurzeln und Suffixe haben: im Hebräischen kommen nach ungefährer Berechnung (Grill, Ueber das Verhältniss der Indogermanischen und Semitischen Sprachwurzeln, in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1873) auf jede Wurzel etwa drei Abtheilungen, in unseren Sprachen dagegen mindestens dreissig. Die Aramäischen Sprachen sind noch mehr Wurzelsprachen im Sinne der älteren Sprachen, die Arischen haben erst die Form in unbegränzter Ausdehnung entfaltet: wie eine alte Pflanzung ehrwürdiger, aber kahler Stämme mit wenig Laub steht die Hebräische Diction dem lustigen Walde unserer Gedankenmittheilung gegenüber, in welchem in tausend Zweigen das Leben raschelt. Sem war der ältere Bruder, Japhet der jüngere — dies war unser auf andere Gründe gestützter Schluss (I S. 241); er wird auch durch die Vergleichung der Sprachen gestützt. Wie die niederen Sprachenclassen arm zu nennen sind in Bezug auf sprachliche Mittel gegenüber der reichen Fülle der Flexion, so steht wieder innerhalb der Flexion der Aramäische Zweig dem Arischen bedeutend nach. Gering ist verhältnissmässig die Zahl der Flexionsformen, bei denen die Hebräer es sich genügen lassen mussten, um ein Werk wie die Bibel zu schreiben. Die reiche Gliederung des Satzes fehlt, da die Herrschaft der Nebensätze (unten Cap. X) noch nicht begonnen hat. Die Stellung, die in den Arischen Sprachen sich so frei entfaltet, ist noch so manchfach beschränkt, namentlich dadurch dass ein durchgreifender Casusunterschied zwischen Nominativ und Accusativ fehlt, was zur Folge hat die oben besprochene Gebundenheit in der Wortfolge der Satzglieder: das Subject geht voran, das Prädicat folgt und hat das Object hinter sich. Daher die uns einfach und kindlich

erscheinende Sprache der Bibel, die kurzen Sätze, der Mange jeglicher Periodenbildung. Es ist die ältere Art, das Geschlecht Sems, wie wir (I S. 251) auch daraus geschlossen, dass sein literarischer Gesichtskreis der Arischen Universalität gegenüber so engbegränzt erscheint. Es war die Morgenröthe einer besseren Zeit, als die erste Flexion entstand und die Urkeime der Aramäer auszogen, um in dem Armenischen Berglande zu dem Stamme zu erwachsen, der Vorderasien das neue Leben gab; aber als der Arische Stamm am Oxus erwuchs, da erschien die volle Sonne am Horizont, um ihre Strahlen zu breiten und den neuen Tag für die Menschheit zu verkünden.

Arisch und Aramäisch bedeuten also heute zwei in der Sprache nicht minder als in anderen Dingen scharf ausgeprägte Gegensätze, aber es gab eine Zeit, wo sie wie im Orte so auch in der Art vollständig zusammenfielen, wie weit diese Zeit auch hinter uns liegt und wie wenig wir auch im Stande sind uns eine Vorstellung von derselben zu machen. Als die Urväter der Aramäer, den Ariern voraus, aus dem Urlande abzogen, war dort die agglutinirende Periode bereits überschritten und die Flexion war erreicht, wenn auch erst in den Anfängen, die erst zu festem Gepräge gelangten in den neuen Stammländern, in Armenien und am Oxus. Das war der Vortheil, den Japhet vor Sem hatte: die Urväter der Aramäer hatten sich zu früh abgesondert, sie überliessen denen, die blieben, die volle Ernte, die nur am Hindu-Kusch reifen sollte, und darum ist der Umstand sehr bedeutsam, dass das Arische Stammland am Oxus dem Urlande der Menschheit so nahe liegt, dass es fast dafür genommen werden kann. Die Menschheit sollte sich in dem Urlande erst zu voller Reife entwickeln, ehe die letzten sich auf die Wanderschaft begaben, um Besitz zu nehmen von den Ländern der Erde und dort die Völker und Staaten zu gründen. Je früher die Absonderung der Urväter vom Urlande erfolgte, desto geringer war, — das werden wir Gelegenheit bekommen nachzuweisen — der Grad der Reife, den die Völker in den neuen Wohnsitzen erreichten: das ist die Prädestination, die auf den Völkern der Erde lastete seit Anbeginn. Dass sie die letzten waren, die auszogen, ist es, was die Arier zur Herrschaft über die Welt bestimmte, nicht als wenn ihre ersten Ahnen gleich ein gottbegnadetes Geschlecht gewesen wären, dem eine besondere Begabung und eine beson-

dere Erziehung bereitet gewesen wäre von Anfang an: vielmehr treffen diese ihre Ahnen am Hindu-Kusch mit den Ahnen der übrigen Völker zusammen, und sahen diese allmählich abziehen, die ersten mit der einsilbigen Wurzelsprache, die folgenden Geschlechter mit dem Behelf der Agglutination, zuletzt die Aramäer mit der Grundlage zur Flexion.

Wenn wir somit drei Perioden der Sprachentwickelung unterscheiden, welche die Menschheit im Urlande schon zurückgelegt haben muss, so denken wir uns selbstverständlich diese Perioden nicht so genau abgegrenzt, dass etwa heute die letzten mit der Agglutination, morgen die ersten mit der Flexion abgingen. Vielmehr erfolgte der Fortschritt von einer zur anderen Periode, wie bei allem, was auf natürliche Art zu Stande kommt, in stufenmässigen Uebergängen, und die Spuren davon würden sich in den Sprachen wiederfinden, wenn es möglich wäre, dieselben rückwärts zu verfolgen bis zu dem Puncte, wo sie sich abgezweigt von dem Mutterschoosse aller Sprachen, d. h. also sie alles dessen zu entkleiden, was auf der Wanderung und namentlich in dem Lande, wo das sesshafte Leben begann, hinzu gewonnen worden ist. Haben wir doch die deutliche Spur eines solchen Uebergangs in Aegypten getroffen, dessen Sprache hoch über der Masse der agglutinirenden Sprachen steht und nahe an die Aramäische Art hinanreicht, ohne dass wir es wagen konnten, sie bedingungslos zu einer Aramäischen zu stempeln. Eben diese Unmöglichkeit aber, den individuellen Entwickelungsgang jeder einzelnen Sprache, rückwärts bis zum Ausgangspunct zu verfolgen, zieht die andere Unmöglichkeit nach sich, aus dem heutigen Stande der Sprachen die Einheit, in der sich alle am Hindu-Kusch treffen müssen, zu erweisen: die Möglichkeit ist uns benommen, eine jede an den Stamm, der am Hindu-Kusch erwuchs, da anzusetzen, wo sie sich von diesem Stamme getrennt hat, und so das Wachsthum des Stammes selbst rückwärts zu verfolgen bis zu der Zeit, wo das grüne Reis aus dem Boden schoss, die Urform menschlicher Rede, wie sie von dem ersten Menschenverein am Hindu-Kusch gesprochen wurde. Schon in jenem Urvereine der Menschheit mag die Differenzirung gewaltet haben: die ersten Dialecte entstanden mit der ersten Sprache am Hindu-Kusch. Als danach allmählich die Absonderungen erfolgten, da traten die beiden Factoren, wie in der Natur überall in Wirksamkeit:

Erblichkeit und Veränderlichkeit. Die Erblichkeit zwang die Sprache trotz aller Differenzirung in dem mitgebrachten Rahmen (Isolirung, Agglutination, Flexion) zu verharren und zu erstarren, die Veränderlichkeit brachte innerhalb dieses dreifachen Rahmens allmählich die bunteste Manchfaltigkeit hervor. Zwischenformen, Dialekte mehr wie Sprachen, sind in Masse untergegangen, und wir haben keine Aussicht dieselben je wieder zu finden, da die Sprache eines untergegangeneu Volkes sich nicht im Urgestein verwahrt, wie die Reste seiner Knochen und Geräthe. Wie wichtig auch die Dienste sind, welche uns paläologische Funde, wie die Hieroglyphen am Nil, die Keilschrift am Euphrat, leisten, wie sehr uns auch die lebenden Reste älterer und ältester Sprachperioden in Tschina, in den Pyrenäen und anderen Orten in unserer Erkenntniss gefördert haben: sie haben uns möglich gemacht, den Entwickelungsgang der menschlichen Sprache klar zu schauen, aber der Faden, der uns zurückleiten könnte bis zum Ursprung aller Sprache am Hindu-Kusch, ist, wie es scheint, für immer zerrissen. Wie wenig wir gleichwohl aus dem heutigen Stande der Sprache über Wesen und Bestand der ersten Sprache ermitteln können, es gab eine Ursprache des Menschengeschlechts, das ist unser wichtiges Resultat.

Die hervorragenden Vertreter der Sprachwissenschaft sind — mit Ausnahme von Max Müller, der die Möglichkeit schüchtern behauptet und die Frage offen gelassen zu sehen wünscht — bei ihren Forschungen nicht dahin gelangt, dass sie eine Ursprache des Menschengeschlechts annehmen, eben weil es „positiv unmöglich sei, alle Sprachen auf eine und dieselbe Ursprache zurückzuführen“. „Ob bei dem tiefeingreifenden Gegensatz des Semitismus und Indogermanismus — so schreibt 1850 der gediegene Sprachkenner Schleicher (die Sprachen Europas) — aus dem ihnen beiden gemeinsamen Wesen der Flexion und aus ein paar Dutzend an's Indogermanische anklingender Wurzeln eine ursprüngliche Identität beider Sprachstämme gefolgert werden muss, lasse ich dahin gestellt sein. Dass man sie folgern kann, läugne ich nicht, doch würde man dann consequenterweise die Identität aller Sprachstämme annehmen müssen, da sich gewiss zwischen allen mehr oder weniger Berührungspuncte auffinden lassen. Dass auch die entgegengesetzte Ansicht, die Annahme eines ver-

schiedenen Ursprungs, Uebereinstimmung nicht ausschliesst, ist klar. Naturorganismen, Thierspecies z. B. einer Thierclasse, alle Säugethiere, Vögel, Fische etc. sind untereinander auch ähnlich und stellen, wie die Sprachorganismen eine stufenmässige Entwickelung dar; will man hier vielleicht auch verwandte Genera z. B. Ochs und Hirsch aus einem Hirschochsen oder alle Säugethiere von einem Urvieh ableiten? Jener Hirschochs hat aber auch kein Haarbreit mehr Wahrscheinlichkeit gegen und für sich, als eine Indogermano-semitische Grundsprache, jenes allgemeine Urvieh wäre ein ebenso phantastisches Wesen, als eine allgemeine Ursprache.“ Heute nachdem Darwin gesprochen, würde der verdiente Mann dieses nicht mehr schreiben. Er hat sein Unrecht nur halb wieder gut gemacht, wenn er 13 Jahre später in einer kleinen Schrift (die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft, 2. Aufl.) schreibt: „Für alle Sprachen nehmen wir also einen formell gleichen Ursprung an. Als der Mensch von den Lautgebärden und Schallnachahmungen den Weg zu den Bedeutungslauten gefunden hatte, waren diese eben nur Bedeutungslaute, einfache Lautformen ohne jede grammatische Beziehung. Dem Lautmateriale nach aber, aus dem sie bestunden, und der Bedeutung nach, die sie ausdrückten, waren diese einfachsten Anfänge der Sprache bei verschiedenen Menschen verschieden; dafür zeugt die Verschiedenheit der Sprachen, die aus jenen Anfängen sich entwickelt haben. Wir setzen deswegen eine unzählbare Menge von Ursprachen voraus, aber für alle statuiren wir ein und dieselbe Form.“ Also immer noch „eine unzählbare Menge“ von Urthieren, die zwar verschieden sein, aber doch eine und diesellbe Form gehabt haben sollen! Und das sagt der Mann, der durch seine Forschungen wesentlich dazu beigetragen hat, die „unzählbare Menge von Ursprachen“ angemessen zu beschränken, und zwar in einer Schrift, welche die Bestimmung hat, die Darwin'sche Theorie auf die Sprachwissenschaft anzuwenden. Ist das in Darwins Sinn gesprochen? Gewiss nicht; wir müssen wirklich zu dem „allgemeinen Urvieh“ gelangen, wie es auch ausgesehen haben möge — so gewiss und mit nicht mehr und nicht minder Recht und Wahrscheinlichkeit, wie Darwin bei der Bestimmung des Stammbaumes des Menschen zu dem einfachsten Organismus zurück gelangt, von den Wirbelthieren, d. h. hier den flectirenden Sprachen, zu den Weich-

thieren, den agglutinirenden Sprachen, und von da zu den Ascidien (I. S. 14.) der einfachsten Urform d. h. zu der Ursprache. Und das war eine, nicht unzählige, eben wie die Menschenart selbst nur eine ist. Wer also heute noch von einer „unzählbaren Menge von Ursprachen“ redet, der höre wenigstens auf, an Darwin und mit ihm an die Einheit des Menschengeschlechts zu glauben.

Neuerdings hat sich die Naturwissenschaft unserer Frage bemächtigt, und der hervorragendste Vertreter der Darwin'schen Lehre unter den Deutschen Gelehrten, Haeckel, hat einen anderen Ausweg aus dem Dilemma gefunden (S. 9.): „Es geht aus vielen Thatsachen mit Bestimmtheit hervor, dass die menschlichen Ursprachen sich erst entwickelten, nachdem bereits die Trennung der verschiedenen Menschenarten erfolgt war. Die Urmenschen, welche wir als die gemeinsame Stammform der Menschenarten oder Rassen betrachten, besassen noch keine menschliche Sprache“ (Haeckel, über die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts). Ihm stimmt Friedrich Müller bei: „Wenn wir sehen, dass die Mittelländische Rasse“ (— es ist was man sonst Kaukasische Rasse nennt, und Müller theilt sie in den Baskischen, den Kaukasischen, den Hamito-Semitischen und den Indogermanischen Zweig —) vier mit einander in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse stehende Volksstämme umfasst, so liegt der Schluss nahe, dass, nachdem man jede Sprache auf eine Gesellschaft zurückführen muss, die eine Rasse nach und nach in vier Gesellschaften zerfiel, deren jede selbstständig ihre Sprache sich schuf. Eine weitere Folgerung ist die, dass der Rasse als solcher keine Sprache zukommt, indem ja, wenn dies der Fall wäre, Rasse und Sprache sich gegenseitig decken müssten, was nicht der Fall ist. Wir müssen also annehmen, dass dem Menschen damals, als die verschiedenen Völker der Mittelländischen Rasse eine Einheit bildeten, damals, wo der Mensch keinem Volke, sondern nur einer Rasse angehörte, die Sprache noch gänzlich gefehlt habe“. (Friedrich Müller, Allgemeine Ethnographie). Es wird nicht schwer halten, diese neueste Verirrung zu beseitigen.

Wir wollen zunächst kein Gewicht darauf legen, dass wir uns einen Menschen ohne Sprache ebenso wenig denken

können, wie eine Sprache ohne den Menschen, da sich auf dieses Argument die Verbreiter der neuen Lehre nicht einlassen werden, auch nicht wenn man ihnen die Worte Schleichers, auf den sich Haeckel beruft, entgegenhielte: „Ohne Sprache ist der Mensch eben nicht Mensch“ (Schleicher, Zur vergleichenden Sprachengeschichte), ein Satz, den freilich Schleicher auf seinem späteren Standpuncte nicht wiederholt hätte. Wir wollen auch, aus demselben Grunde, den mehrfach citirten Satz des Französischen Philosophen: „l'homme a toujours parlé, ou il n'aurait jamais parlé“, der durch die Worte Geigers erklärt wird: „Keinem Geschöpfe kann ein Bedürfniss nach dem völlig Ungekannten, über seinen Zustand hinausliegenden zugeschrieben werden; das Thier fühlt kein Bedürfniss nach Kleidung, der sprachlose Urmensch würde eines Bedürfnisses nach sprachlicher Mittheilung nicht fähig gewesen sein“ (Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache), nicht gerade für einen Gegenbeweis halten, da man auch hier entgegnen kann: der homo primigenius alalus soll ja eben das Mittelglied zwischen dem Thiere und dem eigentlichen Menschen, wie wir uns ihn denken, darstellen; und da müssten wir uns freilich begnügen mit den Worten Darwin's: „Ob (dieser Urmensch) schon verdient haben dürfte Mensch genannt zu werden, hängt natürlich von der Definition ab, die wir anwenden“. Wohl aber verweisen wir auf das Zeugniss Darwin's selbst: „Aus der fundamentalen Verschiedenheit zwischen gewissen Sprachen haben manche Philologen den Schluss gezogen, dass der Mensch, als er sich zuerst weit verbreitete, noch kein sprechendes Thier gewesen sei. Indess lässt sich vermuthen, dass Sprachen, welche bei weitem weniger vollkommen waren als irgend jetzt gesprochene, unterstützt von Gesten benutzt worden sein können und doch in den späteren und höher entwickelten Sprachen keine Spuren zurückgelassen haben. Es scheint zweifelhaft, ob ohne den Gebrauch irgend einer Sprache, wie unvollkommen sie auch gewesen sein mag, der Intellect des Menschen sich bis zu der Höhe hätte entwickeln können, welche durch seine schon zu einer frühen Zeit vorherrschende Stellung bedingt war — und ob, fügen wir im Sinne Darwins zu, der Mensch ohne Sprache, d. h. ohne articulirte, menschliche Sprache, nicht etwa thierische Lautgeberden und Gefühlssprache, die hier den Dienst

nicht thun konnten, den Kampf um das Dasein gegen die an körperlicher Kraft weit überlegenen Thiere siegreich hätte bestehen können. Ueber das verständige Wort des Britischen Meisters hätte der Deutsche Darwin nicht hinausgehen sollen.

Wir haben aber noch andere Einwendungen, und zwar solche, denen wir volle Beweiskraft zutrauen. Wer die Autochthonie der Sprachen behauptet d. h. die Sprachen mit den Völkern, die sie gesprochen, in ihrem Lande entstehen lassen will, dem weisen wir die schwere Aufgabe zu, die Gründe zu ermitteln, warum die Sprache bei der mit Recht so oft betonten Gleichartigkeit des menschlichen Denkvermögens sich nicht überall zu gleicher Stufe entwickelt hat, vielmehr, während sie bei dem einen Volke die höchste Stufe, die Flexion, erstiegen hat, bei dem andern über die unterste oder zweite Stufe nicht hinausgekommen ist. Es ist ein nicht etwa nur an den Japanesen, die es jetzt eben in Berlin demonstriren, sondern an den Wilden in der alten und neuen Welt oft bemerkter Zug, dass sie mit Leichtigkeit die Europäischen Sprachen lernen, der Sprachensinn geht ihnen also nicht ab, und doch haben sie es nirgends bis zur Flexion gebracht. Ungunst des Wohnortes, Mangel an Vereinigung und Verkehr, so kann man einwenden, liess es freilich bei den Wilden überhaupt zu keinem geistigen Aufschwung kommen, man darf also in der Sprache eben auch nicht die höchste Leistung erwarten. Aber da halten wir die höchst gestiegenen unter den farbigen Völkern entgegen, die Mexicamer und Peruaner, die unter günstigen Verhältnissen eine in ihrer Art blühende Cultur entwickelt hatten, und vor allen Dingen die Tschinesen, die ihre eigenartige Cultur, ihre reich entwickelte Literatur, überhaupt der blühende Stand ihrer Verhältnisse so stolz gemacht hat, dass sie uns Europäer Barbaren nennen, und die in ihrer Sprache doch über die unterste Stufe nicht hinausgekommen sind. Hätte sich die Sprache erst unter und mit den Völkern entwickelt, so müssten wir die einsilbigen Sprachen bei den Australiern, Hottentoten und Buschmännern, Botocuden und Feuerländern treffen, und Tschina müsste mit uns die Flexion theilen. Aber wie verhält es sich in Wirklichkeit? „Die nicht geringe geistige Begabung der Australier ist erst zur Anerkennung gelangt, seitdem wir einen Einblick in ihre Sprachen gewonnen haben. Wenn der Reichthum von Formen

zum kurzen Ausdruck feiner Beziehungen über den Rang einer Sprache entscheiden sollte, so müssten uns und allen Völkern Westeuropas die beinernen Menschenschatten am *King-George-Sund* Neid einflössen; denn ihre Sprache besitzt nicht blos soviel, sondern sogar vier Casusendungen mehr, als die Lateinische, und ausser Einheit und Mehrheit noch einen Dual. Das Verbum, an Zeiten so reich wie das Lateinische, hat ebenfalls Endungen für den Dual, ja drei Geschlechtsformen für die dritte Person, sonst aber ausser den Activ- und Passiv-, noch Reflexiv-, Reciprocal-, Determinativ- und Continuativformen". (Peschel, Völkerkunde). Wo haben also die Australier diese Sprache gelernt? In dem Continent, das sie jetzt bewohnen? in einem Lande arm an nutzbaren Pflanzen und Thierarten, in welchem ihr ganzes Thun und Trachten in der Gewinnung der leiblichen Nahrung — und dazu was für einer! — aufgeht, ohne Verbindung mit der übrigen, civilisirten Welt? Eine solche Umgebung war recht dazu angethan, den Australier hinabzudrücken auf die Stufe thierischer Rohheit, auf welcher er heute steht und die Sprache, die hier entstanden wäre, könnte sich nur auf eine kleine Summe roher Naturlaute beschränken, von grammatischer Bildung könnte keine Rede sein. Oder auf der Wanderung? Während des Wanderns gewiss nicht; denn eine solche Schöpfung wie die Sprache, braucht Ruhe und Sammlung. Also wohl an irgend einem günstigeren Platze, wo Halt gemacht und längere Zeit verweilt wurde; und dies weist uns nach Asien hinüber, wo an solchen günstigen Plätzen kein Mangel ist, auch nicht auf dem Wege, der vom Hindu-Kusch nach Astralien führt. In Australien ist die Sprache der Australier nicht entstanden, das steht fest. Aehnliches lässt sich von sehr vielen der Stämme sagen, die wir zu den Wilden rechnen. Wie wir auf die Australier und Hottentotten mit Stolz und Mitleid zugleich herabsehen, so stehen diese, was ihre Sprache betrifft, dem Tschinesen wie „graue Altmeister dem grammatischen Anfänger" gegenüber. Dafür mögen Haeckel und Müller eine andere Erklärung, als die wir gegeben, suchen.

Dem *homo alalus* steht aber auch unser zweiter Satz (S. 23) entgegen, die Thatsache nämlich, dass es keiner Sprache in historischer Zeit und in dem Lande, wo sie gesprochen wurde, trotz erspriesslicher Weiterbildung unter günstigen Ver-

hältnissen möglich war, sich zu einer höheren Stufe, bis zur Flexion, emporzuarbeiten. Sowie die Tschinesen sich für alle Zeiten haben behelfen müssen mit ihrer Einsilbigkeit, so bezeichnet für die Mexicaner die sinnig ausgebildete Einverleibung das höchste Ziel, was sie erreichen konnten. „In der Grammatik der Türkischen Sprachen, bemerkt Max Müller, haben wir eine Sprache von ganz durchsichtigem Bau vor uns und eine Grammatik, in deren Werkstätte wir hineinblicken können, wie einen Bienenstock von Glas, in welchem die Zellen vor unseren Augen entstehen. Ein ausgezeichneter Orientalist bemerkt einmal, man könnte das Türkische für das Resultat der Berathschlagungen einer Gesellschaft ausgezeichneter Gelehrten halten; aber selbst eine solche Gesellschaft würde das nicht habe erdenken können, was der Menschengeist in den Steppen der Tartarei, sich selbst überlassen und nur geleitet von seinem ihm angeborenen Gesetz oder durch eine Macht des Instincts, die eben so wunderbar, als irgend eine andere in dem Naturreiche, wirkte, hervorzubringen vermochte.“ Wir lassen dahin gestellt, ob die gerühmte Feinheit der Ausbildung in den „Steppen der Tatarei“ ihren Ursprung hat, sind vielmehr der Meinung, dass sie erst mit der wachsenden Civilisation in Folge der Annährung an die Arabische und hernach Europäische Cultur entstanden ist — aber, worauf es uns hier ankommt, bei aller Feinheit der Ausbildung ist die Sprache, trotz der besseren Aramäischen und Arischen Vorbilder, aus dem Rahmen der Agglutination nicht herausgekommen. Aehnlich verhält es sich mit den Ungarn und den Basken. Das Beispiel des letztgenannten Völkchens ist für Fr. Müller noch in einer anderen Beziehung lehrreich: es zeigt, warum sich „Rasse und Sprache nicht gegenseitig decken“. Die Basken haben nichts mit der übrigen Bevölkerung Europas, wie sie heute ist, zu thun; aber durch ihr uraltes Dasein in unserm Continente, inmitten der Arier, haben sie sich in körperlicher Beziehung so sehr den Europäischen Verhältnissen assimilirt, dass sie heute jedermann zur Kaukasischen oder wie Friedrich Müller sagt, Mittelländischen Rasse zählt; sie gehören aber, wie ihre Sprache nachweist, zu einer ganz anderen Menschenschicht, über deren ursprüngliche physische Beschaffenheit wir keine Kunde haben. Es wundert uns nur, dass die Türken und namentlich die Ungarn, bei denen ein ganz ähnliches Verhältniss stattfindet, nicht auch

die Ehre gehabt haben, in die Mittelländische Rasse aufgenommen zu werden. Freilich ist hier nicht wie bei den Basken, der Ursprung in Dunkel gehüllt, sondern die Anknüpfung an die Turanier ist historisch erweisbar. Die Folgerung Müllers, dass „der Rasse als solcher keine Sprache zukommt" und darum, als die Rassenbildung sich bereits vollzogen hatte, „die Sprache noch gänzlich gefehlt habe", wird also hinfällig angesichts der Thatsache, dass die Rassengrenzen sich als veränderlich und verschiebbar erweisen, wovon später die Rede sein soll. Die Rassenbildung, die autochthon d. h. an den späteren Wohnsitz der Stämme und Völker geknüpft ist, ist jünger, als die Bildung der Sprache, die in der Urheimath des Menschengeschlechts erfolgte — damit ist das ganze Räthsel gelöst. Welches Missverhältniss überdies zwischen den „vier Gesellschaften" innerhalb der Mittelländischen Rasse, „deren jede selbstständig ihre Sprache geschaffen" haben soll! Die Mittelländische Rasse reicht von Calcutta bis Gibraltar und Reykiavik, zwei grosse Stämme, der „Hamito-Semitische" und der „Indogermanische", theilen sich in dieses ungeheure Gebiet und füllen es fast gänzlich — nur die Basken und Kaukasier auf ihrem winzigen Fleck Erde stellen daneben zwei andere Stämme dar, die jenen an die Seite gesetzt werden; sie müssen es verschulden, dass die Mittelländische Rasse an vier Puncten, statt an zwei die Sprache gelernt. Und dieser kleinen Puncte, dieser Sprachen-Planetoiden zwischen Mars und Jupiter müssten es eigentlich noch mehr geben, wenn man genau sein wollte: denn es ist noch nicht erwiesen, dass die Kaukasischen Sprachen einem Stamme angehören, vielmehr unterscheidet man eine nördliche und eine südliche Abtheilung, und dann müssten der kleinen „Gesellschaften" neben den zwei grossen wenigstens drei angenommen werden.

Unser Schluss ist also: Der homo primigenius alalus Haeckelii hat nie existirt, und wir dürfen hoffen, den braven Forscher, von dem wir dem mystischen Wesen den Namen gegeben, selbst von der Unhaltbarkeit seiner Ansicht überzeugt zu haben. Die Betrachtungen, die wir an den „*homo alalus*" anzuknüpfen genöthigt waren, haben uns inzwischen zu einem Gegenstande geführt, dessen wir zum Schlusse noch Erwähnung thun wollen: die Unterstellung, der man in den Lehren der neuen Schule begegnet, dass der rohe Zustand

in dem noch heute so viele Stämme auf der Erde, die wir die „Wilden" nennen, getroffen werden, der ursprüngliche, bis heute bewahrte Urzustand der werdenden Menschheit sei, erweist sich gerade durch die Vergleichung ihrer Sprachen nicht als zutreffend, womit der darauf gebaute Schluss (I. S. 17) von selbst zusammenbricht. „Bekanntlich sind, sagt Häckel in dem Vorwort zu dem Büchlein von Bleek, (Ueber den Ursprung der Sprache), die Völkerschaften Südafricas, die Hottentotten, Buschmänner, Kaffern und andere, gewöhnlich als Negerstämme betrachtete Zweige der wollhaarigen, langköpfigen Völkerfamilie bis auf den heutigen Tag auf der tiefsten Stufe menschlicher Entwickelung stehen geblieben und haben sich am wenigsten von den Affen entfernt. Wie von ihren gesammten physischen und moralischen Eigenschaften, so gilt dies auch von ihrer Sprache." Das Beispiel der Australier hat uns bereits eines besseren belehrt; aber weil Häckel sich auf die Hottentotten beruft, so sei auch von ihnen noch die Rede. Die Sprache der Hottentotten unterscheidet das Genus dreifach, das männliche, weibliche und das gemeinsame (x kûp der Vater, x kûs die Mutter, x kui einer der beiden Eltern) und diese Unterscheidung geht durch die Hauptwörter, Fürwörter und Zeitwörter durch (Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft). „Aus *koi*, Mensch, entsteht *koi-si*, freundlich, *koi-si-b* Menschenfreund, und *koi-si-s* Menschlichkeit. Da sehr viele lieblose Anthropologen den alterthümlichen Volksstämmen vorgeworfen haben, dass sich in ihren Sprachen keine Ausdrücke für Abstractionen oder kein Wort für Gott oder Moral finde, so wollen wir daran mahnen, dass die Hottentotten, einst auf die tiefste Stufe gestellt, das obige Wort für Humanität besitzen. Wer die hohe Entwickelung ihrer Sprache zu würdigen versteht, wer ausserdem zu schätzen weiss, dass die Hottentotten fremde Sprachen leicht erlernen und tadellos sprechen, wer nach den Mustern im Reincke Fuchs von Bleek ihre Gabe bewundert, Thierfabeln fremden Ursprungs für africanisches Verständniss umzugestalten, der wird nicht länger dulden, dass die *Koi-koin* (Hottentotten) zu den niedrigsten Menschenrassen gezählt werden, ja er wird ihnen sogar unter den Halbculturvölkern eine möglichst hohe Stellung zuerkennen". (Peschel, Völkerkunde). Das Urtheil Häckels, soweit es ihre Sprache betrifft, beruht auf einer

Verkennung, die ihre Ursache hat in den übel berüchtigten Schnalzlauten (im Anlaute vor Gaumenbuchstaben und Vocalen, oben mit x bezeichnet) zu vergleichen mit dem Laute, womit man bei uns den Verdruss ausdrückt oder der Fuhrmann die Pferde ermuntert. Diese Laute klangen den Europäern, welche sie zuerst hörten, so absonderlich, dass man den *Koi-koin*, („Menschen") wie sie sich selbst nennen, davon den Namen Hottentotten d. i. Stotterer gab und ihre Sprache desshalb mit einem Elster- oder Eulengeschrei verglich. „Die Vorliebe der Hottentotten für diese Lautbesonderheit, bemerkt Geiger mit Recht, spricht nicht gegen ihre Jugend: solchen jüngeren, im Schoosse abgezweigter Völkergebiete entstandenen Eigenthümlichkeiten wendet sich die Neigung der Sprache vorzugsweise zu, sie können nicht oft genug wiederholt werden". Hier sei übrigens noch angemerkt, dass die benachbarten Buschmänner die Schnalzlaute ebenfalls haben, sowie sie ja auch dem physischen Typus nach mit den Hottentotten zusammengehören; und doch sollen sie eine verschiedene Sprache reden — ein Beweis abermals, wie ursprünglich offenbar verwandte Sprachen variiren können, wo die Gemeinschaft des Lebens fehlt. — Lassen wir uns auch von den Indianern erzählen: „Man hat bis in dieses Jahrhundert herab für die Sprachen der Wilden Armuth und Rohheit als Regel vorausgesetzt; man war höchlich erstaunt, gerade das Gegentheil zu finden. Du Ponceau entwarf zuerst ein allgemeines und richtiges Bild von der interessanten Eigenthümlichkeit, welche den Sprachen jenes Erdetheils im Wesentlichen von Grönland bis zum Cap Horn gemeinsam ist und nur im Baskischen noch ihres Gleichen findet. Der in ein einziges Wort gedrängte Ausdruck vielseitiger Begriffsmodificationen, welcher es z. B. erlaubt, in der Conjugation des Zeitworts ausser der Person und Zahl des Handelnden auch die des Objectes, ausser Modus und Zeit noch die Negation, sowie die Abwesenheit oder Anwesenheit des Sprechenden bei der erzählten Handlung und eine Menge von Unterschieden in der Art und Beziehung des Handelns zu bezeichnen, verräth eine zusammenfassende Kraft des Geistes, die den cultivirteren Völkern abhanden gekommen zu sein scheint und um derentwillen der Charakter jener Sprachen als polysynthetisch (einverleibend) bezeichnet worden ist". (Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und

Vernunft.) Wir beneiden zwar die Indianer nicht um die „zusammenfassende Kraft des Geistes“, die uns „abhanden gekommen“ sein soll, da nur die Flexion dem ersten Gesetz aller Schönheit genügt, der Gliederung und Manchfaltigkeit in der grossen Einheit des Satzes, dessen Weite und Gedankenfülle doch keine polysynthetische Sprache zu erreichen vermag; aber war sie gleich eine Afterblüthe, die Einverleibung, sie war doch eine Blüthe in der niederen Art, die die Indianer vor manchen Genossen derselben Art beneidenswerth erscheinen lässt und uns beweist was sie soll: sie ist Zeuge eines geistigen Processes und langen Entwickelungsganges, von dem wir freilich keine Ahnung haben können; heute würden die verelendeten Botocuden oder Feuerländer, was sie von der Einverleibung haben, nicht finden. Für die als Menschenfresser berüchtigten Cariben sei noch das Zeugniss Alexander v. Humboldts erwähnt: „(Das Caribische) verbindet Reichthum, Anmuth, Kraft und Zartheit. Es fehlt ihm nicht an Ausdrücken für abstracte Begriffe, es kann von Zukunft, Ewigkeit, Existenz reden und hat Zahlwörter genug, um alle möglichen Combinationen unserer Zahlzeichen anzugeben.“

Und so könnten wir die Runde machen um die Erde, überall liefert die Sprache den vollgültigen Beweis, dass die vom Leibe der Menschheit zu früh, ehe sie widerstandsfähig waren, abgetrennten Glieder dem Druck der physischen Verhältnisse in ihrer Umgebung erlagen und — sprechen wir das verpönte Wort nur aus, zurückgingen und herabsanken von der höheren Stufe, die ihre Vorfahren bereits erstiegen. Zu dem physischen Drucke kam an den meisten Stellen die Bedrängniss, welche die weissen Gesichter brachten: die Hottentotten waren, als die Portugiesen sie bei der Entdeckung von Südafrica vor etwa 400 Jahren trafen, ein zahlreiches, mächtiges und wohlhabendes Nomadenvolk, das seine grossen Viehheerden umhertrieb; die Holländischen Boers, die sich neben ihnen niederliessen, sprengten sie auseinander, nahmen ihnen ihr Vieh und machten sie zu Knechten; und was aus den Indianern seit den kaum vier Jahrhunderten, dass wir sie kennen, geworden ist und noch wird, ist allbekannt. So konnten die Hottentotten zu den Schnalzlauten kommen, die ihrer Sprache allerdings ein rohes Exterieur gaben; ist ja auch bei uns die Sprache d. h. die Aussprache roher Leute roh, und um so

feiner, je gebildeter der Sprechende ist. Darum ist auf die Schnalzlaute der Hottentotten, wie auf die rohen „Gurgeltöne“ wilder Stämme überhaupt kein Beweis zu gründen. Dem Kaiser Julian klangen die Lieder, die er bei den Germanen am Rhein singen hörte, wie Geschrei von Raubvögeln; welchen Inhalt diese Lieder hatten, wissen wir aus Tacitus (I S. 128) und wie es mit ihrer Sprache stand, hat uns Grimm offenbart (I S. 213). Wenn die Hottentotten nur Schnalzlaute hätten, dann könnte man freilich ihre Sprache mit den „Schmatzlauten“ der Affen vergleichen; aber auf die Schnalzlaute folgen die anderen Laute, mit denen sie sogar den Begriff Menschlichkeit ausdrücken können — und darum muss man staunen, wie diese Vergleichung im Ernste hat vorgebracht werden können. Und je tiefer diese Wilden — das ist ein bekannter Erfahrungssatz, herabgekommen sind, desto weniger machen sie Gebrauch von ihrer Sprache, und desto ärmer wird in Folge dessen ihre Sprache an Worten — eben wie bei uns ein Mann der niederen Classen weit weniger Wörter zur Verfügung hat, wie der Gebildete: mit etwa 300 Wörtern reicht, wie man in England die Probe gemacht hat, der gewöhnliche Arbeiter aus, wogegen die Standesperson wohl die zehnfache Zahl verwendet und der Wortvorrath bei solchen, die nach gewählten Ausdrücken suchen, wie bei Gelehrten oder Rednern, noch bedeutend grösser ist. Wie mit dem gesteigerten geistigen Leben der Wortvorrath wächst, so lässt es sich auch annehmen, dass, wo die geistige Thätigkeit sinkt, auch der Wortvorrath nicht nur stehen bleibt, sondern sogar abnimmt. Der reiche Ausbau der Grammatik, wie er uns z. B. in den Sprachen der Australier begegnet, setzt einen reicheren Wortschatz voraus, als wir ihn jetzt bei diesen Stämmen finden; denn so gewiss wie die Mathematik sich nicht ohne die Zahlen, so konnte sich eine solche Grammatik auch nicht ohne die Wörter entwickeln; aber wo der Gebrauch fehlt, da verkümmert das Organ, und so mögen zahlreiche Wörter untergesunken sein in das Meer der Vergessenheit. Man hat viel Gewicht darauf gelegt, dass die Wilden gewöhnlich einen geringen Vorrath von Zahlwörtern haben, oft nicht über 3 zählen können. Aber wenn sie höhere Zahlenreihen hatten, so konnten sie verloren gehen, da man kaum je in die Lage kam, sie zu brauchen. Viel wahrscheinlicher aber, oder vielmehr gewiss

ist, dass sie dieselben nie hatten und in ihrer Wildniss gewiss am wenigsten sich zu bilden ein Bedürfniss fühlten — wiewohl eine Sprache, die so manche Feinheiten ausgebildet hat, Zahlwörter zu bilden am allerersten geschickt gewesen wäre. Wir können bei unsern heutigen Culturzuständen nicht begreifen, wie auch nur der kleinste Verein, die Familie, geschweige denn ein Stamm oder Volk, ohne eine lange Reihe von Zahlwörtern bestehen kann; ist doch der ganze Verkehr, unser Handel und Wandel auf die Zahlen und das Rechnen gegründet. Aber hüten wir uns zu glauben, dass das immer so gewesen sei; darauf werden wir zurückkommen. Wortarmuth ist also kein Beweis für die Werthlosigkeit einer Sprache, das grammatische Gerüst entscheidet. Und dieses blieb unveräusserliches Gut und die Thatsache, dass keine Sprache sich über den ihr von Anbeginn gesetzten Rahmen nach oben, zur Flexion, entwickeln konnte in historischer Zeit, hat ihr Gegenbild nach unten: keine konnte auch abwärts in die Einsilbigkeit zurückfallen, so ungünstig auch die Verhältnisse sein mochten, unter denen sie ihre Existenz fristen musste. Darum reden Australier und Hottentotten eine Sprache, die staunen macht; auf dem Boden ihres Landes haben sie dieselbe nicht gelernt. Die Sprache ist das Einzige, was sie gerettet haben in der langen Kette von verlorenen Zwischengliedern, welche sie an die Urheimath unseres Geschlechtes anknüpfen, nicht etwa das Einzige, was sie auf ihrem Lebensboden an menschlichem Gut errungen haben. Mögen sie also stellenweise so tief gesunken sein, dass sie Thieren ähnlicher sind als Menschen, in ihrer Sprache haben sie sich ein Denkmal ihrer Menschlichkeit bewahrt.

X.

Die Ursprache und die Entwickelung der Sprache.

Unerforschlich, wie die Menschwerdung selbst, ist der Ursprung der Sprache; alle Versuche, den Process zu klären, so reichhaltig ihre Belehrung im Einzelnen ist, sind, wo sie an dem entscheidenden Puncte anlangen, so vergeblich wie das Haschen nach einem Gespenst. Heute wird auch hierin nur die Münze als vollwerthig angenommen, die das Bildniss Darwin's trägt, der uns über den Zusammenhang des Menschen mit der Thierwelt aufgeklärt hat; man bemüht sich darzuthun, wie auch die articulirte d. h. die menschliche Sprache aus den Lauten der Thiere sich habe entwickeln können (I S. 16). „Soweit als ich es jetzt begreifen kann, sagt Bleek, scheint es mir, dass, was die Thiere der Sprache Analoges besitzen, etwa dieselbe Stufe einnimmt, wie der Blockdruck im Vergleich zum Druck mit beweglichen Typen. Wenn man in Wahrheit den Tschinesen den Besitz der Druckkunst, sowie wir sie nach Europäischen Begriffen auffassen, absprechen muss, so kann man auch nicht sagen, dass die niederen Thiere im eigentlichen Sinne Sprache, zum wenigsten nicht articulirte Sprache besitzen. Aber sowie es vom Blockdruck zum Typendruck bloss ein Schritt ist, so liegen in den thierischen Mittheilungsäusserungen von Gefühlen Ansätze, aus denen unter günstigen Bedingungen menschliche Sprache entstehen konnte." (Bleek, Ueber den Ursprung der Sprache). Aber dieser eine Schritt — vom Blockdruck zum Typendruck, er ist vom Menschen leicht gemacht und es bedarf dazu nichts weiter als eines glücklichen Griffes; für das Thier wäre es ein Sprung über eine Kluft von der Breite eines Oceans. So handgreiflich die Sache gemacht wird, wie das Thier zum Menschen werden und sprechen lernen

konnte, uns will es scheinen, als wenn man sich mit einem „selbstverständlich" über Dinge hinwegsetzte, die sich eben nicht von selbst verstehen und über die man Belehrung und den Beweis wünscht, wie sie w u r d e n und werden m u s s t e n, nicht wie sie werden k o n n t e n. „Es ist, sagt Darwin, nicht sowohl die blosse Fähigkeit der Articulation, welche den Menschen von anderen Thieren unterscheidet, denn, wie jedermann weiss, können Papageien sprechen; es ist vielmehr die grosse Fähigkeit, bestimmte Klänge mit bestimmten Ideen zu verbinden, und dies hängt offenbar von der Entwickelung der geistigen Fähigkeiten ab" — der geistigen Fähigkeiten, da sind wir in der Domaine des Menschen, die dem besten Thier verschlossen ist. Soviel Schönes wir auch von den Fortschritten der Naturwissenschaft erwarten, das Geheimniss, das über dem ersten Sprachlaut, womit der erste Gedanke ausgedrückt wurde, gebreitet ist, ist menschlicher Erfahrung unzugänglich und darum für menschliches Wissen unerforschlich. Denn die Entstehung der Sprache lässt sich nicht vor unsern Augen wiederholen, sowenig wie der Process der Rassenbildung sich noch einmal vollziehen kann, wovon die Rede sein wird. Heute lernt das Kind sprechen, aus sich selbst würde das Kind keine Sprache erfinden. Neugierige Potentaten alter und neuer Zeit haben den Versuch gemacht Kinder sich selbst zu überlassen, um zu sehen, ob sie sich selbst eine Sprache schaffen könnten. Das älteste Beispiel dieses Aberwitzes erzählt uns Herodot: „Die Aegypter hielten sich für das älteste Volk auf der Erde, ehe Psammetich König ward. Nachdem aber Psammetich König geworden und gern wissen wollte, welches das älteste Volk wäre, seit der Zeit glauben sie, dass die Phryger älter sind denn sie, sie aber älter denn alle anderen. Nämlich als Psammetich durchaus nicht konnte sichere Kunde bekommen, welches das älteste Volk wäre, fiel er auf dieses Mittel. Er übergab zwei neugeborene Knäblein von den ersten besten Eltern einem Hirten zu seiner Heerde mit, dass er sie auferzöge auf folgende Art: er befahl ihm an, kein Mensch sollte in ihrer Gegenwart ein Wort sprechen, sondern sie sollten ganz allein in einem einsamen Gemach liegen, und zu bestimmten Zeiten sollte er Ziegen zu ihnen führen, und wenn sie sich sattgetrunken, sollte er wieder an sein Geschäft gehen. Das that und befahl Psammetich darum, weil er hören wollte,

was für ein Wort die Knaben wohl zuerst sprechen würden, wenn das undeutliche Lallen vorüber wäre. Und das geschah auch. Denn als der Hirt zwei Jahre hindurch so gethan hatte und er einmal die Thüre aufmachte und hineinging, fielen beide Knaben auf ihn los und schrien: *Bekos*! und dabei streckten sie die Hände aus. Und als dieses der Hirt zum erstenmal hörte, war er still; als sie aber immer dasselbe Wort sagten, wenn er kam und nach ihnen sah, da zeigte er es seinem Herrn an und führte sie vor denselben, wie ihm aufgetragen war. Und als es Psammetich auch gehört, zog er Erkundigung ein, in welcher Sprache das Wort *Bekos* vorkäme. Und da erfuhr er, dass es in der Sprache der Phryger Brot bedeutete. Aus dieser Geschichte schlossen denn die Aegypter und gaben zu, dass die Phryger älter wären denn sie." Ein Laut der Kinder, der gewiss nicht das bedeuten und mit Bewusstsein ausdrücken sollte, wofür man ihn nahm, brachte die Phrygier zu der unverdienten Ehre das älteste Volk zu sein.

Eines aber steht fest: die Sprache ist geworden, geworden wie alles Irdische, und hat sich aus kargen Anfängen bis zur heutigen Gestalt emporgebildet; davon hat uns die Geschichte der Sprachenentwickelung, der wir gefolgt sind, überzeugt. Heute untersuchen wir nicht mehr, ob Adam im Paradiese Semitisch oder Indogermanisch, oder gar Niederländisch, wie Becanus will, gesprochen habe, nehmen auch nicht mit einem theologischen Schriftsteller an, dass „Adam der grösste Theolog war, den die Erde getragen, der grösste Philosoph, der grösste Mathematiker, der grösste Astronom, der grösste Physiker, der grösste Physiolog" (seiner Zeit füge man zu, so hat die Sache ihre Richtigkeit) — dazu berechtigt uns die Bibel selbst nicht, die das erste Menschenpaar mit dem Nimbus einer kindlichen Naivetät umkleidet hat und noch dazu selbst die Sprache als eine Schöpfung des Menschen bezeichnet, der „jeglichem Vieh, und Vögel unter dem Himmel und Thier auf dem Felde seinen Namen gab". „Theologen, welche für die Sprache einen göttlichen Ursprung beanspruchen, sagt Max Müller, gerathen in den gefährlichsten Anthropomorphismus, wenn sie in Bezug auf die Art und Weise, wie nach ihrer Annahme die Gottheit ein Wörterbuch und eine Grammatik compilirt und den ersten Menschen wie

ein Taubstummenlehrer unterrichtet haben mag, auf irgend welche Details einzugehen versuchen. Sie sehen auch nicht ein, dass sie selbst dann, wenn man ihnen alle ihre Prämissen einräumte, nichts weiter erklärt haben würden, als wie der erste Mensch eine Sprache hätte erlernen können, wenn dieselbe für ihn schon vollkommen fertig gemacht war. Wie diese Sprache aber fertig gemacht wurde, würde immer noch ebenso geheimnissvoll bleiben.“ Der Schöpfer gab dem Menschen nur die Fähigkeit der Sprache, die er allen andern Geschöpfen versagt hat; die Ausbildung dieser Fähigkeit überliess er dem Menschen selbst, den er mit den Mitteln dazu ausgerüstet hat. Und diese Ausbildung erfolgte langsam und stufenmässig wie der geistige Fortschritt überhaupt, mit der wachsenden Erkenntniss wuchsen die Mittel der Sprache. Eine fertige Sprache dem ersten Menschen schenken hiesse seine Willensfreiheit beschränken und würde die Menschheit um die Ueberzeugung betrügen, dass sie sich selbst, wie die Geschichte lehrt, erzogen hat.

Es gab eine Ursprache des Menschengeschlechts, wenn wir auch nicht im Stande sind, ein einziges Wort der heutigen Sprachen mit Bestimmtheit als zu dieser Ursprache gehörig zu bezeichnen — diese Gewissheit war das Resultat der vorhergehenden Untersuchungen. Es war uns auch (S. 19) gestattet, auf die Gestalt dieser Ursprache zu schliessen: sie muss aus einer nicht zu gross anzunehmenden Summe von einsilbigen Bedeutungslauten bestanden haben, wobei die allernothwendigsten Beziehungen durch Stellung und Ton bezeichnet wurden. Ein nicht ausgedehnter Vorrath von Bedeutungslauten mag für den engbegrenzten Horizont der Urmenschen, die wir uns darum doch nicht als Unmenschen denken, ausgereicht haben. In der Wechselbeziehung zwischen Denken und Sprechen entsprach dem einfachen Denken das einfache Sprechen. Die wenigen Beziehungen, die auszudrücken waren, werden durch einfache, sich von selbst erhebende Gesetze der Stellung, die die Satztheile unterschied, und der Betonung, die dem ganzen Satze die Richtung gab, bezeichnet worden sein. Aber wie kamen die ersten Bedeutungslaute zu Stande, wie kam die Vereinbarung zu Stande, die dem Laute denselben Sinn unterzulegen einerseits, in demselben zu hören andrerseits zwang? Noch ist über diese Frage,

die eben mit der Entstehung der Sprache selbst zusammenhängt, keine Einigung erzielt. Von Lautgebärden zu Schallnachahmungen und von da zu den Bedeutunglauten führte der Weg, so ist die Ansicht Schleichers und mit ihm vieler Anderen, und sie beruht auf der Wahrnehmung, die wir bei Kindern täglich machen können, dass sie namentlich die Thiere nach den Lauten benennen, die sie von denselben hören: Wauwau den Hund, Muh die Kuh, Bäh das Schaf. Diese Anschauung lag nahe; sie ist desshalb schon früh aufgetaucht und von unserm Herder (Ueber den Ursprung der Sprache) bereits philosophisch begründet worden. Es wird sich nicht leugnen lassen, dass die ersten Versuche, eine Sprache zu finden, darauf hinausliefen, das Object der Wahrnehmung im Laute zu malen und dass also sicherlich ein beträchtlicher Theil der ersten Bedeutungslaute auf diesem Wege zu Stande kam; wenn Max Müller sie die Spielzeuge, nicht die Werkzeuge der Sprache nennt, so lässt sich dagegen sagen, dass die Menschheit in ihrer Kindheit eben mit solchen Spielzeugen beginnen musste. Wenn wir auch heute nicht den Hahn Kikeriki, das Schaf Bäh nennen (wogegen der Kukuk den Namen, den er sich selbst gegeben, in allen Sprachen behauptet), so spielt doch die Liebhaberei, den Klang im Worte zu malen, eine bedeutende Rolle in allen Sprachen: brummen, sausen, zischen, klatschen und unzählige andere Wörter der Art, man nennt sie mit dem Griechischen Worte *onomatopoietica* — geben dafür Zeugniss; und welche Wirkung die Tonmalerei in der poetischen Sprache hat, ist jedem bekannt: in dem Verse

quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant

ahmt Ovid sehr getreu das Quaken der Frösche nach, und wer den Homerischen Vers hört

αὖτις ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδής,

der vernimmt deutlich den herabhüpfenden, überall anschlagenden, zuletzt mit kräftigem Schlage zu Boden fahrenden Stein (von Voss missverstanden, der in seiner Verdeutschung das Getöse malt: Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor). Gleichwohl behält Max Müller Recht, wenn er sagt, dass sich nach diesem Princip keine Sprache zusammensetzen liesse; denn wie sollten dann die Gegenstände benannt werden, die gar keinen Ton von sich geben! „Die onomatopoetische Theorie hat einen recht bequemen Fortgang, solange sie mit

gackernden Hühnern und Enten zu thun hat; aber diesen Hühnerhof umgibt eine schwer zu übersteigende Mauer, und wir finden bald, dass erst hinter dieser Mauer die Sprache wirklich anfängt." Ebenso weist Max Müller mit Recht darauf hin, dass es ein gefährliches Spiel ist, auf solchen Grund Etymologien zu bauen: „In dem Englischen *squirrel* (Eichhörnchen, Franz. *écureuil*) hat man das Rascheln des kleinen flinken Thieres zu hören geglaubt"; das Thierchen heisst aber im Griechischen harmlos von seinem langen Schweif der „Schattenschwanz" σκίουρος, und von diesem Griechischen Wort ist sowohl das Englische *squirrel*, wie das Französische ***écureuil*** gebildet, und wir haben aus dem letzteren ein „Eichhörnchen" gemacht, obgleich das Thier weder ein Horn hat, noch mit der Eiche mehr zu thun hat, wie mit jedem andern Baum. Darum ist es auch bedenklich, die Kraft der Vocale gegeneinander abzuwägen und gewissen Consonanten eine besondere Kraft und Bedeutung zuzuschreiben. „Von den Consonanten wird *l* das linde, *r* das rauhe bezeichnen," sagt Grimm (Ursprung der Sprache). Allein wenn dass der Fall wäre, so müsste es sich in allen Sprachen zeigen und bei allen Wörtern gelten: aber neben dem *L*amm steht der *L*öwe, im Lateinischen neben *lenis* (lind) *latro* (der Strassenräuber); dazu kommt, dass in der alten Sprache (wovon unten die Rede sein wird) *l* und *r* vollständig in einander übergehen und dass in manchen Sprachen das *l*, in andern das *r* fehlt: die Persische Keilschrift, (I S. 160), hat kein *l*: *Babiru* statt Babylon, die Tschinesen haben kein *r*: *Ki-li-sse-tu* für Christus; was machen die einen, um das „linde", die andern, um das „rauhe" auszudrücken? und war der grosse Redner Demosthenes (und die, denen es ebenso ging und geht) eine zu fein angelegte Natur, dass er das *r* nicht sprechen konnte? Wenn es, sagt Wackernagel (Ursprung der Sprache), *Wange*, *wanken*, *wälzen*, *weben*, *wehen*, *Welle*, *winden*, *Woge*, heisst und demgegenüber ***Stab***, ***Stamm***, ***starr***, ***stehen***, ***steigen***, ***Stein***, ***Stock***, ***Stumpf***, wenn also *w* das Runde, das Weiche, das Bewegte, ***st*** das Aufrechte, das Harte, das unbewegt ruhende ausdrückt, wie eben desshalb ***st*** schon allein der uralte (?) Befehl des Stillschweigens ist, wer empfände in solchen Fällen nicht heute noch die zutreffende Passlichkeit der Lautgebung!" Aber leider ist diese „Passlichkeit der Lautgebung" nur auf die Deutsche Sprache

gebaut und man kann nur sagen, dass wir uns gewöhnt haben, in dem Anlaut *w* das „Runde, Weiche, Bewegte“ zu erkennen; denn einmal fehlt das *w* z. B. im Griechischen gänzlich, sodann ist es im Deutschen selbst erst durch einen Klärungsprocess zu Stande gekommen, der in anderen Sprachgebieten aus demselben Urlaut einen ganz anderen Anlaut hervorgebracht hat. Und was das *st* betrifft, so haben z. B. die Franzosen sich den Laut erweicht und sprechen *établir* (Lat. *stabilire*), *étoile* (Lat. *stella*) wo bleibt also bei ihnen das „Aufrechte und Harte?“ „ruht“ bei ihnen nicht mehr der Stern „unbewegt“? So steht es mit allen Lauten: sie sind von jeher einem langsam aber sicher wirkenden Wandel ausgesetzt, der ihre Gestalt bis zur Unkenntlichkeit verändern kann. Dies entzieht der Lautsymbolyk den festen Grund, und es macht die Sache nicht besser, dass auch grosse Geister, darunter schon der alte Plato, ihr Glück damit versucht haben.

Kann also die onomatopoietische Theorie, so beliebt sie war und ist, nicht genügen, eben weil sie nicht Alles erklärt, so kann es noch viel weniger eine andere, welche die Bedeutungslaute aus Interjectionen sich entstanden denkt. Gewiss, Interjectionen vermögen oft die Sprache zu ersetzen: ein ach und ein pfui machen sich in der Regel sehr verständlich. Aber auch hier darf man nicht übersehen, dass der Ton, in dem man solche Wörter spricht, es ist, welcher das Verständniss herbeiführt, nicht das Wort selbst, welches durch die klagende oder drohende Miene oft ganz ersetzt werden kann; ach in einem freudigen Tone und mit lachendem Gesicht gesprochen würde ebensowenig Eindruck machen, wie wenn man das Heine'sche „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten“ nach der Melodie „Ça ça geschmauset“ singen wollte. Dazu kommt auch hier die Verschiedenheit in den Sprachen zum Beweise, dass die Sache nicht an das Wort gebunden ist: im Tschinesischen drückt *fu*, im Laute fast mit unserm pfui zusammentreffend, das Erstaunen aus, und *ei*, bei uns der Laut der Verwunderung, die Noth. Also auch aus Interjectionen konnte keine Sprache entstehen, sie konnten nur, wie die Schallnachahmungen, ihren Beitrag liefern zur ersten Sprache.

Jedoch wir wollen den alten Streit nicht weiter aufrühren, noch viel weniger die Zahl der gestiegenen und gesunkenen Hypothesen um eine neue zu vermehren. Wo die Beobach-

tung der Sprache beginnt, da muss eine Summe von Bedeutungslauten vorausgesetzt werden; wie diese zu Stande kommt, muss dahingestellt bleiben, da es sich aus dem heutigen Bestande der Sprachen nicht mehr erkennen lässt. Erforschlich aber und erforschenswerth ist, die Entstehung vorausgesetzt, die Entwickelung der Sprache, die das erste Capitel bildet zu jeder Culturgeschichte. Hier haben, Andere nicht zu nennen, Geiger und Max Müller, auf die wir uns recht oft berufen wollen, den Weg gezeigt, auf dem wir die Aussicht haben noch manche interessanten Aufschlüsse zu finden; schüchtern und überall ein bescheidenes „Irrthum vorbehalten" vorausschickend wagen wir einige Schritte auf diesem Wege. Und damit wir unser Programm gleich an die Spitze setzen, wiederholen wir die schönen Worte Geigers (Entwickelungsgeschichte der Menschheit): „Die Entwickelung der Sprache, welche längst die ganze reiche Welt des Geistes mit ihren Lauten überkleidet hat, aus einem einzigen Urlaute, hat auf den ersten Blick vielleicht etwas Befremdendes. Aber es gibt keine andere Lösung für das in ihr verborgene Räthsel. Die verschiedenen Versuche einen Grund zu finden, warum wir den einen Gegenstand mit dem einen, den andern mit einem andern Laut benennen, sind gescheitert. Was allein der Erfahrung entspricht, ist, dass aus einem Worte mehrere an Laut und Begriff verschiedene erwachsen; aus einer Urform gehen alle Worte hervor. Wie verschieden die Deutsche und die Sanskritsprache ist, nur die Wissenschaft erkennt in beiden die Einheit; sie zeigt, dass das jetzt Verschiedene einmal Eins gewesen sein muss. Die lange Trennung und Entfernung hat die Verschiedenheit hervorgerufen, und so werden wir es wenigstens nicht für unmöglich halten, dass sogar alle Sprachen der Erde aus einem einzigen Keime hervorgegangen und nur durch eine noch viel längere Trennungszeit zu ihren grossen Gegensätzen herangewachsen sind. Das Hervorgehen des Manchfaltigen aus der Einheit, es scheint das grosse Grundgesetz in der Entwickelung der Natur und des Geistes zu sein. Dieses Gesetz leitet uns in der Sprache auf einen ganz unscheinbaren Keim zurück, einen ersten Laut, der das unendlich Wenige, das Einzige ausdrückte, was der Mensch damals beachtete und mit Interesse sah, aus dem dann der ganze Reichthum der Sprache, ja aller Sprachen in einer

Reihe von vielen, sehr vielen Jahrtausenden allmählich sich entfaltet hat". An dieses Programm knüpfen wir unsere Betrachtungen an, die nicht eine Geschichte der Sprachentwickelung sein wollen; vielmehr soll ihr Zweck sein, dieses „Hervorgehen des Manchfaltigen aus der ursprünglichen Einheit" deutlich zu machen und damit den im vorigen Capitel vorgetragenen Anschauungen festere Stützen zu verleihen.

Wie alles Erkennen von sinnlicher Wahrnehmung ausgeht, so muss die Sprache zuerst die Bedeutungslaute für die Objecte d. h. sowohl für die Gegenstände der umgebenden Natur, wie für die sich an denselben vollziehenden Veränderungen, den Thätigkeiten, gefunden haben. Ob sie dabei zuerst die Gegenstände mit Bedeutungslauten benannte oder die Thätigkeiten d. h. mit andern Worten, ob das Nomen zuerst war, oder das Verbum, diese oft aufgeworfene Frage könnten wir auf sich beruhen lassen, wenn sie nicht unserm Zwecke sehr dienlich wäre, indem sie uns zeigt, wie beides aus demselben Keime hervorgegangen ist. In dem factischen Bedürfnisse nämlich behauptet keines von beiden die Priorität, sondern sie laufen gleichberechtigt nebeneinander: die Handlung drängt sich als Object der Beobachtung ebenso wohl auf wie der, welcher sie vernichtet, und umgekehrt. Die Wurzel war also ursprünglich wie noch in der Tschinesischen Sprache, beides, dies lässt sich an unseren Sprachen noch nachweisen: „Die stämme sind im indogermanischen an sich noch keine worte, keine satzteile. Im indogermanischen ist jedes wirkliche wort, jedes element des satzes, entweder verbum oder nomen (*adverbia*, *partikeln*, *praepositionen* u. s. w. sind ursprünglich casus oder verbalformen). Die stämme sind an sich noch keines von beiden, weder nomen noch verbum; sie werden erst zu dem einen oder dem andern bestimt durch casussuffix und personalendung. St. *bhar-a-* z. B. Wurzel *bhar*, ist weder *verbum* noch *nomen*; nom. sing. *bhara-s* ist *nomen* und hat als solches die function eines *nomen agentis*; 3 sg. *praes.* *bhara-ti* ist *verbum* (Lat. *fert*). Die wortbildungssuffixe sind gröstenteils deutlich erkenbar als pronominale elemente, die in einer früheren lebensepoche des indogermanischen noch selbständige Wurzeln waren; *bhara-s* ist zusammen geschmolzen auss *bhar a sa; bhar* ist die wurzel mit der function „tragen", *a* ist determinirendes pronominales element, hier den täter

bezeichnend; *sa* ist ein demonstrativ, das belebte *genus* im nominativ an deutend; *bharati (fert)* zerlegt sich in *bhar-a* und *ti*, älter wol *ta*, pronomen der 3. person. Da verbum und nomen sich so zu ein ander verhalten, dass sie als nähere bestimmung früher unbestimmter sprachelemente zu betrachten sind, so kann eins one das andere nicht vor kommen. Entweder scheidet eine sprache nomina und verba in der form, oder sie hat keines von beiden. Man kann daher auch nicht von einer priorität des einen oder des anderen sprechen; nomen und verbum sind beide zugleich entstanden" (Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der Indogermanischen Sprachen). Die Scheidung von Nomen und Verbum hat sich nicht so leicht vollzogen, als es nach der angegebenen Weise unserer Sprachen den Anschein hat; es war eine schwer zu passirende Klippe, an der die Sprachen der niederen Classen gescheitert sind. Selbst das Altaegyptische hat diese Klippe nicht überwunden; die Wurzel ist nicht gesondert, sie ist zugleich Nomen und Verbum und es sind nicht Personal- sondern Possesivsuffixe, die ihr angeheftet werden (S. 28 und 48). Aber der glückliche Griff, den unsere Sprachen gethan haben, leitet sich, wie wir sehen werden, leicht zurück auf die ursprüngliche Weise, die indifferente Wurzel, wie sie alle Sprachen haben.

Das Geschlecht am Nomen zu unterscheiden und zu bezeichnen ist eine langsam und schwer zu Stande gekommene Errungenschaft des menschlichen Geistes, zu der die meisten Sprachen nicht gelangt sind. „Die Unterschiede des männlichen und weiblichen Geschlechtes, sagt Steinthal, und zwar eine Unterscheidung nicht durch besondere Wörter und Ableitungen (wie Ochs und Kuh, Mutterschaf etc.), sondern durch ein Flexionsmittel am Worte selbst bezeichnet oder auch nur gedacht, eine Geschlechtsunterscheidung, die nicht an dem natürlichen Geschlecht kleben bleibt, sondern in dem natürlichern Verhältniss nur eine Anregung und einen Anhaltspunct findet für eine rein ästhetische Auffassung der Dinge je nach dem Eindrucke, den sie auf das Gemüth üben in Bezug auf Stärke und Schwäche, schaffende Kraft, aus sich herauswirkende Energie und in sich aufnehmende Empfänglichkeit — solche formale Belebung des Seins in doppelter oder (wenn das Neutrum hinzukommt) dreifacher Abstufung und Abschattung ist

nur und ganz ausschliesslich den drei Stämmen der Kaukasischen Rasse eigen, und wie sie diese Sprachen als geformte und formende von allen anderen als formlosen absolut abtrennt, so verbindet sie diese drei Stämme zu einer wesentlichen Einheit, Das Semitische hat, wie das Aegyptische, nur zwei Geschlechter, das männliche und weibliche; nur der Sanskritische (Arische) Stamm hat noch das sächliche Geschlecht im Unterschiede gegen die beiden persönlichen". Für die Aegyptische Sprache ist dieser Fortschritt so bezeichnend, dass wesentlich auf diese Gemeinschaft der Geschlechtsbezeichnung die Zusammenstellung des Aegyptischen mit den Semitischen Sprachen gegründet werden konnte (S. 28). Aber die lautlichen Mittel, deren wir uns zur Bezeichnung des Geschlechtes bedienen, sind nicht ursprünglich: „es ist deutlich war zu nemen, dass in einer älteren sprachepoche der indogermanischen ursprache das genus one bezeichnung war und erst im Laufe der Zeit durch secundäre Hilfsmittel die genera am nomen gesondert wurden" (Schleicher). So sind wir auch hier auf die Anfänge zurückgeführt, bei denen wir uns mit den übrigen Sprachen berühren, und über welche die letzteren nicht oder kaum hinausgekommen sind — wovon unten noch einmal die Rede sein wird.

Schwer errungen sind — man sollte es nicht meinen — die Zahlwörter. Das Bedürfniss Zahlen, wenigstens grosse Zahlen zu haben, ist in der Menschheit jüngeren Datums (S. 68). Ueberall sehen wir noch heute die Wilden sich mit ein paar Zahlwörtern behelfen. Bei einem Australischen Stamme hat man nur die drei Zahlwörter *gain*, *gudschal*, *ngarril* getroffen, wovon das letzte sowohl drei, wie einige bedeutet, während man jede grössere Zahl durch *bula*, viele, ausdrückt. Hier ist also die Zweiheit von der Einheit und Mehrheit deutlich geschieden, aber die Dreiheit schon nicht mehr, sie geht in den Begriff der Mehrheit über, und vollends über drei vermag man nicht mehr zu zählen. In einem andern Australischen Dialekte hat man nur Ausdrücke für eins und zwei gefunden *ngungbai*, *bula*, wo die Spur deutlich genug ist, dass man ursprünglich nur unterschied eins und mehrere. Die weiteren Zahlen, für die sich das Bedürfniss allmählich entwickelte, werden durch Rechnung (Addition, Multiplication oder Subtraction) hergestellt, und dabei musste die erste und natürlichste Rechenmaschine, die fünf Finger der einen, die zehn

der beiden Hände, Hülfe leisten: so ist es bei den Wilden heute noch und auch unter uns findet man bei solchen, die lebhaft gesticuliren, noch die uralte Gewohnheit, die Finger auszustrecken, wenn eine Zahl zu nennen ist — was man namentlich den Italienern nachsagt. So gelangte man zur Zahl 5, und sodann zu 10, ehe man die zwischen diesen beiden liegende Reihe der Einer ausgebildet hatte, und nun wird diese Reihe durch die verschiedenen Methoden ausgefüllt: fünfeins (d. i. 5 + 1) 6, fünfzwei 7 etc. (oder auch umgekehrt einsfünf, zweifünf etc., so die Kamtschadalen S. 46); oder man multiplicirt 2×3 d. i. 6, 2×4 d. i. 8; oder man bildet 8 und 9 durch Subtraction: einszehn (d. i. 1 von 10) 9, zweizehn (2 von 10) 8 — wie man im Lateinischen sagt *undeviginti* 19, *duodeviginti* 18, und im Griechischen noch umständlicher ἑνός (oder δυοῖν) δέοντες πεντήκοντα (d. i. eins fehlend 50, zweifehlend 50 = 49, 48. Soll das Zählen ausnahmsweise über 10 hinausgehen, so hilft man sich mit Strohhalmen oder Steinchen, die zu zehn und zehn abgezählt werden; werden aber die grösseren Zahlen gebildet, so kommen wahre Monstra zu Tage, z.B. in einer Negersprache 19: *ki dokpò mui do mui ópkò heó* d. i. zehn mehr fünf zu fünf noch vier. Geht es gar über hundert, so müssen die Finger einen umständlichen Dienst verrichten. Sehr anschaulich schildert Schrumpf (Beitrag zur Südafrikanischen Sprachenkunde) das Verfahren bei den Sessuto-Negern: „Beim Aufzählen, wenn es über 100 geht, müssen in der Regel drei Mann zusammen die schwere Arbeit verrichten. Einer zählt dann an den Fingern, welche er einen nach dem andern aufhebt und damit den zu zählenden Gegenstand andeutet oder womöglich berührt, die Einheiten. Der zweite hebt seine Finger auf, immer mit dem kleinen Finger der linken Hand beginnend und fortfahrend bis zum kleinen Finger der rechten, für die Zehner, sowie sie voll werden. Der dritte figurirt die Hunderte. Mit den ersten Zahlen würde man schon auskommen: *engue* 1, *peli* 2, *taru* 3, *'ne* 4, *tlanu* 5 etc., aber 8: *e robiling meno e le meli* d. h. wörtlich „es sind gebrochen, welche sie sind, zwei Finger", 9: *e robileng mono o le mong* „er ist gebogen Finger, er ist einer. Beim Zeigen der zehn Finger wurde also einer eingeschlagen, um die Zahl 9, zwei um die Zahl 8 zu bezeichnen.

Wir sind stolz auf die wohlgefügte Reihe unserer Zahl-

wörter. Aber bei Lichte betrachtet zerfliesst der Ruhm und die kargen Anfänge, die uns den Negern und Australiern näher bringen, leuchten überall durch, in unseren vermeintlich einfachen Zahlen 1—10 sind die Spuren ganz ähnlicher Bildung an mehreren bis heute nicht verwischt: unser vier (ursprüngliche Form *k*atvar*) ist nach Bopps Vermuthung zusammengesetzt aus 1 und 3, fünf (ursprüngliche Form *k*ank*an*) ist deutlich eine reduplicirte Form, zehn (*dakan*) ist vielleicht 2×5, alle Zahlen über 10 sind offenkundige Zusammensetzungen: 11 und 12 = einszehn, zweizehn, Gr. ἕνδεκα, δώδεκα Lat. *undecim*, *duodecim*, Goth. *ainlif*, *tvalif* (*lif*=*lika Lith. d. i. dika*, *dakan*); ebenso die Zehner, bei denen die Zusammensetzung noch erkennbarer ist: 20 = zwei Zehner, Gr. εἴκοσι aus εἴκατι und dies aus *dvidakati*, Lat. *viginti*, Goth. *tvai tigjus* (in zwei Wörtern.) Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass in dem Zahlwort a c h t (urspr. *aktavas* Gr. ὀκτώ Lat. *octo*) eine Dual-Endung stecke, dass es also auf irgend eine Weise mit der Zahl 2 zusammenhängen müsse. Ist es viervier (4+4)? oder hat *Benloew* Recht: „*les deux recourbés*“ „die zwei (von den zehn Fingern) eingeschlagen“ (von Wurzel *anc-biegen*), was uns in Bezug auf den Ursprung dieses Zahlwortes genau auf den Standpunct der Sessuto-Neger zurückbringen würde. Die Zahl 100 ist den Arischen Sprachen noch gemeinsam (ursprünglich *kantam* Gr. ἑ-κατόν d. i. einhundert, Lat. *centum*, Goth. zwar 100 *taihun-tehund* d. i. zehn Zehnter, aber 200 ff. *tva hunda* d. i. zwei hundert), nicht aber 1000 (Indisch *sahasra*, Gr. χίλιοι, Lat. *mille*, Goth. *thûsundi* d. i. wohl 10 hundert); daraus ist der Schluss erlaubt, dass der Arische Urstamm am Oxus entweder überhaupt nicht bis zur Bezeichnung der Zahl 1000 oder doch nicht zu einem häufigen Gebrauch, der Uebereinstimmung geschaffen hätte, gekommen ist. Die Indische Sprache hat für die grossen Rechnungen der Philosophen (I S. 237) gewaltige Zahlenbezeichnungen erfinden müssen. Die Griechen haben einen einfachen Ausdruck für 10,000 (μύριοι, eine „*Myriade*“); dies war ihre Grenze, wie der Umstand beweist, dass derselbe Ausdruck (mit einer unwesentlichen, accidentiellen Aenderung im Tone) „unzählige“ bedeutet. Wir haben zwar diesen einfachen Ausdruck für 10,000 nicht, haben dagegen unser Gebiet bis zur Million, Billion etc.

erweitert und haben einen Ausdruck für 1,000 Millionen, „Milliarde“, dessen Alter freilich noch nicht ein Jahrhundert zählt und der eigentlich erst seit den bekannten „fünf Milliarden“ in angenehmer Weise in das allgemeine Bewusstsein gelangt ist.

Merkwürdig ist der soeben erwähnte Dualis, die Bezeichnung der Zweiheit beim Nomen und Verbum. Er spielt in der alten Sprache eine Rolle und verschwindet je später desto mehr. Das Sanskrit hat ihn vollständig, und aus seinen Griechischen Studien wird sich jeder noch erinnern, wie zwischen Singular *ἀνήρ* der Mann und Plural *ἄνδρες* die Männer eingeschoben ist *ἄνδρε* die beiden Männer, und wie zwischen *τύπτει* er schlägt und *τύπτουσι* sie schlagen steht *τύπτετον* sie beide schlagen. „Die Zweizahl ist ein Versuch des Geistes, sich des Begriffes der Mehrheit zu bemächtigen; nachdem die Mehrzahl, nachdem vollends das Zahlwort geschaffen ist, hat sie ihren Dienst gethan; sie stirbt ab und bleibt nur hier und da noch als verkümmertes Organ zurück“ (Geiger). Danach wäre der Dualis eher entstanden als der Plural, und das klingt sehr glaublich, nur dass man dagegen geltend machen kann, dass die Endungen des Dualis sich eher aus denen des Pluralis ableiten lassen, als umgekehrt; jedenfalls sind diese Endungen der beiden Numeri Variationen einer Grundform. Der Dualis hat seine Fortsetzung in dem Trialis, der sich bei den Bewohnern der Südsee-Inseln findet; es ist also der Versuch den Zahlunterschied zu erweitern, aber immer angeknüpft an den gezählten Gegenstand, und ohne zur abstracten Bezeichnung der Zahl zu gelangen (wie die Malayen ja auch zählen „Knabe fünf-Mann“ d. h. fünf Knaben, oder ähnlich); kein Wunder also wenn so viele jener Stämme an Zahlwörtern so arm sind, dass die Englischen Missionäre, um die Bibel übersetzen zu können, die Englischen Zahlen von 4—10 einführen mussten. Und darum werden wir uns auch nicht wundern, wenn in den niederen Sprachen die Zahlwörter, die wir verführt sind zu den Fundamenten der Sprache zu rechnen, ein so flüssiges Element sind wie nur irgend welche andere Wörter. Die Sprache von *Tahiti* hat, wie uns M. Müller erzählt, seit *Cooks* Zeiten fünf von den zehn einfachen Zahlwörtern verloren und durch neue ersetzt; und ebenso hatten die Minsi in Nordamerika, die zum

Stamm der Delawares gehörten und neben diesen wohnten, doch einige ihrer Zahlwörter verschieden gehabt. Alle Arischen Sprachen stimmen seit den Tagen des Urstammes am Oxus in den Zahlen 1—100 überein (I S. 38); verlassen wir aber das Gebiet der Flexion, so zeigen z. B. die Turanischen Sprachen, wo die Verwandtschaft von niemand bestritten wird, die bunteste Variation. Und doch hat auch im Gebiete unserer Sprachen das Französische sozusagen unter unseren Augen die einfachen Zehnzahlen 70, 80, 90, eingebüsst. Man erkennt hier überall das langsame Werden: im Lateinischen hebt sich *viginti* gegen *triginta* etc. ab, ebenso im Griechischen *εἴκοσι* (*εἴκατι*) gegen *τριάκοντα*, die Zahl 20, der ganze Mensch, wie die Naturvölker sagen d. h. Finger und Zehen zusammen, war also eher gebildet als die übrigen Zehner, und von 20 aus zählte man zuerst weiter 20 und 10 d. i. 30, 2 mal 20 d. i. 40 etc., wie es sich im Keltischen und im Altfranzösischen (bis zu *huit vinz* d. i. 160) noch findet. So muss bei 60 wieder ein Absatz gewesen sein, was sich daraus ergibt, dass *sexaginta* im Lateinischen die kleinere unbestimmte Zahl ist (wie bei uns 100 : hundertmal, hunderterlei etc.) wie *sexcenti* die grössere (bei uns tausend). Diesen Absatz, dessen Spuren sich, beiläufig gesagt, auch im Altdeutschen und anderwärts finden, hat das Französische nachträglich verewigt.

Die Dual-Endungen im Griechischen, sagten wir oben, stehen mit den Plural-Endungen in so enger Verwandtschaft, dass die einen sich aus den andern oder beide sich aus einer gemeinsamen Urform entwickelt haben müssen. Dieser Spur können wir noch weiter nachgehen; das reichentwickelte Griechische Verbum kann uns noch andere Lehren geben. Zu einer Zeit als die Entwickelung der Sprache noch nicht bis zur Flexion, ja noch nicht zur Agglutination gediehen war, war die Wiederholung der Wurzel (Verdoppelung oder Reduplication) das nächste und einzige Mittel, Flexionsunterscheidungen zu versuchen. Man bezeichnete beim Nomen die distributive Allheit durch Verdoppelung (S. 48 Tschinesisch *jie jie*, Lateinisch *quis quis*), und unsere Pluralbildung (*açvas* aus *açva-sa-sa*) ist durch Verdoppelung zu Stande gekommen. Beim Verbum setzte man die Wurzel zweimal, um die Bedeutung zu steigern d. h. um die Wiederholung und damit Dauer und Kraft der Handlung, oder auch um die

aus der Wiederholung hervorgehende Vollendung der Handlung zu bezeichnen. So findet sich die Reduplication beim Griechischen Verbum noch im Präsens (und Imperfectum):

Sskr. Wurzel *da*: *da-da-mi*,

Griech. „ δο: δί-δω-μι (der Vocal abgeschwächt zu *i*), und im Perfect (und Plusquamperfect):

Griech. „ δέ-δω-κα (-μι abgefallen, der Vocal abgeschwächt zu ε; es wird überhaupt nur der Anlaut der Wurzel mit ε vorgesetzt: τέ-τυπ -aus *tup-tup*). Im Präsens verliert sie sich bald, seitdem man andere Mittel hatte den Präsensstamm gegen die übrigen Tempora zu kennzeichnen, und erhielt sich nur in der sogenannten μι-Conjugation, die nicht die unregelmässige, sondern die ursprüngliche und echte ist; aber für das Perfect blieb sie das bis zuletzt bewahrte Mittel der Unterscheidung.

Auf diesem Wege kann man weiter gehen und der reichen Entwickelung der Griechischen Tempusformen auf die Spur kommen. Recht deutlich zeigen das Hervorgehen aus einem Urkeime die Endungen. Man unterscheidet primäre Endungen d. i. die Endungen der Haupttempora, und secundäre, die der Nebentempora. Betrachten wir die beiden Reihen der Endungen genau, so erscheinen sie sofort als Variationen einer Grundform:

Singular.
I. (primär): — (ω), — (ει)ς, — (ει),
II. (secundär): — (ο)ν, (ε)ς, — (ε),
Dual:
I. (primär): — — (ε) τον, — (ε) τον,
II. (secundär): — — (ε) τον, — (ε) την,
Plural:
I. (primär:) — (ο) μεν, — (ε) τε, — (ο) ντι (ουσι),
II. (secundär): — (ο) μεν, — (ε) τε, — (ο)ν.

Primäre und secundäre Endungen stimmen zum Theil noch ganz überein (-ετον, -ομεν, -ετε), und wo sie nicht übereinstimmen, lassen sie sich leicht aus den erschlossenen Urformen beide ableiten:

Singular:
1. Person: — *ma* (ich), geschwächt zu — *mi*, — *m*,
2. Person: — *tva* (du), „ „ — *si*, — *s*,
3. Person: — *ta* (er), „ „ — *ti*, — *t*.

Plural:

1. Person: — *masi* (aus *matvi*, ich und du = wir),
2. Person: — *tasi* (aus *tvatvi*, du und du = ihr)
3. Person: — *anti* (vermuthlich aus Wurzel *an*, „ander" und *ta*, er und er = sie).

In der 1. Pers. Sing. ist — *mi* ausgefallen in der primären Form, in der secundären ist — *m* davon übrig geblieben, welches aber nach Griechischem Lautgesetze am Schlusse in — *ν* übergeht. In der 3. Pers. Sing. ist in der primären Form aus - *ti* zunächst - *σι* geworden, dann aus *ε-σι*,-*ει*, indem, wie bei unserem Umlaute (S. 50) das *i* hineingezogen wurde; in der secundären Form ist aus *ε-τι*, -*ετ* geworden, wo alsdann das *t* am Schlusse nach Griechischem Lautgesetze abfällt. In der 3. Pers. Plur. haben die Dialekte noch die reine Form (*ἴσαντι* für *ἴσασι*), in der secundären Form ist - *ti* einfach abgefallen, zunächst - *i* (wie im Lateinischen *amant*), dann nach dem eben erwähnten Lautgesetze, welches kein *τ* am Ende duldet, auch das *t*. So bleibt als die eigentliche und ursprüngliche Unterscheidung der Haupttempora von den Nebentempora das Augment (S. 45), welches wiederum bei vorgerückter Entwickelung der Sprache, wie die Reduplication im Präsens abfallen konnte und in den meisten Sprachen (bis auf vier) abgefallen ist, als man andere Mittel gefunden hatte, die Nebentempora von den Haupttempora abzuheben, namentlich die kennbare Endung. Im Lateinischen hat sich die Bildung mittels des angehängten Hülfszeitwortes Bahn gebrochen: *ama-b a m*, *ama-v i* etc. (Reste von Formen aus der Wurzel *fu-*, sein, Perf. *fui*); und hier haben wir schon in der Urzeit die Variation, die neben das Präfix, welches auf die Vergangenheit weist, das suffigirte Hülfszeitwort setzt, wie wir es ja auch im Deutschen in der schwachen Conjugation haben (S. 51). Und abermals machte die Variirung ihr Recht geltend, als man anfing, die Hülfszeitwörter behufs neuer Conjugationsformen selbstständig neben das Verbum zu setzen: sie stehen hier vor, dort nach dem Verbum (ich h a b e geliebt, *amatus sum* etc.) So erwuchsen die Tempora aus einfachen Anfängen, sowie das geistige Wachsthum das Bedürfniss eines geschiedenen sprachlichen Ausdrucks zur Geltung brachte, zu der Vielgestaltigkeit unserer heutigen Conjugation. Und doch schimmert selbst jetzt noch die einstige Armuth an manchen

Stellen hervor und kaum hat eine Sprache dem vollen Bedürfniss zu genügen vermocht. Wir unterscheiden in unserem Präteritum nicht die Dauer und Vollendung, die das Griechische im Imperfect und Aorist zum Ausdruck bringt; dem Lateinischen fehlt eine eigene Form für den Aorist, und das Perfectum muss beide Rollen, die des Perfects und des Aoristes, versehen. Besonders stiefmütterlich behandelt ist das Futurum: das reichentwickelte Griechische Verbum hat im Activ kein Futurum *exactum*, welches dem Lateinischen nicht fehlt, und es ist auch kein Zufall, dass wir für das Futurum *primum* so gern das Präsens setzen, und das Futurum *exactum* (ich werde geliebt haben) sozusagen gar nicht im Gebrauche ist; es war zu spät geboren, als die Sprache sich ohne den neuen Schössling bereits behelfen gelernt hatte, und darum blieb dieser fremd und wenig gesucht. Das Gothische behilft sich noch mit zwei Tempora, Präsens und Präteritum, das Futurum wird gewöhnlich durch das Präsens ausgedrückt; aber indem schon die Hülfszeitwörter (*skulan*, sollen, und besonders *haban*, haben) herbeigezogen werden, ist damit die ganze spätere Entwickelung und die Herrschaft der Hülfszeitwörter vorgezeichnet.

In derselben Weise lässt sich das Wachsthum der Modusformen verfolgen. Auch hier stimmen die Endungen des Modus der gebundenen Sätze, des Conjunctivs (wozu im Griechischen der Optativ tritt) mit die Endungen des behauptenden Modus, des Indicativs, vollständig überein. Suffixe, eingeschoben zwischen der Wurzel und dem Personalsuffix (daher besser Infixe genannt), grenzen die neuen Aussageformen gegen die erste und ursprüngliche, den Indicativ, ab: *a* beim Conjunctiv, daher der lange Vocal im Conjunctiv (-*ω*-*ῃς*-*ῃ* etc. wobei sehr bezeichnend ist, dass Homer noch häufig den kurzen Vocal d. h. Bildung ohne Infix, dem Indicativ gleichlautend, hat); *ya* (*ja*) beim Optativ, daraus die Diphthonge mit -*i* (-*αι*, -*ει*, -*οι*, denen bei uns der Umlaut entspricht, gab—gäbe, hatte—hätte.) So war für die entwickelteren Denkformen Raum geschaffen in der Aussageform. Die Nebeneinanderreihung der Aussagen, wobei der Sinn des Satzganzen unterscheidend und das gegenseitige Verhältniss bestimmend helfen musste, war das Ursprüngliche, wie es im Tschinesischen noch ist; erst später und langsam lernte man Werth und

Verhältniss der Nebenaussage zur Hauptaussage wie im Gedanken so auch in der Sprache begrenzen, mit andern Worten Perioden bauen. Die Unterscheidung in objective Darstellung (Indicativ) und subjective (Conjunctiv resp. Optativ) ist eine jüngere Eroberung des menschlichen Geistes. Und auch hierbei macht sich wieder die überall herrschende Variirung geltend: wir haben für das causale und consecutive Verhältniss (weil, sodass) die objective Darstellung, ebenso das Griechische für das causale, (*ἐπεί*), während sich das consecutive (*ὥςτε*) spaltet; das Lateinische spaltet dagegen das causale Verhältniss (*quum*, *quia*) und hat sich für das consecutive Verhältniss (*ut*) zum Conjunctiv gewendet; für das condicionale Aussageverhältniss (wenn) hat das Griechische vier, und das Lateinische drei Formen ausgebildet; wir begnügen uns mit zwei: das in der Bedingung Ausgesagte wird als wirklich angenommen — Indicativ; das in der Bedingung Ausgesagte wird nicht als wirklich angenommen — Conjunctiv. Als Ausdruck der Negation hat sich der Conjunctiv des Imperfects und Plusquamperfects festgesetzt; den verschiedenen Sinn, der sich bei der verschiedenen Stellung der Negation („nicht als wirklich" — „als nicht wirklich") ergibt, vermögen wir nicht wie die beiden anderen Sprachen zum Ausdruck zu bringen, wir vermögen nicht zu unterscheiden: wenn er gäbe d. h. es ist möglich, dass er gibt, und: wenn er gäbe d. h. es ist nicht möglich, dass er giebt (Lat. *si det - si daret*).

Die Entwickelung der sprachlichen Mittel in den Partikeln, die zur Anknüpfung des Nebensatzes an den Hauptsatz dienen, den sog. Conjunctionen, hat nicht gleichen Schritt gehalten mit der Entwickelung dieser Denk- und Aussage-Kategorien: der Vorrath an Conjunctionen ist verhältnissmässig gering, und dieselben sind desshalb oft vieldeutig, weil sie mit dem Wachsen der Sprache zur Bezeichnung verschiedener, ihrer ursprünglichen Bedeutung fremder Verhältnisse herangezogen werden mussten. Unser wenn ist ursprünglich nichts anders, als wann d. h. es ist Zeitpartikel und dies war es, ehe man noch das condicionale Verhältniss genau zu unterscheiden wusste. Ebenso findet sich auch wohl wo, was ursprünglich den Ort bezeichnet, als Condicionalpartikel verwendet (vgl. wofern), aber wenn hat den Sieg davon getragen. Anders ist dies im Lateinischen und Griechischen, wo *εἰ* und *si* ohne

Zweifel auf ein ursprüngliches Ortsverhältniss zurückzuführen sind. Aus unserem dann, dem Demonstrativum zu wann, ist denn geworden, die Scheidung der Bedeutung, die auch jetzt noch nicht vollständig durchgeführt ist, ist kaum ein Jahrhundert alt, und denn hat, abgesehen von einer Reihe anderer Bedeutungen, besonders die Begründung übernommen; ähnlich im Griechischen *δέ*, abgeschwächt aus *δή*, aber, und, denn. Zur Bezeichnung des Grundes haben wir da und weil, also eine den Ort und eine die Zeit bestimmende Partikel (weil= während), und neuerdings versucht man einen Unterschied zwischen diesen beiden zu gründen, indem da den Grund subjectiv, wie im Lateinischen *quum* mit dem Conjunctiv, weil objectiv, wie im Lateinischen *quia* und *quod* mit dem Indicativ, ausdrücken soll; aber die Unterscheidung zwischen subjectiv und objectiv kann nur auf den Modus, nicht auf die Partikel gegründet werden. Und dieses Lateinische *quum* und *quod*, ferner *ubi*, *ut*, Griechisch *ὡς*, *ὅτι* etc. wie vieldeutig sind nicht alle diese Conjunctionen! Wir kommen auf diesem Wege zu der Ueberzeugung, dass der Vorrath der logischen Kategorien ursprünglich eng bemessen war und dass solche bestimmenden Zusätze sich einst vielleicht auf das einzig Reale, den Ort beschränkten, dem sich die Uebertragung des Raumes auf die Zeit zunächst anschloss. Das Bedürfniss nach Conjunctionen, die sich nach Absicht, Folge, Grund, Bedingung etc. unterschieden, war also nicht vorhanden, und als es vorhanden war, war die Zeit vorbei, wo man so fundamentale Elemente der Sprache, wie diese Partikeln, neu bilden konnte; man behalf sich mit dem vorhandenen Vorrath und zog die Bedeutungen auseinander, sowie sich das Bedürfniss allmählich einstellte. Es war natürlich, dass mit der Ausbreitung der Nebensätze die Nominalbildung des Verbums, d. h. die Participia, zusammenschrumpfte: das Griechische hat noch eine stattliche Reihe Participia, das Lateinische nur vier, unsere Sprache gar nur zwei, und diese zwei werden vorwiegend attributiv, d. h. als Adjectiva, gebraucht (der liebende Vater, der geliebte Vater). Es ist ein Zurückgreifen in die abhanden gekommene Weise, wenn Göthe sagt: „Wollten Sie mir zu einer vorhabenden Reise Ihre Pistolen leihen?“

Zeigen uns solche Beispiele wie die Manchfaltigkeit der „inneren Sprachform“ aus der ursprünglichen Einheit erwächst,

so überzeugt uns ein Blick in den Wortvorrath der Sprache, wie aus einer Urwurzel ganze Wortfamilien mit zahlreicher Sippe entstehen. Hier bedarf es kaum noch weiterer Worte: da wir annehmen müssen, dass unsere Sracheu aus der Grundform Tschinesischer Einsilbigkeit sich zur Flexion, d. h. zu der kunstreichen Verschmelzung verschiedener Wortelemente zur Worteinheit, emporgearbeitet haben, so müssen eben zu einer Zeit, als die Arische Grundsprache noch nicht war, die Vorväter der Arier nur einsilbige Wurzeln gehabt haben, aus denen unsere Wörter durch Zusammensetzung und Ableitung entstanden sind. Nehmen wir die Sanskritwurzel *dha*, Griech. θη- (τί-θημι setzen), Goth. *da*, Hochdtsh. *ta* (thun, richtig tun), welche Fülle von Wörtern ist aus ihr hervorgegangen! Thun, That, thätig, Thäter, Thätigkeit etc., sie alle müssen in einer Zeit, als man noch in einsilbigen Wurzeln sprach, durch den einen Laut *dha* oder wie er auch damals gelautet haben mag, ausgedrückt worden sein. Wie zahlreich ist die Nachkommenschaft, die aus dem einen Laute *stha* gezeugt worden ist: stehen, stellen, Stand, Stelle, Stand, Stätte, Staat, Stuhl etc., und alle die unzähligen Ableitungen! Es gewährt einen interessanten Einblick in die Werkstätte der Sprache, wenn man die Geschichte einer solchen Wurzel verfolgt, wie Max Müller mit der Wurzel *mar* gethan. Von dem knatternden Geräusch, so nimmt man an, welches entstand, wenn das Korn zwischen zwei Steinen zerrieben wurde — das war die älteste Form der Mühle — leitet sich die Wurzel *mar*, zermahlen, zerreiben, her: die in der alten Sprache allerwärts getroffene Verwechslung von *r* und *l* hinzugenommen, erhalten wir *mal*; und diese beiden Wurzeln *mar* und *mal* pflanzten sich fort, zunehmend an Umfang der Bedeutung mit der wachsenden Sprache. Aus der einen Form entwickelten sich Griech. μύλη, Lat. *mola* Deutsch Mühle, damit hängt mahlen, Mehl, Müller, Malz, zermalmen etc. zusammen; aus der andern Form gehen hervor Griech. μαραίνω aufreiben (dazu *marasmos* das Welken), Lat. *morbus*, die auftreibende Krankheit, *morior* sterbe, *mors*, der Tod (bei uns in anderem Sinne Mord); daher Skr. *maru* die Wüste, ebenso Lat. *mare*, Meer (das „todte", stehende Gewässer I S. 48). Durch Zusatz von Consonanten, ohne Zweifel Reste von ursprünglichen Bedeutungslauten, werden solche einfache Wurzeln erweitert, es ent-

stehen neue Wurzelformen, die wieder ihre Sprösslinge treiben; so entsteht aus *mar* durch Zusatz von *j* die neue Wurzel *marj*, reiben (aber ohne den Nebenbegriff des Zerreibens), dazu Griech. *ὀμόργ-νυμι* abwischen. *r* wieder in *l* verwandelt entsteht die Wurzel *malg*, melken (d. i. streichen), Milch. Hierbei offenbart uns das Lateinische eine wichtige Thatsache: dort steht neben *mulgere* melken die Wurzel mit der Tenuis *mulcere* (übrigens im Perfectum und Supinum mit mulgere übereinstimmend) in der älteren Bedeutung „streichen" — eine willkürliche Variation hat dazu gedient, die beiden Wörter, die ursprünglich eines waren (wie noch im Lithauischen milzti melken und streichen), in Form und Bedeutung auseinanderzuhalten. Das Lateinische *mulcere* soll uns aber noch einen anderen Dienst thun: indem man mit der Hand streicht (streichelt), versöhnt, beruhigt, schmeichelt man und zeigt man seine Zuneigung; so kommt ein Ausläufer der Wurzel, die in ihrem Ursprung zerreiben, zermalmen bedeutet, zu der Bedeutung begütigen (*mulcere* schmeicheln). Zu ähnlicher Uebertragung gelangten Sprösslinge einer andern Gestalt unserer Wurzel: zu Wurzel *mard* gehört Griech. *μέλδειν*, Dtsch. schmelzen (mit Anlaut *sm*), davon weiter *μειλιχιος* und das Deutsche mild, und auf diesem Wege ist das Lithauische zu seinem Wort für Liebe gekommen (*meile*). Zu Sskr. *mrdus*, zart (Lat. entsprechend *mollis*) stellt sich Griech. *βραδύς*, langsam: „die alte Welt, die ja auch ihren Achill vor allem als *πόδας ὠκύς* verehrte, fasste die Langsamkeit als Accidens der Schwäche und zarter Weichlichkeit auf" (Curtius). Und am Ende einer anderen Entwickelungsreihe gelangen wir über Lat. *mordere*, beissen, Gr. *σμερδαλέος* schrecklich, zum deutschen „Schmerz".

Diese kurze Uebersicht der Geschichte einer Wortwurzel zeigt uns die nicht genug hervorzuhebende Wahrheit, auf die wir bereits hingewiesen haben: nämlich dass das menschliche Erkennen von der sinnlichen Wahrnehmung seinen bescheidenen Anfang nimmt und in stufenmässigem Fortschritt vom Concreten zur Abstraction, vom Materiellen zum Spirituellen gelangt. Und mit diesem Erkennen wächst in gleichem Schritt die Sprache, aus einem einzigen kahlen Stamme sprossen Aeste und Zweige mit unzähligen Blättern hervor. Und die treibende Kraft hierbei ist die Metapher, die Uebertragung vom Eigentlichen

auf das Uneigentliche, für die heute, nachdem die Bildung der Sprache im Ganzen und Grossen als geschlossen betrachtet werden kann, nur noch in der Sprache des Dichters und dessen, der, wie der Dichter, nach dem gewählten Ausdruck sucht, Raum gelassen ist, die aber bei den ersten Versuchen menschlichen Denkens und Sprechens ihre Thätigkeit in glänzender Weise entfaltet hat. Wenn wir heute von einer „Gluth" der Liebe sprechen, so fühlen wir, dass nur vermöge einer Uebertragung der Liebe ein Prädicat beigelegt werden kann, welches eigentlich nur dem Feuer zukommt; aber dass das Wort Liebe selbst erst durch eine Uebertragung zu Stande gekommen sein kann, das haben wir vergessen: es geht auf eine Wurzel zurück, die „verlangen" heisst (vgl. Lat. *libido*), und wie verlangen, die geistige Thätigkeit auf die körperliche des Langens nach etwas zurückgeht, so muss lieben einen ebensolchen sinnlichen Ausgangspunct haben. Viel sinniger ist dieBenennung der Liebe, welche das Ritterthum zu Ehren gebracht hat: Minne, von Wurzel man, denken (vgl. meinen), also das beständige Denken an die Auserlesene; aber auch hier steht im Hintergrunde *manu*, *manusha* der Mensch, (I. S. 64.) von dem das Denken seine Bezeichnung erhalten hat. So lässt sich der Ursprung unserer abstractesten Begriffe in den meisten Fällen deutlich erkennen. Wir sagen „begreifen" und „erfassen" und meinen damit unsere Denkthätigkeit; aber hinter den beiden Wörtern stehen „greifen" und „fassen" und was damit gemeint ist, weiss jeder. So sind unsere geistigsten Wörter, Geist und Seele, entstanden: Lat. *animus* gehört, wie man leicht erkennt, zu Griech. ἄνεμος der Wind heisst also eigentlich der Athem, dasselbe heisst Lat. *spiritus* (von *spirare* wehen), Griech. θυμός Seele, dagegen schliesst sich an θύω, welches heisst „brausen," und „opfern"; die beiden Bedeutungen lassen sich leicht, wie Lat. *thus*, der Weihrauch zeigt, zu der Grundbedeutung rauchen, blasen, wehen vereinigen — und damit sind wir auf demselben Ursprung: Griech. θυμός ist das Lateinische *fumus*, unser Dunst (s. unten). Aehnlich zeigt das verwandte Wort „Gischt" deutlich, was es mit unserm „Geist" für eine Bewandtniss hat, und unser „Seele", Gothisch *saivala*, weist deutlich auf *saivs*, die See. Wir sind stolz auf unser Zeitwort sein, das selbst den Semitischen Sprachen fehlt. Allein bei genauerer Betrachtung ergibt sich für die Wurzel *as* in *esse* die eigentliche Bedeu.

tung „athmen“, für Lat. *fui* und unser „bin“ stellt sich die Sanskritwurzel *bhû* „wachsen“ ein und unser „war“ (ursprünglich „was“) und ge-wes-en stellt sich zu Gothisch *visan* „wohnen“. Das Französische hat zum Ueberfluss noch einen Stamm dazu genommen (*j'étais* und *été* vom Lat. *stare* stehen, eben wie wir sagen „bestehen“ für „sein“). Wenn also der berühmte Satz des Cartesius: *cogito, ergo sum*, ich denke, also bin ich, in keiner anderen als der Arischen Sprachenfamilie möglich war, so wollen wir nicht vergessen, dass auch wir eigentlich sagen: also athme ich, oder wachse ich. Sehr richtig nennt daher Max Müller die Metapher einen der mächtigsten Tragepfeiler in dem Gebäude der menschlichen Sprache, ohne den keine Sprache über die einfachsten Elemente hätte hinaus kommen können.

Das fruchtbarste Gebiet der Metapher aber ist die Mythologie, welche die Urgeschichte fast aller Völker beherrscht und die Mutter aller Poesie geworden ist. Die „rosenfingerige“ Eos (Morgenröthe), sagt Homer; welche herrliche Bezeichnung der glänzenden Strahlen der Morgenröthe! Sie, die „goldenthronende“ Eos „schirrt, das Licht den Menschen zu bringen, Lampos und Phaeton an, die ihr schnellfüssig Gespann sind“. Und welche Bilder knüpfen sich nicht an die Sonne, das Licht und Wärme und darum Leben bringende Gestirn des Tages! Wir wollen also nicht vergessen, dass es „nothwendigerweise und thatsächlich eine Periode in der Geschichte unseres Geschlechtes gegeben hat, wo alle die Gedanken, welche über den engen Horizont unseres Alltagslebens hinausgingen, durch Metaphern ausgedrückt werden mussten, und dass diese Metaphern noch nicht zu dem geworden waren, was sie für uns sind, nämlich zu blossen durch Gebrauch und Ueberlieferung gewöhnlich gewordenen Ausdrücken, sondern dass sie noch halb in ihrem ursprünglichen, halb in ihrem modificirten Charakter gefühlt und verstanden wurden“. Und in dieser Periode, wo „alle Gedanken, welche über den engen Horizont unseres Alltagslebens hinausgehen, durch Metaphern ausgedrückt werden müssen“, treffen wir die Farbigen noch heute. Wenn der Malaye sagt: *tuwan nanti makan* (der) Herr erwartet essen, so ist das im Grunde genommen nichts anderes, als wenn wir sagen wird essen, der Franzose hat zu essen, der Engländer soll essen; und wenn es dort heisst *orang-puti makan angin*,

(die) weissen Menschen essen Wind, so schöpfen wir frische Luft und geniessen die Landluft. Nichts ist verkehrter, als die Sprachen der Farbigen darum arm zu nennen. Hätten sie mit uns im geistigen Fortschritt gleichen Schritt gehalten, so war nichts einfacher, als dass die Metapher schliesslich, wie bei uns, zum „blossen durch Gebrauch und Ueberlieferung gewöhnlich gewordenen Ausdruck“ wurde; so wird sie bei jenen noch „in ihrem ursprünglichen Charakter gefühlt“ und ihr Ausdruck klingt uns desshalb wie Poesie, wo die Metapher, die bei ihnen Natur ist, bei uns gesucht ist.

Dem geschilderten Wachsthum der Sprache in Bezug auf die Bedeutung der Wörter ging ein gleiches Wachsthum in der Form zur Seite, davon hat uns bereits die Betrachtung der Wurzel *mar* und ihrer Sippe überzeugt. Es mussten, um Missverständnisse zu vermeiden, Unterscheidungen auch in der Form gesucht werden. Wir sahen, wie die Wurzel *mar* durch Zusatz von Consonanten neue Formen erhielt *(marj-malg-mard)* die nun wieder ihrerseits die Ausgangspuncte neuer Wortreihen wurden. Diese Consonanten sind ohne Zweifel Reste von ursprünglichen Bedeutungslauten, deren Herleitung und eigentliche Bedeutung wir nicht mehr anzugeben vermögen. Curtius (Grundzüge der Griechischen Etymologie) nennt sie Wurzeldeterminative: „die Erweiterung der primären Wurzeln durch Determinative fällt grösstentheils in eine frühe Sprachperiode. Sie geht im allgemeinen der Wortbildung durch Suffixe und der Flexion voraus. Wir könnten sie eine Wortbildung vor der Wortbildung nennen“. Und auch hier wird sich bei genauerer Erkenntniss — diese Behauptung wagen wir jetzt schon zu thun — herausstellen, dass die Verschiedenheit der angehängten Consonanten (hier *j*, *g*, *d*,) oft genug, wie die doppelte Grundform *mar* und *mal* selbst, auf eine blosse dialektische Varriirung hinaus läuft. Mit der ersten Sprache, sagten wir (S. 55) entstand der erste Dialekt; die Eigenart waltete ungezügelt, wo das gemeinsame Band, die Zusammengehörigkeit zu grösserem Verein fehlte; in üppiger Fülle sprossten auf demselben Boden die dialektischen Verschiedenheiten hervor, ebenso viele Ansätze zu neuen Sprachen, wie im Reiche der Natur die ersten Variirungen den Ansatz zur neuen Art bedeuten. Und nun begann, sowie der grössere Verein, die Stammesgemeinschaft und damit die Grundlage zum werdenden Volke geschaffen war, der Kampf um das Dasein

unter den Bewerbern, dessen normaler Verlauf für die Anfänge der Sprache der gewesen sein wird, dass manche der aufgetauchten Variirungen sich wieder verloren, die Mehrzahl aber als gleichberechtigte Abkömmlinge der ursprünglichen, einheitlichen Art zu der ersten Sprache zusammenfliessen: das ist die Wechselbeziehung zwischen Sprache und Dialekt; die Frage, ob aus der ersten Sprache sich die ersten Dialekte differenziren oder aus den Dialekten die Sprache zusammenfliesst, ist eine nutzlose Frage, da beides ein Process ist. Trennt sich der Stamm, lösen sich Theile ab, um anderwärts ein neues Geschlecht zu begründen, so differenzirt auch die Sprache und zwar umso mehr, je weniger fest ihr Gepräge war. Die Abkömmlinge der Arischen Grundsprache haben die Züge der Mutter in der Entfernung getreulich bewahrt, während in den Gebieten der niederen Rassen verwandte Sprachen auf engbegrenztem Raum oft zu fast völliger Unkenntlichkeit variiren, so dass man nicht mehr weiss, soll man sie Sprachen oder Dialekte nennen. Zwischen den Begriffen Dialekt und Sprache gibt es keine feste Grenze, und der Linguist kommt hier oft genug in dieselbe Verlegenheit, wie der Naturforscher, wo er Art und Unterart trennen und der Anthropolog, wo er die Rassengrenzen bestimmen soll, und darum ist es auch eine nutzlose Arbeit, die Sprachen der Erde zu zählen (nach den neuesten Berechnungen sollen es 3642 sein!) Aus der einen Arischen Grundsprache entwickelten sich eine Reihe von Gebilden, die einst Dialekte waren, die wir aber jetzt mit Recht Sprachen nennen. Und wiederum, wer die Sache zuspitzen will, wird behaupten dürfen, dass es auch heute noch keine Sprachen, sondern nur Dialekte gebe: das Hochdeutsche, welches wir Deutsche Sprache nennen, steht genau genommen nur in den Büchern. Die Schrift bindet die Sprache und das anwachsende Schriftthum setzt der wuchernden Herrschaft der Dialekte allerdings eine Grenze, indem es den einen zur Schriftsprache erhebt und diesem damit das Uebergewicht verleiht über die anderen; bei uns war es das Hochdeutsche, weil im Deutschen Hochland, in Süddeutschland, in Folge der engeren Verbindung mit der Römischen Cultur das geistige Leben zuerst erblühte und zuerst eine Literatur entstand. Aber das Hochdeutsche ist nur die Sprache der Schrift und des verhältnissmässig kleinen Häufleins der Gebildeten; das Volk

spricht seine Dialekte weiter und diese kämpfen um ihr Dasein mit wunderbarer Zähigkeit, dies beweisen die vielen Ausdrücke, die man im Munde des Volkes hört, welche in der Schriftsprache durchaus keinen Rückhalt haben, wie das Niederdeutsche e n s (eins d. i. einmal): es können „noch ens“ tausend Jahre vergehen und man wird, wenn nicht unvorhergesehene Umstände einen Strich durch die Rechnung machen, den liebgewordenen Laut trotz der bekämpfenden Schulen immer noch hören.

Durch Zusatz von Consonanten zur einfachen Wurzel, sagten wir, entsteht die neue Wurzel und damit ist Material zu neuen Wortbildungen gewonnen. Die Zahl der Consonanten ist in den einzelnen Sprachen sehr verschieden. Wir zählen unter unseren 25 Buchstaben 6 Vocale und 19 Consonanten, das Sanskrit hat 33 wohlgeschiedene Consonanten, das Hebräische 23, das Griechische und das Lateinische 17, das Finnische 11, die Polynesischen Sprachen haben meist 10, die Australischen nur 8 Consonanten. Auch hier hat die Variirung ihr Spiel getrieben seit Anbeginn — denn woher sonst diese Verschiedenheit, da doch die menschlichen Stimmorgane gleichmässig construirt sind? Gewisse Dialekte, aus denen hernach Sprachen erwuchsen, lernten gewisse Consonanten nie aussprechen; so fehlt namentlich, wie bereits gesagt, häufig das *r*, welches durch *l* ersetzt wird — Christus lautet im Tschinesischen *Ki-li-sse-tu*, in der Kafirsprache *Kalaisi* — während dem Zend, wie wir sahen, das *l* fremd ist (Babiru für Babylon). In anderen Sprachen können wir geschichtlich verfolgen, wie die Zahl der Consonanten gewachsen ist: von der stolzen Reihe der Sanskrit-Consonanten ist ein beträchtlicher Theil nach der Trennung des Arischen Urstammes erst ausgebildet, das Türkische hat sich aus der Arabischen Erbschaft um 7 Consonanten bereichert. Die wachsende Fülle beruht sicherlich auf genauerer Unterscheidung späterer Zeit, als man in dieser Unterscheidung das geeignetste Mittel fand, die Bedeutungen der Wörter auseinanderzuhalten. Abgesehen von den sogenannten Halbvocalen (*l*, *m*, *n*, *r*, *s*) und dem Hauchlaut *h* stehen unter den sogenannten Mutae (d. h. stummen, weil bei ihnen die Mundhöhle gesperrt und der Athem zurückgehalten wird, sodass sie nicht zum Tönen kommen) streng physiologisch geschieden sich eigentlich nur die L i p p e n l a u t e (*P*-Laute),

Zungenlaute (*T*-Laute) und Gaumenlaute (*K*-Laute) gegenüber; die Lippenlaute werden hervorgebracht durch den Anschlag der Lippen an einander, die Zungenlaute durch den Anschlag der Zungenspitze vorn im Gaumen oder an den Zähnen, die Gaumenlaute durch den Anschlag der hinteren Zunge am Gaumen. Die Abstufung innerhalb dieser dreifachen Organ-Thätigkeit, wonach man *mediae*, die mittleren d. h. weichen Laute (*b*, *d*, *g*), *tenues*, die harten (*p*, *t*, *k*), und *aspiratae*, die mit dem Hauche versehenen (*ph*, *th*, *kh ch*) unterscheidet, setzt schon einen Entwicklungsgang voraus und muss desshalb einem späteren Wachsthum zugeschrieben werden. Die Polynesischen Sprachen unterscheiden durchweg nicht zwischen Media und Tenuis, vielen anderen fehlt *b*, während sie *p* haben, oder *d*, während sie *t* haben etc. Im Semitischen, belehrt uns Geiger, werden *b*, *d*, *g* nicht zur Flexion und Bildung der Pronomina verwendet, also sind sie wohl jünger. Die gehauchten sowohl wie die weichen Laute gehören zu den jüngern, da z. B. die Semiten jene, das Tschinesische diese, die Maori (auf Neu-Seeland) beide nicht besitzen, wogegen der umgekehrte Fall, dass in einer Sprache bloss die weichen oder die gehauchten Laute vorhanden wären, schwerlich in irgend einem Sprachstamm gefunden wird. Das Lateinische hat bekanntlich die eigentlichen Aspiratae nicht und ist genöthigt bei der Entlehnung Griechischer Wörter die einfachen Laute φ. ϑ, χ durch *ph*, *th*, *ch* wiederzugeben (Philippus, Thales etc.); das Lateinische *f* ist Spirans d. h. Hauchlaut, und gibt nicht die Griech. Aspirate ϑ wieder, welche trotz des Hauches auch wieder die Festigkeit eines Explosiv- oder Verschlusslautes (wie man die Mutae nennt) hat. Das Sanskrit hat zum Ueberfluss auf die weichen Laute mit der Aspiration ausgebildet (*bh*, *dh*, *gh*), es vermag nun Wurzel *da* (*dadâmi*, Griech. δίδωμι, gebe) von Wurzel *dha* (*dadhâmi*, Griech. τίϑημι, legen, stellen), zu unterscheiden. Aber es lässt sich wohl begreifen, wie die beiden Wurzeln ursprünglich nur eine waren und wie auf dem Wege der Metapher aus dem ursprünglichen concreten Begriffe hinthun, hinlegen sowohl geben wie machen entstehen konnte. Das Lateinische hat, da es in der *T*-Reihe der Aspiration und jedes Ersatzes dafür entbehrt, nur *dadâmi do*, gebe, erhalten können, mit der Wurzelform *da-* dicht streifend an unser *da-ta-* d. i. thun,

(freilich ist, bezeichnend genug, in den Composita *abdo*, *condo* die Bedeutung legen, thun erhalten); für die zweite Wurzel *dha*, wie überhaupt für die Wurzeln mit der Zungen-Aspirata war das Lateinische rathlos und wurde daher auf eine andere Linie gedrängt: *f* für *dh*, *th*, z. B. Griech. *θερμός*, Lat. *formus* Dtsch. *warm* (wie schon im Griech. *φήρ* neben *θήρ*), Griech. *θυμός*, Lat. *fumus*, Dtsch. Dunst (S. 91). Damit ist die zuerst von Curtius gegebene Zusammenstellung von Lat. *fa-cio* mit Griech. *τί-θη-μι*, Dtsch. thun hinlänglich beglaubigt. Hat nun das Lateinische die Aspirata verloren im Laufe der Zeit, oder hat es sie nie gehabt? Das Letztere ist entschieden anzunehmen. Als die Urväter des Italischen Stammes, aus dem hernach die Latini an der Tiber erwuchsen, vom Urstamme am Oxus sich trennten, muss man dort die Aspiratenbildung wohl gehabt, aber noch nicht in der festen Ausprägung der späteren Zeit gehabt haben; Gemeingut kann nur die Wurzel *da* gewesen sein und bei dieser müssen bereits die Ansätze zur Uebertragung von der eigentlichen Bedeutung hinlegen zu der uneigentlichen geben und machen vorhanden gewesen sein. (Vgl. unser *da* und Homer, Odyssee IX, 347 *Κύκλωψ*, *τῆ πίε οἶνον*, *da* trink Wein. Ist das der Ursprung unseres Pronominalsuffixes der 3. Ps. Sing. --*ta* (S. 84), so wird unser Stolz dem Semitischen gegenüber, welches dort keine Bezeichnung der Person hat, hinfällig — worauf wir zurückkommen werden.

Aber wir können noch weiter zurückgehen. Selbst der sich anscheinend so leicht ergebende Unterschied zwischen Lippenlauten, Zungenlauten und Gaumenlauten ist nicht überall zum Durchbruch gekommen. Von der Sprache der Huronen in Nordamerica sagt man, dass sie keine Lippenlaute habe; hier müsste also der Mund immer offen sein und man müsste sich mit der Articulation der Zunge behelfen. Ist die Thatsache richtig, so kann dieser Mangel nur auf einer Einbusse beruhen; denn es lässt sich nicht begreifen, wie der erste Mensch, der sprach, nicht schon auf das Mittel gekommen sein sollte, durch Schliessung der Lippen die Articulation seiner Sprache zu unterstützen. Ein anderes ist es mit den Zungen- und Gaumenlauten. Ohne eine der beiden Gattungen lässt sich keine Sprache denken; aber dass es Sprachen giebt, in denen Zungen- nnd Gaumenlaute zusammenfallen, wird be-

greiflich, wenn man erwägt, dass es bei beiden ja eben die Zunge ist, die den Laut hervorbringt; die Zungens p i t z e bringt den *T*-Laut hervor, die Zungenw u r z e l den *K*-Laut; der Gaumen ist dabei gewissermassen das passive Organ, die Stelle, wo der Anschlag erfolgt, wird durch die Zunge bestimmt. Gibt es aber zwischen Zungenspitze und Zungenwurzel nicht ein Medium, eine Grenze, auf welcher der Unterschied zwischen Zungen- und Gaumenlaut verschwindet und einer in den andern übergeht? Wir sind an den Unterschied so sehr gewöhnt, dass wir uns eine Sprache, in der man Kopf nicht von Topf, Kasten nicht von tasten unterscheiden könnte, gar nicht denken können, und der Versuch, diese Mitte, wo *k* und *t* ineinanderfliessen, in der Aussprache zu finden, würde uns in eine lächerliche Situation bringen. Aber was wir nicht (oder nicht mehr) können, mögen uns Polynesier vormachen: der Zufall wollte, dass eines der ersten Europäischen Wörter, welches die Bewohner der Gesellschaftsinseln nachzusprechen lernen mussten, eine Unmöglichkeit für sie enthielt: es war der Name des Entdeckers Cook (spr. Kuk), den sie so aussprachen, dass man Tut darin hörte. Auf den Sandwichinseln, erzählt Max Müller weiter, verschwimmen die beiden Laute (*k* und *t*) so zu einem, dass es dem Fremden unmöglich ist zu sagen, ob er einen Guttural oder einen Dental hört; dasselbe Wort schreiben Englische Missionäre mit *k*, Französische mit *t*. Hier kann also von keinem Verlust die Rede sein; es ist vielmehr eine primitive Stufe, aus der sich diese Polynesier nicht herausgearbeitet haben; wären sie jemals zur Unterscheidung von *t* und *k* gelangt gewesen, sie hätten dieselbe gewiss niemals wieder aufgegeben. Es gab eine Zeit, wo man in der Urheimath unseres Geschlechtes *t* und *k* nicht oder wenigstens nicht durchgreifend unterschied. Und zum Zeugniss dessen berufen wir uns nicht etwa darauf, dass auch bei uns die Kinder, wenn sie anfangen sprechen zu lernen, Mühe haben ein richtiges *k* herauszubringen, und erst die Periode durchmachen müssen, wo sie *t* (oder vielmehr *d*) für *k* sprechen, sondern dass selbst in unseren Sprachen ein vollständiger Process durchzumachen war, ehe man zur Gewinnung des reinen *k* gelangte — wovon wir noch zu sprechen haben werden. Die alte Vermengung ist, wie das immer so geht in den Sprachen, bis heute nicht vollständig

aus der Welt geschafft: an manchen Stellen unseres Sprachengebietes hat sich noch spät das allmähliche Uebergleiten von der *k*- in die *t*- Sphäre, durch Zwischenstufen vermittelt, vollzogen. Was bedeutet es anders, wenn im Lateinischen z. B. aus Cicero (spr. Kikero) erst spät in der Kaiserzeit Tsitsero, und heute im Italienischen Tschitschero geworden ist? Es ist die in so vielen Fällen bethätigte Rückkehr zu dem, was in uralter Zeit möglich und darum niemals ganz verwehrt war. Die Tenuis zu erweichen behufs leichterer und fliessenderer Aussprache, ist, wie wir noch hören werden, das Bestreben aller Sprachen; hier geschah es nicht auf dem gewöhnlichen Wege, indem man aus *k* machte *ch* oder *h* (z. B. Sskr. *çvan*, Hund, neben Griech. *κύων*), sondern man glitt zu dem *t*-Laut hinüber und erhielt dadurch dem Anlaut trotz der Erweichung ein festeres Gepräge. Es ist bemerkenswerth, dass dieses Uebergleiten von *k* zum *t*-Laute nicht vor den Vocalen *a*, *o*, *u*, sondern vor den hellen Vocalen *i*, *e* sich vollzog: hier musste die Zunge der Stelle im Gaumen am nächsten kommen, wo die Region des *t*-Lautes beginnt: Und damit hängt es wiederum zusammen, dass man, ebenfalls in späterer Zeit, *ti*- vor Vocalen wie *z* sprach (*sapientia*), worauf im Griechischen der häufig getroffene sogenannte Zetacismus beruht (*ς* für *dj*: *Ζεύς* d. i. *Δjεύς* neben Sskr. Dyaus I S. 42). Aehnlich verhält es sich mit der Erweichung von *g* im Italienischen: *Giacomo* (spr. Dshákomo) Jakob. Auf diesem Wege ist man in Graubündten vom Lateinischen *coma* geradezu zu *toma* gekommen. Dieselbe Erscheinung ist auch im Gebiete der Germanischen Sprachen nachzuweisen. Vom Englischen *ch* (gespr. *tsch*) nicht zu reden, wird in den Nordischen Sprachen *k* vor *e* und *i* zu *tj*: der Isländer spricht *ketill* (Kessel) *tjetidl*, im Schwedischen spricht und schreibt man *käle* (Frost) *tjäle* (Hildebrand, in Grimms Wörterbuch.) Im Englischen soll *cl* und *gl* geradezu wie *tl* und *dl* gesprochen werden (Max Müller.) Und um auch für den umgekehrten Fall (*k* für *t*) ein recht nahe liegendes Beispiel anzuführen: der Kölnische Dialekt spricht Zick, Lück, für Zeit, Leute, Monk für Mund. Aus *terrae tuber* (Erdknollen), wie man die Kartoffel benannte, ist im Italienischen geworden *tartufa*, *tartufola*: es war innerhalb der Grenzen der alten Möglichkeit, dass wir daraus Kartoffel gemacht haben, und dem eingebürgerten

Fremdworte sind die versuchten einheimischen Bildungen Erdapfel, Grundbirne erlegen.

Auf ähnlicher Unbestimmtheit in der ursprünglichen Aussprache, wie bei *k* und *t*, muss der allerwärts getroffene Wechsel zwischen *r* und *l* beruhen; auch die Gewinnung des reinen *r*-Lautes, wie wir ihn jetzt sprechen, setzt einen langen Läuterungsprocess voraus. Der jetzige Zitterlaut *r* war ohne Zweifel ursprünglich ein verdickter Laut, dies zeigt deutlich das Griechische, wo das anlautende *ῥ* und doppeltes *ῤῥ* im Inlaut von einem rauhen Hauche (spiritus asper) begleitet ist, und ebenso spricht man heute in der Provence Paghri (Paris.) Auch das *ρσ* in Griechischen Wörtern für Lat. *rr* (***turris*** *τύρσις*) ist hier zu erwähnen. Da wundern wir uns nicht mehr, wenn es dem Demosthenes und mit ihm manchem anderen Mühe kostete, zu einer klaren Aussprache des Lautes zu gelangen. Wir wundern uns ferner nicht mehr, wenn die Sprache von Anfang an in den bequemeren Laut *l* hinüber glitt, wodurch manche Sprachen, und gerade die ältesten, um den *r*-Laut für immer betrogen waren, und in anderen ein schwankender Zustand sich festsetzte. Als ein anderer Versuch, dem schlimmen Laute auszuweichen, muss die ebenfalls als ursprünglich erscheinende Vertauschung von *r* und *s* angesehen werden, die namentlich im Inlaute, zwischen zwei Vocalen, Platz griff: so im Altlateinischen häufig, wo die spätere Sprache das *r*, selbst ursprüngliches *s* mit ergreifend, wiederhergestellt hat (***musasum-musarum***, ***Valesius-Valerius***); ebenso in unserer Sprache, wo dem Gothischen *is* (Lateinisch *is*) das Althochdeutsche *ir*, *ër* (er) entspricht. Alle drei Variationen trafen wir in dem Namen der Chaldäer (*Kald-Kard-Kasd* I S. 102). Auch im Griechischen haben die Dialekte *ρ* statt *ς* im Auslaute: *ἵππορ* statt *ἵππος* *πόϊρ* statt *παῖς* (Lat. *puer*). Die Variation *l* für *r* ist in einer jugendlichen Periode der Sprachentwickelung wieder hervorgesucht worden: *pellegrino* (Pilgrim) haben die Italiener aus ***peregrinus*** gebildet. Solche Fälle liefern den Beweis, dass unter der künstlichen Einheitsdecke, wie sie für die Italiker die Mundart der herrschenden Roma geschaffen, die Variirung in den Dialekten auf der uralten Grundlage fortwucherte; das Italienische ist (wie das Französische und Spanische) nicht sowohl aus dem Lateinischen entstanden, als aus den Dialekten,

die, als die Fessel gebrochen war, ihre alten Ansprüche geltend machten.

Ebenhiehin dürfte auch die häufig getroffene Vertauschung von *s* und *h* zu rechnen sei (auch in unseren Sprachen *haptan* ἑπτά, neben *septem*, *sieben*, ursprünglich *saptan*); das weiche *s* verhält sich in Bezug auf die Aussprache zu *h*, wie *t* zu *k*. Die Australischen Sprachen haben *s* nicht, ebenso mehrere der Polynesischen Sprachen, in denen *h* seine Stelle einnimmt. Der Name der bedeutendsten unter den Sandwich-Inseln *Hawaii* kehrt in der Südsee an verschiedenen Stellen wieder in den Gestalten *Savaii*, *Avaiki*, *Hawaiki*; er wird also ursprünglich *Savaiki* gelautet haben. Wie scharfes *s* entstehen kann, kann uns das oben angeführte Beispiel zeigen: dem Franzosen genügte *Ttitsero* nicht, da er kein *z* (*ts*) spricht; er machte daraus *Ssisséron*. So zeigt sich überall, wie ungewiss und schwankend die Erbschaft war, welche die Urväter unserer Völker vom Hindu-Kusch mitnahmen; die gebrauchtesten Consonanten gewinnen erst ihre feste Gestalt unter und mit den entstehenden Völkern selbst. Und darum konnte sich der Consonantenbestand, wie wir ihn heute in den Sprachen der Erde treffen, so manchfaltig gestalten. Im Uebrigen bedürfen die Bedingungen, unter denen dieses Uebergleiten des einen Lautes in den anderen stattfindet, noch genauerer Untersuchung; in vielen Fällen handelt es sich ohne Zweifel um Klärung eines ursprünglich unbestimmten Lautes, in manchen mag auch die Assimilation an den Nachbarlaut den Wechsel herbeigeführt haben.

Das grosse Grundgesetz der Natur, die Entwickelung des Manchfaltigen aus der Einheit, beherrscht also auch die Laute der menschlichen Sprache; und das kann uns auch die Geschichte der Vocale zeigen. Wir unterscheiden fünf einfache Vocale *a*, *e*, *i*, *o*, *u*; aber hier bezeichnen schon *e* und *o* einen Uebergang: *a* erscheint als der Grundvocal, von dem man über *e* zu *i*, über *o* zu *u* gelangt, und dazwischen liegen noch unzählige Abstufungen, die alle ihren Ausdruck in den Sprachen gefunden haben; man betrachte, um sich zu überzeugen, nur die verschiedene Aussprache des *a* im Englischen. Dazu kommen die Doppellaute *ai*, *au*, *ei*, *eu* etc. und die Umlaute *ä*, *ö*, *ü*. Welche Masse von Variationen liegt in diesen Lauten verborgen und wie manchfaltig mussten sich aus diesem Mate-

rial die Sprachen aufbauen! Und nun stellt sich gleich der grosse Unterschied dar, dass die einen Sprachen in der Bildung ihrer Wörter eine Vorliebe für Vocale zeigen, andere die Häufung der Consonanten, namentlich im Anlaut, begünstigen. Stellen wir unser Wort Christus neben das Tschinesische *Ki-li-sse-tu* oder das *Kalaisi* der Kafern, *Kiristus* der Mongolen; der vocalische Klang in den letzteren Formen wird nicht verfehlen einen wohlthuenden Eindruck zu machen. Man kann im Allgemeinen sagen, dass die Sprachen der niederen Classen vocalreich sind, jede Häufung der Consonanten vermeiden und im Auslaut keinen Consonanten dulden. In den Polynesischen Sprachen z. B. bestehen die Silben gewöhnlich aus einem Consonanten und einem oder zwei Vocalen, oft macht aber auch ein einziger Vocal eine Silbe aus. Aus dem Englischen Wort *steel* (Stahl) ist auf *Hawaii* geworden *tila* (*t* der ungewisse Laut zwischen *t* und *k* oben (S. 98), die Kafern haben aus Kirche *ikerike*, aus Priester *umperisite*, aus Apostel *umposile* gemacht, Glas ist Finnisch *lasi* geworden, aus Franz bei den Magyaren *Ferenz*. In unseren Sprachen sind Consonanten im Auslaut, freilich hier und da mit grösserer oder geringerer Beschränkung, geduldet und im Inlaut und Anlaut sind Zusammensetzungen von zwei und drei Consonanten sehr häufig. Unter der Last eines Wortes wie „Lastträger“ würden Tschinesen, wie Polynesier und Kafern zusammenbrechen, von den Slavischen Ungeheuerlichkeiten (z. B. *Skrzynecki* spr. *Skrschynäzkj*), die ohne einen Kraftaufwand der Stimme nicht zum Dasein kommen können, gar nicht zu reden. Was war nun das Ursprüngliche? „Man darf die consonanten, sagt Grimm, die knochen und muskeln der sprache nennen; die vocale sind, was die festen theile durchströmmt, blut und athem.“ Aber Blut und Athem sind nothwendiger zum Leben als Knochen und Muskeln, die so manche Organismen nicht aufzuweisen haben. Ohne Vocale kann keine Sprache entstehen, sowenig wie die Musik ohne Töne; aber einfache Consonanten in beschränkter Zahl müssen sofort hinzugetreten sein, weil bloss aus Vocalen auch keine Sprache entstehen konnte. Die Consonantenhäufungen dagegen müssen, wie die Unterscheidung der Consonanten selbst, das Resultat eines Entwickelungsprocesses sein; und hier ist die Vermuthung Max Müllers sehr sinnig, dass sie ihre Entstehung einer phonetischen Corruption verdanken, einer Zusammenziehung, die zwei Silben durch

Unterdrückung des zwischen den Consonanten stehenden Vocals zu einer macht. Hierauf beruht der Vorgang, den die Grammatiker Metathese d. h. Umstellung nennen: wenn im Griechischen zu der Aristform ἐ-γεν-όμην das Präsens γί-γνομαι gehört, so sieht man sofort, dass hier ein Vocal unterdrückt ist; wenn zu ἔ-θαν-ον das Präsens θνήσκω (wie von einem Stamme θνα-) lautet, so beweist dies wenigstens das, dass der Vocal zwischen θ und ν ursprünglich zu den Möglichkeiten gehörte, wir kommen damit auf einen schwankenden Zustand zurück, wo, wie in κραδίη-καρδία, κρίνω-*cerno*, φλέγω-*fulgeo*, der mittlere Consonant hier mit dem ersten, dort mit dem letzten Consonanten zusammenrücken konnte. Und dieses Schwanken ist so einfach und natürlich, dass es bis heute nicht erstorben ist: in den Deutschen Dialekten hört man z. B. Kurste statt Kruste, und im guten Hochdeutsch steht neben Born Bronn und Brunnen. Unwillkürlich werden wir hierbei an die Semitische Weise erinnert. Das Semitische füllt den Zwischenraum zwischen den Consonanten durch Vocale, das ist sein Mittel Flexionsunterschiede zu bezeichnen, darum darf der Vocal nicht unterdrückt werden, die Biliter muss zur Triliter auswachsen; das Arische hat die reiche Suffixbildung entwickelt, damit trat der Vocal in den Hintergrund, er konnte an der einen Stelle ausfallen und die Consonanten rückten zusammen. Lehrreich sind hier die Griechischen Präpositionen, von denen eine Anzahl paarweise aus einer Grundform gebildet sind:

περί, παρά, πορο (πρό und πρός)
ἐπί, ἀπό — ἐνί (ἐν und εἰς=ἐνς), ἀνά.

Das ist ganz der Semitische Vocalwechsel, aber sofort zeigt sich auch wieder die secundäre Bedeutung des Vocals: der zweite Vocal, durch consonantischen Verschluss nicht geschützt, kann jederzeit abfallen (bei Homer bekanntlich auch vor folgenden Consonanten) und in πρό, πρός ist der erste Vocal verloren, π und ρ sind aneinander gerückt. Ob sich alle consonantischen Compositionen durch den Schwund eines in der Mitte gewesenen Vocals erklären lassen, muss gleichwohl sehr zweifelhaft erscheinen; manche mögen auf einen ursprünglichen verdickten Laut zurückgehen, so namentlich die Verbindung mit *s* (Griech. σβ-, σπ-, σφ-, στ-, σθ-, σκ-, σχ-, σμ-) Von den Consonantenhäufungen, die durch Zusammensetzung

der Wurzeln mit Suffixen entstehen (z. B. *σπαρ-τος*), ist natürlich hier nicht die Rede.

Nun zeigt die weitere Entwickelung der Sprachen das Bestreben, diese Consonanten-Zusammensetzungen zu vereinfachen — offenbar zur Erleichterung der Aussprache, worauf sich der ganze lautliche Verfall der Sprachen, wie wir ihn historisch beobachten können, gründet. So steht im Griechischen neben *κνέφας* und *δνόφος*, (wo man auch wieder die Vertauschung des *K*- und *T*-Lautes bemerken wolle) *νέφος*, im Lateinischen neben *ignotus* (vgl. *gnarus*) *notus*, aus *stlis* (Stamm *stlit*- d. i. mit *r* für *l* unser Streit) ist geworden *slis*, dann *lis*, und der Engländer schreibt *know*, spricht aber *noh*. Im Lateinischen sind von den anlautenden Consonanten-Zusammensetzungen, die das Griechische hat, viele ausgemerzt, darunter die Hälfte der aufgezählten Zusammensetzungen mit *s*. Und weiter sehen wir, wie in den Romanischen Sprachen Consonanten-Zusammensetzungen, die im Lateinischen noch unbehindert passiren, zersetzt und erweicht werden: aus *flamma* wird im Italienischen *fiamma*, aus *clamare chiamare*; bekannt ist aus dem Französischen, wie einer Zusammensetzung mit *s* im Anlaute ein *e* vorgesetzt wird, wobei zugleich das *s* gewöhnlich schwindet (*établir* aus *stabilire*, so auch in Deutschen Lehnwörtern: *Sporn éperon*; wir haben keine Scheu vor dem consonantischen Anlaut und machen aus Lat. *aestivale* Stiefel, aus *electuarium* Latwerge). Auch hier hatten die Dialekte schon vorgearbeitet: im 4. Jhdt. n. Chr. findet sich bereits in Lateinischen Inschriften *istatua* für *statua* und Aehnliches. Wie genau trifft dies mit dem Kaferischen *ikerike* Kirche (S.102) zusammen! Das Kaferische erträgt also kaum einen Consonanten im Anlaut ohne vocalischen Anschlag — ist dies auch Verfall? oder ist es ursprünglich? Da wir zweifeln, kommt uns wie ein alter Freund das Griechische entgegen, um uns auch hier zu zeigen, dass das, was bei der Bildung der Romanischen Sprachen auf's neue versucht worden ist, nichts ist als die Wiederholung eines uralten Verfahrens: *ἀ-στήρ* (Lat. *stella, Stern*) *ὀ-δούς*, Stamm *ὀ-δοντ-* (Lat. *dens Zahn*), *ὄνομα* (Lat. *nomen, Name*), und das vorschlagende — sollte besser heissen ansetzende *ε* — ist jedem aus dem Homer bekannt. Auch im Sanskrit, im Lithauischen, im Ungarischen, Baskischen etc. hat man die Spuren dieses Vorschlages nachgewiesen.

Zum Ueberfluss sei auch noch das türkische Istambul (Corruption aus Constantinopel) erwähnt, das ein naiver Versuch *εἰς τὴν πόλιν* erklären wollte. Man kann also nur in soweit sagen, dass die alte Sprache consonantischer, die neue vocalischer ist, als dies mit dem historisch beobachteten Verfall der Sprache zusammenhängt; im Allgemeinen stellt sich die Sache umgekehrt: die erste Sprache ist vocalreich und consonantenarm, wie wir sie bei den Farbigen noch heute finden, die Häufung der Consonanten gehört mit der Ausbildung der Consonanten selbst einer späteren Zeit an. Der vollzogenen Entwickelung folgte der lautliche Verfall, der, wie er in manchen Sprachen, wie Französisch und Englisch, die Wörter fast bis zur Einsilbigkeit abschleift, so auch die Consonantengebilde einer früheren Zeit zu Gunsten einer glatten und leichten Aussprache wieder auflösst. Die Franzosen finden unsere Sprache hart, wir erschrecken vor den Slavischen Zischlauten; vermag das Slavische sich überhaupt noch regelrecht weiter zu bilden, so muss die Zeit kommen, wo auch dort consonantische Monstra wie Skrzynecki nicht mehr möglich sind.

Ebenso lässt sich beobachten, wie das Streben, die Aussprache zu erleichtern, auch in dem Bestande der Vocale die manchfachsten Veränderungen hervorgebracht hat. Das Vorherrschen des Grundvocals *a* ist ein Zeichen der alterthümlich gebliebenen Sprache; im Fortschritt der Sprache wird der breitspurige Laut manchfach verdünnt. Dem Sskr. *dadami* (was ursprünglich *dadama* war) entspricht Griech. sowohl *δίδωμι* wie *τίθημι* (S. 96), *a* ist zu *e* und *o* gespalten. Unter den Griechischen Dialekten zeigt der Jonische, die Sprache; des Homer, am meisten Schliff und die grösste Weichheit, hier hat das lange *e* (*η*) das lange *a*, welches die in der Entwickelung zurückgebliebenen Dorier bewahrten, verdrängt: es heisst nicht nur *ἵστημι* für *ἵσταμι* sondern auch *θεῆσι* für *θεαῖς*, ganz wie bei unserem Umlaut, der eben auch nicht Diphthong ist. Das Lateinische hat *ae* und *oe*, wo das Griechische *αι* und *οι* hat: dieses *ae* und *oe* wird ursprünglich *a-e*, *o-e* gewesen sein — immerhin schon eine Erleichterung gegen *α-ι* und *ο-ι*, und es war der zweite Schritt, der allmählich daraus *ä* und *ö* machte, wie es auch in unserem Umlaute ist.

Hier können wir nicht weitergehen, ohne eine grossartige

Erscheinung zu berühren, welche die Entwickelung unserer Sprache beherrscht: das Gesetz der Lautverschiebung, welches der grosse Meister der Deutschen Grammatik Jakob Grimm entdeckt hat. Wo nämlich die urverwandten Sprachen die *Media* haben, da erscheint im Gothischen, welches die älteste uns erreichbare Stufe der Germanischen Sprache darstellt (S. 20), die *Tenuis*, an der Stelle der *Tenuis* die *Aspirata*, an der Stelle der *Aspirata* die *Media*. Die zweite Stufe unserer Sprachentwickelung stellt das Hochdeutsche dar, die Sprache des Deutschen Berglandes im Süden, eingetheilt in Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch (die Sprache der ersten Blütheperiode unserer Literatur, der Ritter und Minnesänger) und Neuhochdeutsch (die Schriftsprache wesentlich festgestellt durch Luthers Bibelübersetzung). Diese zweite Stufe zeigt eine weitere Verschiebung, sodass, wo das Gothische die *Media* hat, hier die *Tenuis* steht, wo dort die *Tenuis*, hier die *Aspirata*. Das Niederdeutsche, die Sprache der Deutschen Ebene im Norden, von der das aus dem Angelsächsischen erwachsene Englische, ebenso das Holländische Ableger sind, verharrte bei der ersten Verschiebung, auf der Gothischen Stufe. Demnach würde, wenn das Gesetz genau, wie angegeben, durchgeführt wäre, der Wechsel der Laute folgendes Bild zeigen:

Urverwandt:	*b g d*	*p k t*	*ph kh th*
Gothisch:	*p k t*	*ph kh th*	*b g d*
Hochdeutsch:	*ph kh th*	*b g d*	*p k t*

In Wirklichkeit aber stellt sich die Sache folgendermassen:

Urverwandt:	*b g d*	*p k t*	*ph kh th*
Gothisch:	*p k t*	*f h th*	*b g d*
Hochdeutsch:	*ph* (*f*) *ch z*	*f h d*	(*p*) *b* (*k*) *g t.*

Beispiele:

Lat. *cor.* Gr. κῆρ (καρδία)	Lat. *tres* Gr. τρεῖς	Lat. *pes* Gr. πούς (St. *ped-*) (St. ποδ-)
Goth. *hairtô*	Goth. *threis*	Goth. *fôtus*
Althochd. *herza (Herz)*	Alth. *drî (drei)*	Alth. *fuoʒ (Fuss)*

Statt der Kehlaspirate, wie sie das Griechische hat (Explosivlaute mit dem starken Hauche), hat schon das Lateinische die Spirans *f* (für *ph*), *h* (für *kh*) und *th* ist im Lateinischen gar nicht vertreten, im Hochdeutschen steht dafür *z* oder ſz und

dieses z oder ſz für *t* ist die zuverlässige Scheidewand zwischen Oberdeutsch und Niederdeutsch: wo man sagt *tîd* für Zeit, *hert* für Herz, ebenso *ik*, *wat det* für ich, was, das, da beginnt die Herrschaft des Niederdeutschen.

Nun zeigt ein Blick auf unsere Tabelle, dass einmal die Verflüchtigung von *p* und *k* über die eigentliche Aspirata hinaus bis zu *f* und *h* schon auf der Gothischen Stufe vollzogen ist, sodann — und dies ist die Hauptsache —, dass das Hochdeutsche von dort den Uebergang zur *Media* nicht findet, sondern einfach die verflüchtigten Laute *f* und *h* beibehält, wodurch in der Aspiratenlinie eine Stauung entsteht. Daraus ergibt sich der Schluss, dass die Pointe des Ganzen auf ein Hindrängen zur Aspiration d. h. zur Erweichung der harten Laute zu Aspiraten oder Spiranten behufs bequemerer Aussprache hinausläuft. Und dies ergibt sich auch ferner daraus, dass das Hochdeutsche die Ueberführung der auf der Gothischen Stufe stehenden *Mediae b* und *g* in die Tenuis *p* und *k* verschmäht (wie in der Tabelle angedeutet ist). Die Erleichterung der Aussprache wird von allen Sprachen angestrebt, die einen regelrechten Entwickelungsgang durchgemacht haben d. h. von allen Völkern, die in irgend einer Weise in das Culturleben eingetreten sind; je härter eine Sprache ist, je ärmer an Aspiraten oder Hauchlauten, desto älter, oder sagen wir besser desto alterthümlicher ist sie — denn im Grunde genommen sind sie ja alle gleich alt — je weicher und reicher an Aspiraten, desto mehr verräth sie Schliff und rege Entwickelung auf einer freieren Grundlage; der Aspiratenbestand in einer Sprache gibt Zeugniss von der treibenden Kraft, die in dem Volke wohnt oder gewohnt hat. Der *k*- Laut ist schon in der Urzeit des Arischen Sprachthums (über *ç* im Sanskrit, welches unserm weichen *ch* gleichkommt) bis zu *h* verflüchtigt, und wie er auf manchfache Weise später noch erweicht wurde, haben wir gehört (S. 99). Die Franzosen haben aus Lat. *calidus*, *canis*, *caput* etc. gemacht *chaud*, *chien*, *chef*, aus *Karl Charles*, in *chien* an das Sanskritische *çvan* streifend. Hierhin gehören auch die Nasallaute, die uralt sind, und im Französischen zu übermächtiger Herrschaft gelangt sind, ebenso der *son mouillé*, und diese Erscheinungen haben im Griechischen *ἄγγελος* etc. und Lateinischen *mag nus* etc. Deutschen *jung* (Goth. *juggs*) ihr Analogon. Auch der Anlaut *s* in Zusammensetzungen mit anderen Consonanten, dessen

sich andere Sprachen, wie wir sahen, zu entledigen suchten, wird bei uns, als es zu spät war ihn fortzuschaffen, erweicht zu *sch*: *slîm*, Lat. *limus*. *Schleim*, so *Schmerz*, *Schnee*, *Schinken*, *Schwein*, und *Spanne*, *Stand* (*schp*, *scht*) sprechen wir ebenso, ohne es zu schreiben. Der Lautverschiebung war, als die Sprache durch die Schrift gebunden ward, ein Ziel gesteckt, aber die Erweichung der Laute trieb ihr Spiel weiter: An die Stelle des Oberdeutschen *ch*, aus dem hinteren Gaumen gesprochen, wie heute noch in der Schweiz geschieht z. B. *iach*-ich, trat das weiche *ch*, wie es heute nach den hellen Vocalen allgemein gesprochen wird, und namentlich musste der *g*-Laut herhalten: *g*, welches doch ursprünglich der Gaumenlaut ist, wie er in dem grössern Theile Deutschlands im Anlaut noch richtig gesprochen wird z. B. gehen (nicht jehen), oft auch noch im Auslaut (wo sogar noch nach der Weise des Mittelhochdeutschen hier und da die *Tenuis* hörbar ist z. B. *Tak*), ist aus dem hinteren Gaumen (Kehle) in den vorderen gerückt und dem *j* oder weichen *ch*, gewichen und nun sprechen wir in allen Variationen: legen, liegen, (mit weichem ch, nach den hellen Vocalen), lag log, Lug, (mit hartem *ch*, nach den dumpfen Vocalen), und es gilt für gewählt, im Anlaute überall *j*, nach Berliner Weise, zu sprechen; Sänger und Schauspieler bemühen sich vergeblich, den alten Gaumenlaut festzuhalten: sagen, legen — vergeblich, weil es dem Zuge der Sprache widerstreitet. Ja die Verflüchtigung des *g*-Lautes ging so weit, dass einfach ein *h* an die Stelle gesetzt werden konnte: zu *zog* gehört *ziehen*, und dass er an manchen Stellen ganz ausfällt: *hailïe* (heilige) spricht man im Mosel-Dialekt. Und so war es bereits in uralter Zeit, wie wir hören werden: neben *German-* steht *Herman* und das Slavische *Jaro-* (I. S. 63).

Nun könnteman sagen: warum sind denn nicht alle Consonanten zu Aspiraten und Hauchlauten erweicht, warum existiren überhaupt noch harte Consonanten? Hierauf ist die Antwort leicht zu geben. Es war allerdings ein Zwang, der die harten Consonanten beizuhalten nöthigte, nicht freie Wahl der Sprache, die sich ihrer gewiss in den meisten Fällen entledigt haben würde. Für unsere Sprachen muss angenommen werden, dass die Scheidung der Consonanten in die drei Reihen *mediae*, *tenues* und *aspiratae* schon in der vorhistorischen Zeit, vor der Trennung, vollzogen war, wenn auch der Aspi-

ratenbestand noch wenig gefestigt war. (S.97) Daraus entsprangen drei Reihen von Wörtern, die durch die verschiedene Qualität des oder der Consonanten damals schon genau gegeneinander abgegrenzt waren. Erweichte man nun in der einen Reihe die harten Consonanten, so wurde damit diese Reihe auf die Aspiratenreihe geworfen, und um nun der Vermengung der beiden Reihen, deren Verschiedenheit sich einmal im Sprachbewusstsein festgesetzt hatte, auszuweichen, musste die Aspiratenreihe eine Stufe weiter geworfen werden, auf die Reihe der *Mediae*, und diese aus demselben Grunde auf die Reihe der *Tenues* — daher die Radbewegung. Die Lautverschiebung würde uns also allein schon beweisen, dass ein gemeinsamer Vorrath gegeneinander wohl abgegrenzter Wörter schon am Oxus vorhanden war. Die Germanische Ursprache muss einst mit den urverwandten Sprachen Latein, Griechisch etc. auf einer Stufe gestanden haben; der Drang zur Aspiration brachte — vielleicht an der Donau schon — die erste Verschiebung, welche bei allen Germanischen Dialekten gleichmässig sich vollzogen haben muss, die damit zuerst die Natur einer eigenen Sprache unter den Arischen Schwestern gewannen; die zweite Verschiebung aber vollzog sich nur in dem südlichen Theile Deutschlands, welcher der Römischen Cultur am nächsten lag und von ihr zuerst ergriffen und gezeitigt wurde — daher diese zweite Bewegung in der Sprache, die mit der ersten den allgemeinen Grund, sonst aber nichts gemein hat: das Althochdeutsche ist nicht aus dem Gothischen weitergebildet, sondern beides sind gleichberechtigte Schwestern, Töchter der Germanischen Grundsprache, das Gothische die altmodisch gebliebene, das Althochdeutsche die später verjüngte. Das Gothische starb ab mit dem Volke der Gothen selbst, das in der Fremde überwältigt wurde, weil es ihm nicht beschieden war, in dem Lande, das hernach das Deutsche werden sollte, sesshaft zu werden. Im südlichen Theile dieses Landes blühte die erste Deutsche Sprache auf, abgegrenzt gegen die altmodische, Germanische Tracht im Norden durch die zweite Verschiebung. Dass der Norden nicht mit ergriffen worden ist, beweist, dass dieser an dem politischen und Culturleben damals noch keinen Antheil hatte: als das Hochdeutsche zur Herrschaft gelangt war, starben die Versuche, auch das Niederdeutsche in einer Literatur zu verewigen, ab — und heute kommen Fritz Reuter und Klaus

Groth zu spät, es ist Plattdeutsch und wird Plattdeutsch bleiben. Die erste Literatur, die im Süden erwuchs, setzte dem Lautverschieben eine Grenze, wie überhaupt die Schrift die Sprache bindet; aber die Nachwehen dauern noch heute fort, da manches unbestimmt geblieben ist, so namentlich die Stellung des *g*, das, wie wir oben sagten, auf *j* gedrängt ist: wer am Niederrhein, wo man jehen, jar (für gehen, gar) spricht, gewohnt hat, dem wird nicht entgangen sein, wie man dort gegen den Versuch anzukämpfen hat, die Reihen, die wirkliches *j* im Anlaut haben, auf den Gaumenlaut *g* zu drängen (Gäh für jäh, Gahr für Jahr).

Was also an der Lautverschiebung für unsere Sprache eigenthümlich ist, ist nicht die Erweichung der Lautreihen, die wir mit anderen Sprachen gemein haben, sondern dass hier im Bereiche derselben Sprache zwei regelrecht durchgeführte Verschiebungen aufeinanderstehen; dieser Vorgang wiederholt sich in keinem anderen Sprachengebiete. Er ist vorgezeichnet in der geographischen Geschiedenheit der zwei Theile Deutschlands und den Bedingungen dieser Theile; aber die geographische Beschaffenheit des Südens ist nicht, wie man gemeint hat, die treibende Kraft gewesen. Nicht das rauhere Bergland hat, wie man angenommen, zu energischerer Aussprache der Tenuis und damit zum Hinübergleiten in die Aspirata geführt, sondern der Süden, der zufällig Bergland ist, entwickelte von vornherein, gezeitigt durch die römische Cultur, ein energischeres Leben und davon gibt die Sprache, die zweite Verschiebung, die Priorität der Hochdeutschen Literatur Zeugniss. Auf den Bergen hält sich allerdings die alte Art am längsten, dies können uns Kaukasus und Pyrenäen bezeugen; das kräftige Geschlecht, bei dem die Freiheit wohnt, mag, wie in den anderen Stücken, so auch in seinen Lauten manches bewahren, was dem lebendigen pulsirenden Leben in der Ebene gegenüber alterthümlich erscheint, so das erweichte s auch im Inlaut (ischt für ist), das rauhe *ch* besonders in der Schweiz und in Tirol; aber damit ist keine Lautverschiebung erklärt und den Westfälischen, Mecklenburgischen oder gar Friesischen Idiomen gegenüber klingt das Schweizerische weich, nicht hart. Das Jonisch-Attische Griechisch bezeichnet dem härteren und alterthümlicheren Dorischen gegenüber eine jüngere und weichere Gestalt der Sprache; aber nicht weil

die Dorier im Berglande des Peloponnes, die Jonier an den Gestaden des Meeres wohnten, sondern weil die Jonier, den Doriern weit voraus, die Griechische Geschichte machten von Homer und Thales beginnend bis zu Sophokles und Perikles herab, und das stimmt mit unseren Ermittelungen über die Anfänge des Jonischen Stammes (I S. 49), die zugleich die Anfänge des Griechischen Lebens überhaupt bedeuten.

Die Lautverschiebung wird als ein Vorrecht unserer Sprache und gewissermassen als Germanisches Sondergut be trachtet, und, wie wir sahen, in einem gewissen Sinne mit Recht. Aber die Gesetze, die dabei thätig waren, sind dieselben, wie wir sie überall wirksam sehen in der Entwickelung der Sprachen, wenn auch nicht in demselben Umfang und mit derselben Consequenz. Ueberall tritt uns die Wahrheit entgegen, dass das „echte Neue nur aus dem Alten keimt“ wie der Dichter sagt; was möglich war seit Anbeginn, entwickelt sich in reichster Variation und was hier und da in Vergessenheit gekommen zu sein schien, in der That aber niemals ganz in Vergessenheit gekommen ist, ersteht in neuer Gestalt, wenn seine Zeit gekommen ist. Diese fast unbegrenzt erscheinende Variation aber war das eigenste Vorrecht der flectirenden Sprachen und die Arier haben es mehr als die enger eingeschränkten und kurzlebigen Aramaer (S. 53) bis zur Neige ausgebeutet. Dadurch, dass in den flectirenden Sprachen die Wurzeln selbst veränderlich und der Zusätze, die ihre Zahl vervielfältigte, fähig waren, wurde es möglich, den Vorrath an formverschiedenen Wörtern so zu erweitern, dass der mit der wachsenden Erkenntniss erfolgenden Ausdehnung der Bedeutung die neue Bezeichnung immer zur Seite gehen konnte, Bei dieser Ausdehnung der Bedeutung mussten die Wurzeln, wenn sie unverändert bleiben sollten d. h. wenn man nicht bis zur Flexion fortschritt, nothwendigerweise vieldeutig werden, da ja die Möglichkeit benommen war in der Gestaltung neuer Formen gleichen Schritt zu halten mit der Gewinnung neuer Begriffe. Es wurden der Kinder immer mehr, die einen Namen haben wollten, Namen waren aber nicht zu viele da und neue konnten nicht geschaffen werden; die Folge war, dass manche Kinder mit demselben Namen benannt werden mussten. In diesem Falle befindet sich die Tschinesische Sprache, daher die Vieldeutigkeit ihrer Wurzeln, die vielen Synonyma

(S. 11), die hier nicht Reichthum, sondern Armuth bedeuten. Die Sprache muss sich behelfen mit einer verhältnissmässig geringen Zahl von Wurzeln, denen wir die üppige Wortbildung und die fasst unbegrenzte Freiheit der Wortcomposition gegenüberzustellen haben. Die Tschinesischen Synonyma sind also keine Synonyma in dem Sinne unserer Sprachen. Freilich gibt es, genau genommen, in einer bis zum Ziele möglichster Vollendung ausgebildeten Sprache keine eigentlichen Synonyma d. h. in ihrem Sinne vollständig gleiche Wörter, ebenso wenig wie eine Tautologie; die Sprache entledigt sich des Ueberflusses, indem sie jedem der Wörter eine besondere Bedeutung gibt: eine feine Schattirung macht z. B. zwischen Ross, Pferd, Gaul, Mähre, Klepper einen Unterschied, und es ist uns nicht erlaubt, an jeder Stelle für Pferd beliebig jedes andere der bezeichneten Wörter zu setzen. So wuchsen mit den Anforderungen an die Sprache auch die Mittel, diesen Anforderungen zu genügen, und hier offenbart sich, in welch inniger Wechselwirkung die Sprache und der geistige Fortschritt des Menschen stehen: ohne die Flexion wären wir Tschinesen geblieben. Hat der Arische Geist die Arische Sprache geschaffen, so hat hinwiederum das gute Werkzeug den tüchtigen Meister bilden helfen. „Die Sprache ist für ihren Gatten, den menschlichen Geist, eine brave Hausfrau gewesen, sagt Max Müller in treffendem Vergleich; mit Wenigem hat sie treu geschaltet und viel geleistet. Aus einem kleinen Vorrath hat sie den zahllosen Sprösslingen des menschlichen Geistes vollständige Kleidung geliefert und keine Idee, keine Empfindung unversorgt gelassen, die wenigen etwa ausgenommen, welche, wie uns einige Dichter versichern, unaussprechlich sind.“ Aus wenigem viel machen konnte die Hausfrau freilich nur mit der Flexion; in Tschina ist ihr Hausrath arm geblieben; bei uns ist selbst das Unaussprechliche möglich geworden. Und wenn auch jetzt, nachdem die Sprache längst durch ein blühendes Schrifthum gebunden ist, neue Wörter — wenigstens für den täglichen Bedarf — nicht mehr entstehen, weil eben kein Mangel ist, können wir doch beobachten, wie in vorhandenen Wörtern allmählich Unterschiede im Gebrauche erwachsen, und wie unbedeutende Schwankungen benutzt werden, diese Unterschiede auch in der Form zu bezeichnen. F ü r und v o r ist dasselbe Wort, und heute lachen wir, wenn sie jemand

verwechselt. D a s und d a s s sind ursprünglich nicht verschieden, sowenig wie das Lateinische *quod*, das Griechische ὅτι, welche beide Relativum und Conjunction zugleich sind, aber es ist erst etwa drei Jahrhunderte her, dass wir das Pronomen (was bei uns auch Artikel geworden ist) von der Conjunction auch durch die Schrift trennen. Und was das Merkwürdigste ist, auch die Aussprache hat sich gewöhnt, den Unterschied zwischen das und dass zu markiren. Ganz ebenso ist es dem Worte M a n n ergangen, welches wir erst im Neuhochdeutschen durch die Verdoppelung des Auslautes von dem unbestimmten Fürwort m a n unterschieden haben. Und so scheiden wir seit derselben Zeit willkürlich w i e d e r (zurück) von w i d e r (gegen), obwohl niemand widder spricht. Ebenso hat der Wechsel des Geschlechtes dazu dienen müssen einen gesuchten Unterschied zu bezeichnen: der Gehalt — das Gehalt, der Verdienst — das Verdienst, der See — die See, der Band (Bände) — das Band (Bande), und das Band (Bänder), dazu der Bund, der Schild (Schilde) — das Schild (Schilder), die Erkenntniss — das Erkenntniss, der Moment (weil d e r Augenblik) — das Moment etc. Wir sprechen von einer wohlt h ä t i g e n Einrichtung, aber von einem wohlt h u e n d e n Eindruck; der Unterschied ist nicht alt und wir finden ihn so natürlich, so nützlich, so nothwendig, dass wir nicht begreifen können, wie unsere Sprache sich ohne denselben jemals hat behelfen können. Das ist das stille Schaffen der sorgsamen Hausfrau, welche neue Gefässe nach Bedarf bereitet aus dem alten Material und die Gefässe auseinanderstellt, damit sie nicht verwechselt werden; und diesem stillen Walten nachzuspüren, die verborgenen Pfade aufzudecken, auf denen jeder Schritt ein glänzendes Zeugniss für die Erhabenheit des menschlichen Geistes ist, ist eine der interessantesten und lohnendsten Aufgaben, deren Lösung bis jetzt freilich noch immer zu wenig versucht worden ist. —

Nunmehr haben wir für die Beurtheilung der etymologischen Zusammenstellungen, die wir im ersten Theile eingestreut haben, einen festen Standpunct gewonnen. Sie sollen uns im nächsten Capital noch einmal beschäftigen.

XI.

Noch einmal Arya, der Ariername, und seine sprachliche Descendenz.

Wir haben uns, als wir die Spuren des Ariernamens in zwei Continenten suchten, in den Verdacht etymologischer Freibeuterei gebracht, dessen sind wir uns bewusst; und während wir die Sprachvergleichung anriefen als Führerin auf unserm Gange durch die Urzeit, mussten wir sie in Misscredit bringen, indem wir ihr zumutheten, was sie nicht leisten konnte, und über die von ihr gesteckten Grenzen, die sich mit der fortschreitenden Wissenschaft immer fester zu ziehen beginnen, in bedenklicher Verwegenheit hinausgingen. Wir werden uns also jetzt zu verantworten haben, und wollen zeigen, dass wir nicht, wie einst der glückliche Becanus Stoff zum Kopfschütteln, sondern zu ernster Prüfung durch die Wissenschaft geboten haben.

Unsere Sprachwissenschaft geht aus von der Vergleichung fertiger Sprachen, sie beschränkt sich auf einen verhältnissmässig kleinen Kreis von Sprachen, die Arischen hier, die Aramäischen dort, und vermag, wie dies in der Natur der Sache liegt, unter den tiefer stehenden Sprachen kaum hier und da eine verblichene Familienähnlichkeit zu entdecken. Diese Grenzen sind für den, der bis in die Anfänge des Menschengeschlechts zurückzugehen versucht, zu eng; es wäre dasselbe als wenn Darwin seine Schlüsse allein auf die Vergleichung der Säugethiere hätte gründen wollen und sich um die übrigen Wirbelthiere und gar um die Mollusken nicht gekümmert hätte. Wer an das Hervorgehen der menschlichen

Sprache aus einem Laut und der menschlichen Sprachen aus einer Ursprache glaubt, dem ist die Arische Grundsprache, mit deren Entwickelung sich unsere Sprachvergleichung ja hauptsächlich befasst, nichts weiter als ein einst am Oxus gesprochener Dialekt neben anderen Dialekten, aus denen die Masse derSprachen auf der Erde erwachsen sind. „Wir wissen wenig von den geheimen Quellen und Triebfedern der Sprache, wenn wir unsere Forschungen auf eine Vergleichung der classischen Sprachen Indiens, Griechenlands, Italiens und Deutschlands beschränken“, sagt Max Müller; und wie voreilig es ist, die Möglichkeit von Sprachenverwandtschaft zu leugnen, wo man sie nicht so handgreiflich wie in den Arischen Sprachen beweisen kann, glauben wir dargethan zu haben. Und wer daran glaubt, dass auch die Arischen Sprachen aus der niedersten Stufe zur Flexion sich entwickelt haben, der darf sich zu dem Gedanken versteigen, dass sich auch in dem heutigen Bestande dieser Sprachen noch Spuren aus dieser Urperiode finden müssen und darf sich vermessen, nach diesen Spuren zu suchen. Damit tritt er freilich aus dem Gebiet hinaus, auf dem allein sich die Sprachvergleichung sicher zu bewegen vermag: er geht über die Aufgabe hinaus, aus dem Bestande der Arischen Sprachen wie er heute ist, die Lautwandelungen, die fast überall in bestimmbarer Folge auf die Grundsprache am Oxus zurückleiten, historisch zu erforschen; er wagt sich auf ein Gebiet, wo er hier und da genöthigt ist die Rechtfertigung für seine Hypothese bei den Sprachen der Wilden zu suchen, die uns zum Glück oft genug einen Einblick gestatten in die Werkstätte der Sprache und uns Vorgänge deutlich machen, über die uns die Arischen Sprachen allein, deren einsilbige Grundlage längst verwittert ist, keinen Aufschluss mehr geben können. Sich dieses Beistandes entschlagen zu wollen käme der kühnen Behauptung gleich, dass es bei fortschreitender Erkenntniss möglich werden müsse, alle Erscheinungen unserer Sprachen mit einer genügenden Erklärung zu versehen. Wie weit wir aber noch von diesem Ziel entfernt sind, vermag uns — bei aller Achtung vor den herrlichen Errungenschaften eines Bopp, Pott, Georg Curtius, Schleicher, Max Müller etc. — ein Blick in die etymologische Literatur zu zeigen. Wie viele unserer Wörter, und zwar — dies ist bedeutsam — gerade so manche der gangbarsten, die eben die ältesten der

Sprache sind, harren noch immer ihrer Erklärung! Soll man, wo für so viele Wörter Auskunft gefunden ist, einen Rest als *desperata*, mit denen eben nichts anzufangen ist, aufgeben, weil sie einmal nicht in den gefundenen Lautgesetzen sich unterbringen lassen? Oder ist es nicht verdienstlicher, auch für diese Kinder zu sorgen, indem man für sie den Grossvater sucht, da der Arische Vater nicht mehr zu ermitteln ist? Dass wir uns auf den dunkeln Pfaden, auf welche derartige Untersuchungen selbstverständlich führen müssen, an uralte Eigennamen wie an die Marksteine einer verschollenen Zeit anklammern, wolle man uns nicht verargen. Denn einmal entstehen Eigennamen sowenig wie andere Wörter willkürlich und zufällig, sondern sie haben, je älter sie sind, desto gewisser einen bestimmten Sinn, wie schwer es uns auch in vielen Fällen wird, diesen zu ergründen. Sodann erweisen sie sich meist so dauerhaft, wie das Gestein des Bodens, auf dem sie erwachsen sind; sie gehen selbst mit dem Volke, das sie geschaffen hat, nicht unter, sodass oft ein einziger oder wenige Eigennamen uns die Spuren eines verschollenen Volkes enthüllen; sie machen die Wanderungen mit dem Volke mit und zeigen uns deren Wege. Inzwischen möge man nicht übersehen, dass wir auf die Eigennamen allein nie eine Hypothese gegründet, sondern sie stets nur als willkommene Bundesgenossen begrüsst haben, wenn wir sie an einem Puncte trafen, auf den uns andere Anzeichen geführt hatten.

Wir kommen nun zur Sache. *Ary-Jar-Ger-Quir-iBer-Bri-*, so lauten die Formen des Ariernamens, wie wir sie (I S. 87) zusammengestellt haben. Es bedarf jetzt keiner langen Untersuchung mehr: wir haben es hier mit einer Urwurzel *Ar-* zu thun, die durch ein Suffix zur neuen Wurzel (*Ary-*) gestaltet ist, und dieses Suffix erscheint in den Europäischen Formen als Präfix (*Ar-y-*—*J-ar-*). Hier werden wir also zurückversetzt in die Zeiten, wo die spätere Arische Sprache noch in dem Stande der Agglutination sich befand und darin noch nicht bis zu dem Grade von Consolidirung gelangt war, dass sie sich der einen der beiden Richtungen, Suffigirung und Präfigirung, constant zugewendet hatte: derselbe Zusatz erscheint hier als Suffix, dort als Präfix, und in derselben Sprache erscheinen Ableitungen von der suffigirten, wie von der präfigirten Form neben

einander, wie wir sehen werden. Der consonantische Bestandtheil dieses Suffixes aber ist *k* mit einem Schmarotzerlaut, der sich zu k^v gestaltet, wenn das *k* tiefer im Gaumen zu k^y (*kj*) wenn es vorn im Gaumen gesprochen wird; wir wollen es k^* bezeichnen. Der Schmarotzerlaut hat hier feste Consistenz gewonnen (*kv* d. i. *qu* wie im Lateinischen), dort klärte und vereinfachte sich der k^* Laut und durch Abschleifung entwickelten sich die sämmtlichen Lautformen, in denen der Gaumen bei der Aussprache betheiligt ist, *k*, *g*, *j*, (*y*), mit Aspiration bis zu unserem weichen *ch* (Sskr. *ç*) und bis Verflüchtigung zu *h*, und in anderer Linie durch Abwerfung des festen Anlautes (des Explosivlautes) zur Spirans *v*, (öfter vertreten durch *f*), welche sich ihrerseits zum Lippenlaut (*b*,*p*) schliessen konnte (I S. 180). Und daneben tritt, aus alter Vermengung herrührend (S. 98), der Zungenlaut als Rivale des Gaumenlautes auf: die Stelle, wo die Zunge den Gaumen berührte, war also noch nicht consequent festgestellt. Aber der Zungenlaut erscheint, dem k^* entsprechend, ebenfalls nicht sofort rein (t^*); hier und da entwickelt sich aus demselben ein reines *t*, in manchen Fällen gelangen wir zu *s*. Kaum ist ein consonantischer Laut schwerer errungen worden, als das reine *k*. Von den Polynesiern nicht zu sprechen, die zu diesem Ziel nie gelangt sind, selbst die Arier gingen in die Welt hinaus, ehe sie es erreicht hatten. Es blieb den einzelnen Zweigen vorbehalten, in fernen Landen und in langer Frist jeder für sich in selbstständiger Entwickelung den Laut zu klären, zu trennen und hier den einen, dort den anderen Bestandtheil weiter zu bilden. Nicht alle haben es auch dazu gebracht, wenigstens nicht durchgreifend: der alte Schmarotzerlaut tönt, wie wir gesehen haben, an manchen Stellen noch fort, sowie sich auch an manchen Stellen das Uebergleiten vom *K*- zum *T*-Laute unverkürzt behauptet hat (S. 98). Neben das Isländische *tjetidl* für *ketill* (Kessel) und das Schwedische *tjäle* für *käle* (Kälte) stellt sich das Englische *k*, welches (nach dem Zeugnisse Max Müllers) in manchen Wörtern noch wie k^y tönt (*k^y^ind* für *kind*); in Jütischen Dialekten hört man k^j für *k* (*k^j^aer* für *kaer*), sowie auch in Deutschen Dialekten das uralte *kvam* (ich kam) nicht verschollen ist.

Das Suffix, worum es sich hier handelt, ist bestimmbar;

es stellt zugleich eines der wichtigsten Wörter des Arischen Vorraths dar: Sskr. *-ca*, Griech. *-τε*, Lat. *-que* bezeichnet die Anknüpfung (und). Der consonantische Anlaut erscheint hier in seinen drei wichtigsten Gestalten: *qu* d. i. k^* im Lateinischen, welches diesen Laut überhaupt am treuesten bewahrt hat, daneben das geklärte *c* (k) im Sanskrit, und endlich im Griechischen ist aus dem zwischen *k* und *t* schwankenden Zustande das reine *t* hervorgegangen, wie wir es schon in derselben Sprache getroffen haben in *τέτταρες* neben *catur*, *quatuor*, vier, und *πέντε* neben *pancan*, *quinque*, fünf (I S. 38). Denselben consonantischen Anlaut finden wir mit noch ausgedehnterer Variation wieder im Bereich der Pronomina:

	interrogativ:	*demonstrativ:*	*relativ:*
Sskr.	*kas*, *kâ*, *kat.*	*sa*, *sâ*, *tat.*	*yas*, *yâ*, *yat.*
Griech.	*τίς—τί*	*ὁ*, *ἡ*, *τό*	*ὅς*, *ἥ*, *ὅ*
Lat.	*quis (quae) quid.*	*hic*, *haec*, *hoc.*	*qui*, *quae*, *quod.*
Goth.	*hvas*, *hvô*, *hva.*	*sa*, *sô*, *thata.*	*saei*, *sôei*, *thatei.*
jetzt	*wer-was.*	*der*, *die*, *das.*	*der*, *die*, *das.*

(Das jetzt gebräuchliche Relativum welcher ist zusammengesetzt (Goth. *hvileiks*) und bedeutet ursprünglich „wie beschaffen.“) Die Uebereinstimmung in so fundamentalen Elementen der Sprache, wie diese Pronomina sind, zwingt uns zu der Annahme, dass wir es hier mit einem einfachen Urkeime zu thun haben, aus welchem die ganze spätere Manchfaltigkeit der Formen hervorgewachsen ist. Alle die aufgeführten Formen schlummern in dem einen Laute k^*a, der, aller Flexion voraus, den Ansatz zur Pronominalbildung machte: es war die Zeit, wo man zeigte da, die Frage nur durch den gehobenen Ton, der auf die zu erwartende, den Gedanken erst vervollständigende Antwort deutete, unterschied und wo vom satzbindenden Relativum, also vom ersten Nebensatz und damit von der ersten Periode noch keine Rede war. Die Vielgestaltigkeit des k^* gab dem Urlaute k^*a einen veränderlichen Körper, und als man die Pronomina nach dem dreifachen Sinne, dem hinweisenden, fragenden und beziehenden unterscheiden lernte, brauchte man die Variationen des Anlautes, um die Bedeutungen auseinanderzuhalten, was hier und da noch mangelhaft genug durchgeführt ist. Das Sanskrit hat drei, und nimmt man das in

in zwei Formen erscheinende *s* (aus t^* entwickelt, s. unten) hinzu, vier Variationen verwendet, das Griechische zwei, wozu als dritte das (schon in πέντε, aus *k*ank*an*, Sskr. *pancan* getroffene) π in den übrigen Fragewörtern (ποῦ aus πόθι, πότερος etc.) kommt, wofür aber hinwiederum die Dialekte *k* (κοῦ, κότερος etc.) haben. Das Lateinische hat sich, wie heute das Deutsche, mit zwei beholfen; denn das in einigen Fragewörtern erscheinende *u* (*ubi*=πόθι, *uter*,=πότερος, dazu auch *unquam* I S. 65) ist durch Abwerfung des explosiven Anlautes (aus *qufi*, *quter*, *qunquam*) entstanden. Rechnet man aber auch hier die Dialekte (Umbrisch und Oskisch) hinzu, die *p* an der Stelle von ursprünglich k^* haben (*pis*=*quis*, *pufe*=*ubi*, *puturus*=*uter*,) so steigt die Zahl der Italischen Variirungen auf drei.

Kaum ist ein Laut in unserer Sprachenfamilie wichtiger, kaum hat einer sich fruchtbarer gezeigt, als dieser Laut *k*a* mit seiner sprachlichen Descendenz. Ursprünglich ein selbstständiger Laut, ist er in der frühesten Periode unserer Sprachentwickelung in der manchfachsten Weise zur Wortbildung verwendet worden, als Präfix und Suffix. Seine Geschichte zu schreiben, soll hier nicht versucht werden; wir beschränken uns auf das, was für unsere Zwecke besonders lehrreich ist.

Eine wichtige Rolle spielt, wie wir (S. 83) gehört haben, in der Geschichte der Sprachentwickelung die Reduplication, die im Griechischen bis zuletzt ein Unterscheidungszeichen des Perfectums geblieben ist (δέ-δωκα), während sie im Lateinischen im Schwinden ist (*de-di*) und auch in unserer Sprache vor dem mächtigeren Unterscheidungszeichen des Ablautes (S. 51) gewichen ist und sich nur da behauptet hat, wo der Ablaut nicht Platz gegriffen hat: Goth. *halda*, ich halte, Präteritum *haihald*, ich hielt (ie ist Reduplication, nicht Dehnung des i.) Nun muss sich frühzeitig im Griechischen neben die durch den Wechsel der Vocale an die Aramäische Weise erinnernde Bildung des Perfectums durch V o c a l s t e i g e r u n g (πέ-ποιθ-α) die Suffixbildung mit *k*- gestellt haben (δέ-δω-κ-α), um die Wiederholung und durch sie die Vollendung der Handlung auszudrücken. Dieses *k*- des Griechischen Perfectums, abgeschwächt nach Lippen- und Gaumenlauten zum Spiritus asper (*h*), ist nichts anderes, als unser

Suffix k^*a. Ja es lässt sich vermuthen, dass eben diese Vocalsteigerung auf demselben Grunde ruht, dass k_*a, k^va, k^ya, mit Verlust des explosiven Anlautes zu ^va, ^ya abgeschwächt, seinen vocalischen Anlaut in die Wurzel transponirt und dadurch die Steigerung des Wurzelvocals herbeigeführt hat — ein uralter Vorgang also, der sich spät in unserem Umlaut (S. 50) in analoger Weise bethätigt hat. Damit wäre das Suffix *a*, welches die Vocalsteigerung bewirkt (S. 51), auf einfache Weise erklärt: es ist „die demonstrative Wurzel mit der Bedeutung der, und verleiht der Wurzel den substantiellen Sinn; es ist das allgemeine das oder in Bezug auf Personen das allgemeine er“ (Steinthal) — ganz recht, wir wollen uns dies gefallen lassen, insofern es eben der Wurzelstamm des ersten Pronomens ist, welches ursprünglich eines war, Demonstrativum, Fragewort und Relativum in einer Form. So rangirt die Vocalsteigerung als erste Bethätigung wirklicher Flexion gleich hinter Reduplication und Augment, die wir mit den niederen Sprachenclassen gemeinsam haben, aber gleichwohl zurückweisend in die Zeit, wo unsere Ursprache noch agglutinirend war oder erst anfing dieses zu werden. Der erste Schritt, der die Wurzel präparirte, um der indifferente Ausgangspunct zum Verbum und Nomen zugleich zu werden (S. 77), war das Werk der Vocalsteigerung, also des Urlautes k^*a, der hier zuerst als Suffix erscheint.

Hier ist uns aber noch ein Blick in weitere Fernen gestattet. Da der Laut k^*a in der Vocalsteigerung bereits zersetzt und verstümmelt erscheint, so muss ein langer Process vorhergegangen sein, ehe man anfangen konnte, zur Bildung des Verbums hier das Pronomen, zur Bildung des Nomens dort das Casussuffix anzuhängen, die Verbindung der Wurzel mit dem Suffix k^*a, aus der die Vocalsteigerung resultirte, muss lange Zeit für sich bestanden haben, ehe man sie, sozusagen als neue Wurzelgestalt, zum indifferenten Ausgangspunct für Verbum und Nomen nehmen konnte: denn hätte man von vornherein verbunden (***budh*** für eine Urwurzel genommen, was es aber in dieser Gestalt nicht ist) ***budh-k^*a-mi***, so konnte ebenso gut das Suffix k^*a mit dem Personalpronomen *mi* verwachsen, wenigstens hätte dieses eine so innige Verschmelzung der beiden ersten Bestandtheile, wobei es selbst aussen stehen blieb, nicht zugelassen. Der mit Suffix k^*a d. h. mit Vocalsteigerung präparirten Wurzel muss eine

Periode vorausgegangen sein, wo man die Personalendungen an die nackte Wurzel anhängte, also der aus der Vocalsteigerung entspringenden Vortheile zur Differenzirung von Form und Bedeutung entrathen musste — die Spuren sind nicht verwischt: für das Präsens ist Sskr. *as-mi*, Griechisch ἔσ-μι, Lat. (*e*)*s-um*, Wuzel *as*, sein, ein naheliegendes Beispiel, für das Perfectum βέ-βα-μεν, Wurzel βα-gehen, δέ-δι-μεν, etc. bei Homer — und damit kommen wir der Weise unserer farbigen Brüder bedeutend näher.

Wir wollen aber noch näher kommen. Die möglichen Differenzirungen des Lautes *k*a* haben wir oben bereits nebeneinander gestellt, wir haben hervorgehoben, dass neben *k** steht *t**. Dieses *t** ist zunächst *tva*, und aus diesem *tva* ist das Pronomen der zweiten Person erwachsen: Sskr. *tva-m*, Griech. σύ=τύ, *s* tritt hier als uralte Weiterbildung von *t** auf, wie wir es schon in der Personalendung der 2. Ps. -σι (φέρεσι = φέρεις S. 85) getroffen haben (vgl. σύν= *cum*, *zu -sama*, unser *-sam*, *zusammen*). Ebenfalls entfaltet sich aus *t** das reine *t*, wie wir es schon im Griech. τε = que, τέτταρες=*quatuor* getroffen haben; und so gelangen wir zur zweiten Variirung *ta*, das sich überall im Bereiche des Pronomens der dritten Person wiederfindet, vornehmlich aber beim Verbum die Bezeichnung der dritten Person ist (S. 84); den Ursprung dieses *ta* verrathend hat auch hier das Griechische in der sogenannten μι-Conjugation das σ dafür eingesetzt; τί-θη-σι, = τι, der zweiten Person dadurch gleichlautend, die einen unbedeutenden Unterschied darin gesucht hat, dass sie das *i* fallen liess. (Die Dialekte haben -τι bewahrt). Also *tva* und *ta* sind Varationen derselben Grundform *t*a*, müssen sich also aus einer Bedeutung differenzirt haben. Und diese war keine andere als die örtliche zeigende da, wir kommen hier in die dunkle Zeit, wo es nur einen Unterschied gab hier, wo ich (der Sprechende) bin, und da, wo die anderen sind, eine Zeit, wo man nur die erste Person durch *m-* (*-ma*), womit der Sprechende, was bei ihm war und sich selber bezeichnete, deutlich abhob, die zweite und dritte aber noch nicht unterscheiden gelernt hatte.

Auf diesen Stand, der nirgends in so deutlicher Ausprägung sich erhalten hat, wie im Griechichen μέν und δέ (zu μέν Gr. μένω, Lat. *maneo*, bleiben), weist uns auch die

Negation zurück : Grundform *ana* d. i. *anders*, nämlich nicht so, wie es bei mir, dem Sprechenden, ist, daraus ist Griechisch μή (νή) ebensowohl wie οὔ (aus ονο, ονε vergl. μείζονες, μείζους) Lateinisch *ne* und *non* (aus alt *noenum* d. i. *ne-unum*), unser nicht (aus *ne wiht* d. i. *nicht etwas*) und nein (aus *ne-ein*), ebenso Griech. ἄνευ, Lat. *sine*, Deutsch *ohne* (richtig *one*); dazu das Griech. *ἀ-privativum* (ἀν-), Lat. *in-*, Deutsch *un-* (*unrecht* etc.); auch die vielbesprochene Griechiche Partikel ἄν, welche die verneinende und zweifelnde Aussage begleitet. Neben der Negation stehen die Ableitungen, die *an-der* heissen: Sskr. *an-ya-s*, Griech. mit Assimilation ἄλλος (dazu ἀλλά, *aber*; daneben ohne Assimilation ἔν-ιοι, *einige*), Lat. *alius*, und mit Comparativsuffix *al-ter*, Goth. *aljis* (dazu Elend d. i. ander Land), daneben mit Comparativsuffix und ohne Assimilation *an-thar*, *ander*. Dazu wird auch die Endung der 3. Ps. Plur. *-anti* (S. 85) gehören, auch die Lateinische Fragepartikel *an*, ebenso unser und, Althochd. *anti*, *enti*, *unti* (ursprünglich ganz allgemein Satzglieder wie Sätze bindend, als Conjunction und Relativ zugleich). Auch manche der gangbarsten Präpositionen, wie *an*, *in*, *un-ter*, knüpfen hier an.

Bei der Concurrenz zwischen *tva* und *ta* behauptet die zweite Person den Vorrang, da sie die ältere Gestalt bewahrt hat: das hier und da sonderte sich zunächst in hier, wo ich bin, und da wo du bist, die dritte Person blieb unbezeichnet, die nackte Wurzel muss — eben wie bei unseren farbigen Brüdern und wie selbst noch bei den Aramäern (S. 97) — einst an der Stelle der dritten Person gestanden haben. Und um das Bild zu vervollständigen, das uns den Farbigen ganz ähnlich zeigt, wollen wir uns nicht verhehlen, dass die ungewisse Bezeichnung hier und da erst durch Entwickelung sich zum Pronomen personale und possessivum differenziren musste, *ma* und *tva* waren eben nur die indifferenten Keime zu beiden: aus *ma* und *tva* sind sowohl die Formen der persönlichen (*me*, *te*, *mich*, *dich*), wie die der besitzanzeigenden Fürwörter (*meus*, *tuus*, *mein*, *dein*) hervorgegangen. Das war die Zeit, wo wir nicht besser dran waren, als die Dayaken, die „Bittenmein“ d. h. ich bitte noch heute sagen (S. 48) und die alten Aegypter, bei denen *ran-i* „*mein Name*“ und „*ich nenne*“ war (S. 28). Aber zu dem beschämenden Gefühl, das uns

unsere Blösse zeigt, tritt sofort das erhebende, wenn wir den Stillstand jener, unseren Fortschritt gewahren, der doch von gleicher Grundlage aus errungen ist.

Nun sind wir der ursprünglichen Bedeutung des Lautes *k*a* auf die Spur gekommen: er heisst *da* sogut wie die Variirung *ta*, die er gezeugt, bei welcher diese Bedeutung bis zuletzt geblieben ist. Und nun hiess es erst einfach: ***budh-k*a***, *erfahren-da*, unterschiedslos, und erst der zweite Ansatz brachte den determinirenden Zusatz *-sa* (S. 47) und damit die Unterscheidung des Geschlechts und die Declination: jetzt hiess es *Erfahren-der* d. i. *der Erfahrende.* Aber ehe dies geschehen konnte, musste die Herkunft dieses *sa*, was ja eben weiter nichts ist, als wiederum eine Variirung des Urlautes *k*a*, vergessen sein, die Scheidung der beiden Differenzirungen *ka* und *sa* nach Gebrauch und Bedeutung musste längst vollzogen sein. In sofern wird also Curtius Recht behalten, wenn er die Priorität der Conjugation vor der Declination behauptet: als man decliniren lernte, musste man die ersten Versuche, Unterschiede verbaler Flexion zu finden, längst hinter sich haben, die Anfügung der Personenbezeichnenden Suffixe *ma*, *tva*, *ta*, nenne man sie nun Personal- oder Possessivpronomina — sie waren in Wirklichkeit keines von beiden — musste längst geläufig sein, ehe man einen Laut, der in seinem Ursprunge nichts anderes war als ein Zwillingsbruder von *tva* und *ta*, zur Determination des Nomens verwenden konnte. Freilich die Conjugation, wie wir sie jetzt haben und wie sie die Arische Ursprache schon gehabt haben muss, also die eigentliche Flexion, die uns von den Farbigen trennt, setzt das gleichmässige Ausgehen von der indifferenten Basis, die aber nicht mehr der Urzustand der Wurzel ist, voraus (S. 77).

Der letzte Schritt aber geschah, als man dieses *sa* sogar dem *ka* selbst, wovon es gezeugt war, zulegte: *kas*, *quis*, *τίς*, *der* (das *r* steht für ursprünglich *s*); dies konnte erst geschehen, als man sich bereits an das Nominativsuffix *-s* gewöhnt und die Declination, auch die Declination von *ka* und *sa* construirt hatte. Das bequeme Unterscheidungszeichen musste nun auch dazu dienen, aus dem ungewissen *wo* — *da* ein geschlechtig bestimmtes *wer* — *der* zu machen: *kas* hiess es nun und in der relativen Variirung *yas*, und damit waren

dies erst wirkliche Pronomina geworden. Nur beim Demonstrativum *sa* enthielt man sich des Zusatzes, aus greifbarem Grunde: eine Form *sas*, wofür ja auch *tas* zur Wahl stand, konnte an sich nichts abschreckendes haben; aber es war bereits eine vorgerückte Periode der Sprachentwickelung, als man anfing, das *s* (*sa*) dem Nomen und hernach auch dem *k***a* und seinen Variationen zuzufügen, und als man dazu überging, hatte man das deutliche Bewusstsein, dass es das Demonstrativum *sa* war, welches man zufügte; dieses selbst musste also leer ausgehen und blieb es, als einmal der Gebrauch sich festgesetzt hatte, für immer: das ist der sichere Beweis, dass das Nominativsuffix *sa*, Plural *sasa* wirklich in seinem Ursprung identisch ist mit den Demonstrativpronomen. Nun theilten sich die Formen: die Fragewörter haben alle das *s* (*kas*, *τίς*, *quis*, *kvas*, *wer*), bei den Relativen bleiben zwei aus (*yas*, *ὅς*, aber *qui* und *saei*), im Demonstrativum steht es ausser in unserem der nirgends (*sa*, *ὁ*, *hic*, *sa* — das Lat. *hic* lässt, als wäre mit der Verflüchtigung zu *hi* zu viel gethan, den explosiven Anlaut nachtönen *hic*, und so würde auch Griech. *ὁ*, wenn es sich als Demonstrativum behauptet hätte und nicht zum tonlosen Artikel abgeschwächt worden wäre, das *s* angenommen haben, wie *καὶ ὅς* zeigt, welches nicht Relativum ist). Am besten steht also in dieser Beziehung das Hochdeutsche, welches sein *r* (für *s*) in beiden Formen hat (*wer-der*); aber wie nichts untergegangen ist, was jemals Leben hatte in der Sprache, so hört man — auch im Hochdeutschen Gebiete — heute noch *wo* und *so* als Relativa: der Mann, wo gestern bei uns war; kam es doch beim Relativum am wenigsten auf die bestimmte Scheidung an, da das vorhergehende Nomen diese von selbst gibt.

Für die Herkunft des Nominativzeichens -*s* aus dem Demonstrativum *sa* haben wir einen weiteren Beleg in der Erscheinung, welche man Ersatzdehnung nennt: Aus Stamm *σταντ-*, *θεντ-*, *δοντ-* wird bei Anfügung des Nominativzeichens -*s* *στάς*, *θείς*, *δούς*, *ντ* fällt aus und es tritt Ersatzdehnung dafür ein: *ᾰ* wird *ᾱ*, *ε*-*ει*, *ο*-*ου*. Diese Veränderungen im Wurzelvocal sind nichts anderes, als die Niederschläge des Schmarotzerlautes, von welchem das *s* ursprünglich begleitet war: $t^* = \sigma^j \sigma^v$, eben wie in *φέρεις* aus *φέρεσι* (S. 121),

womit wir unseren Umlaut verglichen haben: der Grundvocal *a* erleidet bloss Verlängerung, er konnte auch *ai* werden, wie bei uns *ä*; *ε* wird ε_j d. i. *ει*, *ο* wird o_v d. i. *ου*, bestätigend, was wir oben (S. 119) über die Natur der Vocalsteigerung sagten.

Noch eine wichtige Thatsache steht uns zu Gebot: das Neutrum hat das Zeichen *-t*: Sskr. *kat*, *tat*, *yat*; im Griech. fehlt das *t*, da dort kein Wort mit *t* auslautet; im Lat. ist *d* dafür eingetreten: *quid*, *quod* (*hic* ist ausgewichen, s. oben). Im Goth. *thata*, *thatei*; im Fragewort (*hva*) fehlt es, muss aber in anderen Germanischen Dialekten vorhanden gewesen sein, denn das Althochd. hat verschobenes ȥ: *hwër*, *hwaȥ* (im Niederdtsch. ist *wat* erhalten). Dieses *t* ist nichts anderes als das gangbar gewordene *ta*= da, die zur Bezeichnung der 3. Person verwendete Variation von *sa*. Hier liegt also unverkennbar der Versuch zu Grunde, für den Geschlechtsunterschied (S. 78) eine lautliche Bezeichnung zu finden, und dieser Versuch lief zunächst darauf hinaus, dass man das Belebte vom Leblosen unterschied, wie es heute noch die Indianer thun. Das Femininum blieb zunächst ohne besondere Bezeichnung, wie denn überhaupt die lautliche Unterscheidung des Geschlechts in unseren Sprachen nicht consequent durchgeführt worden ist. Das *s* und *t* drangen nicht durch zu einer allgemeinen Unterscheidung und diese beschränkte sich darauf, dass man sich gewöhnte, gewisse Endungen als dem einen oder dem anderen Geschlechte eigenthümlich anzusehen. Und bei der Vertheilung der Nomina in die drei Geschlechter d. h. bei der Bestimmung, was man als männlich-gebend, als weiblich-empfangend oder sächliches Neutrum anzusehen habe, zeigt sich in unseren Sprachen dieselbe Verschiedenheit der Auffassung, dieselbe Willkür, wie bei den Indianern, wo bei dem einen Stamme für leblos gilt, was der andere für belebt nimmt (z. B. Flinten, Uhren, Adlerfedern, gewisse Bäume etc.) Wir sagen der Baum, der Lateiner *arbor* die Baum, der Grieche *δένδρον* das Baum; wir sagen der Mond, die Sonne, wo die anderen Sprachen mit Recht das umgekehrte haben. Es kam aber auch nicht darauf an, dass alle Nomina mit einem Geschlechtssuffix bezeichnet wurden, das Bedürfniss lag nicht vor: an den Wörtern *arbor*, Baum vermögen wir allerdings das grammatische Geschlecht nicht zu

erkennen; aber sowie diese Wörter als Satzglieder auftreten, erscheint in Verbindung mit ihnen das eine oder andere Wort, welches das Geschlecht offenbart, das Pronomen oder Adjectivum, später der Artikel, der ein so bequemes Unterscheidungsmittel geworden ist, dass wir ihm davon den Namen Geschlechtswort geben konnten. Dass überhaupt das Sprachbewusstsein sich bis Unterscheidung der drei Geschlechter emporgearbeitet hat, darin liegt der Fortschritt. Die neue Errungenschaft aber, die *ta* als Geschlechtssuffix verwendete, war wieder eine Spanne jünger als die Verwendung des *sa*: dies darf man daraus schliessen, dass das Neutralsuffix auch an das Neutrum des Pronomens *ta-t*, also an sich selbst angehängt wurde, was man bei *sa* vermieden hatte (S. 124). Wenn nun Semiten und Aegypter das Geschlecht nur zweifach, als männliches und weibliches unterscheiden (S. 79), so darf man hier wohl an eine Zeit denken, wo man eben nur einen zweifachen Unterschied machte und hinter dem Manne, dem Herrschenden und Gebenden, das Beherrschte und Empfangende d. h. die Frau und die anderen Dinge standen, wo man also das Weib zur Sache machte oder umgekehrt die Sachen zwar nicht als Weiber, aber für den Geschlechtsunterschied als gleichwerthig mit diesen betrachtete. Darauf deutet auch der Umstand hin, dass in unseren Sprachen für das Femininum zuletzt gesorgt wurde. Wenn die Frauen ihre Geschichte lesen, werden sie sich bald überzeugen, dass es eine Periode gab, wo das Weib als Sache betrachtet wurde. Dass man sich mit zwei Geschlechtern behelfen kann, zeigt heute thatsächlich das Französische.

Wir kehren zum Griechischen Perfectum zurück. Zwei Arten der Bildung stehen sich hier gegenüber, die eine durch Vocalsteigerung (*πέ-π οιϑ-α*), die andere Suffix *k*-, (*δέ-δω-κ-α*), wir wollen die erste die innere, die zweite die äussere nennen. Wir wissen nun, wie nahe sich beide stehen und wie sie von einem Anfang ausgehen, dem Laute *k*a*. War dessen ursprüngliche Bedeutung die örtliche, so liegt gerade darin, dass das betrachtende und urtheilende Subject Gegenstand und Handlung gewissermassen vor sich zieht, zum Stehen bringt, localisirt möchten wir sagen, der Uebergang zum Festhalten, zum Verbinden und Sammeln, bei der Handlung zur Bezeichnung der intensiven, dauernden und wiederholten Thätigkeit. So ge-

langte unser Laut zu der Bedeutung, die in *-ca,-que,*-τέ rein erhalten ist, und wurde zugleich beim Verbum als Suffix ein Nebenbuhler der Reduplication. Diese war von der eilenden Aussprache längst geschwächt und auf ein Minimum reducirt; jetzt konnte sie, da die neuerungssüchtige Sprache eine andere Tracht dafür gefunden hatte, als veralteter und überflüssiger Ballast, der seinen Dienst nicht mehr that, bei Seite geworfen werden: sie verschwand aus dem Präsens, mit Ausnahme der wenigen Fälle der μι-Conjugation, und in den Sprachen jüngerer Entwickelung hat sich selbst das Perfectum (Präteritum) ihrer entschlagen.

Es war natürlich, dass die äussere Perfectbildung da ihren Platz fand, wo die Wurzel auf einen Vocal auslautete (Wurzel *da*, δέ-δω-κα); die innere bei consonantischem Auslaut (Wurzel πιϑ, πέ-ποιϑ-α). Und so hält es noch genau Vater Homer, bei dem Perfecta auf *-ka* nur bei vocalischem Auslaute vorkommen (πέ-φυ-κα, Wurzel φυ-, βέ-βη-κα, Wurzel βα-). Wenn die äussere Bildung erst in der späteren Zeit auf Kosten der inneren um sich greift, so ist dies kein Beweis für die Jugendlichkeit dieser Bildung; die Sprache gab einem alten Mittel neues Leben und Ausdehnung, weil man der vielgestaltigen und ihrem Ursprunge nach verschollenen Vocalsteigerung gegenüber in dem *k* des Perfectes das greifbare Zeichen des Perfectums zu sehen sich gewöhnte, welches man darum mit Vorliebe festhielt und ausbreitete.

Die Verwendung des Suffix *k*a* blieb, wie dies in der Natur des Lautes lag, nicht auf das Perfectum beschränkt; immer griff man wieder zu dem alten Laut, wo eine Unterscheidung zu machen war, wo es galt, eine neue Erorberung des menschlichen Geistes, eine neue „Kategorie“ des Denkens lautlich zu markiren. In manchfacher Gestalt kehrt das Suffix, zum Infix geworden, wo ihm ein Schlusstheil des Wortes nachgesetzt wird, überall wieder, und namentlich ist es das allgewaltige Suffix *-ya* (-ja), dessen Spuren man in allen Sprachen unserer Familie mit Sicherheit ergründet hat. Es beherrscht vor allem das Präsens und gibt dem Präsensstamm neue Gestalten, und darum konnte eben die Präsens-Reduplication bis auf einen geringen Rest uralter Bildung absterben. Und zwar treffen wir auch hier innere und äussere Bildung:

Wurzel Griech. *βα-*: *βα-k*a* (*-mi*), nasalirt *βαν-jω*, *βαίνω*; Lat. *ve-* (Urform beider *kva-*, Goth. *qiman*, kommen, vgl. *kvam* in den Dialekten) — *ven-jo*, *venio* mit äusserer Bildung;

Wurzel Griech. *σπερ-*: *σπερ-jω*, *σπείρω*, ***streuen*** (*säen*), Lat. *spar-go*, mit äusserer Bildung;

Wurzel Griech. *φυγ-*: *φεύγω*, *fliehe*, Lat. *fugio*, mit äusserer Bildung;

Wurzel Griech. *ϝρηγ-*: *ϝρην-γυ-μι*, Nasalirung nach aussen geschoben *ῥήγνυμι*, Lat. *frango*, Nasalirung an ursprünglicher Stelle, Goth. *brikan*, *brechen* (ohne Nasalirung;

Wurzel Griech. *τε-*, nasalirt *τενjω*, *τείνω*, Lat. *te-*, mit *t** für *k** und äusserer Bildung *tendo*, (*spannen*), ***dehnen***, (Goth. *thanjan*);

Wurzel Griech. *τυπ-*, mit *t**-Suffix, *τύπτω*, *schlage*, *πραγ-* mit *t** und Assimilation des wurzelhaften *k*-Lautes *πράττω* (*πράσσω*) *thue*, vgl. *τέτταρες* (*τέσσαρες*); mit Umspringen des wurzelhaften *k*-Lautes in den *t*-Laut beide Bildungen neben einander in *σφάζω* (*σφαδ-jω*), und *σφάττω*, *schlachten*.

Aeussere und innere Bildung stehen nebeneinander in dem merkwürdigen Worte *πέκτω*, *kämme*, bei Homer *πείκω*, Lat. *pecto*; der *k*-Laut war, wie das daneben erhaltene ursprüngliche *πέκω* zeigt, zu mächtig geworden, als dass er sich der Assimilation hätte fügen können — oder wollte man einem andern Worte, *πέσσω*, *backen*, ausweichen? Die beiden Wörter haben denselben Stamm *πεπ-πεκ*, ursprünglich *k** (*o*) *k**- wie Lat. ***coquo*** zeigt, Dtsch. *backen* und *kochen*; kommen sie in der Bedeutung „im Feuer erweichen" zusammen? eine Erinnerung vielleicht an die alte Zeit, wo man, wie noch heute bei den Wilden geschieht am erhitzten Stein die Kuchen backte, und ebenso mit dem erhitzten Steinmesser die Haare schor oder glatt machte? Wir wissen heute einen Unterschied zu machen zwischen ***backen*** (*πέσσειν*) und *kochen coquere*); das Wort wie die Sache fiel einst zusammen in der angegegenen Weise die Speise zu bereiten. *Bekos*, berichtet uns Herodot (S. 70) hiess in der Phrygischen Sprache Brot: das eine Wort genügte schon, um den Phrygiern die Hand zu reichen: es war „Weck", was die Aegyptischen Kinder forderten, und so thun es auch unsere Kinder noch.

Weiterhin setzte man, als wollte man das alte Mittel auf's neue in Erinnerung bringen, Suffix *ya* zu dem mit Vocalsteigerung bereits versehenen Stamm zur Bildung neuer Präsensformen, natürlich mit ursprünglich gefärbtem, intensiven Sinn: Sskr. *bhāra-ja-mi*, Griech. φορέω (*em*), zu *bharami*, φέρω (μι) — es ist derselbe Vorgang der *-s* (*sa*) zum Nominativzeichen machte, damit ein Zeichen wiederholend, dessen vergessene Spur bereits im Stamme enthalten war. So entstanden im Griechischen die Verba *contracta*, indem sich *a-ja* zu *α-ja*, *ε-ja*, *o-ja* (τιμάω = τιμαjω, ποιέω=ποιεjω etc.) und im Lateinischen entstanden drei neue Conjugationen, die erste, zweite und vierte, also spätere Bildungen der echten und ursprünglichen dritten gegenüber (*domo* zusammengezogen aus *domao* für *domajo*, *moneo* für *monejo*, *finio* für *finijo*). Die angeführten Nachweise genügen dem Zweck, den wir zunächst verfolgt haben, nämlich die völlig analoge Verwendung des Suffixes *k*a* in unserer Sprache daneben zu stellen, deren wir aus einem besonderen Grunde besonders gedenken müssen. Hier finden wir zunächst den Urlaut als selbstständiges Wort wieder in dem Gothischen *jah*, „und", = Lat. *que*, Griech. τέ oder vielmehr genauer entsprechend dem Griechischen καί (wohl unmittelbar aus *k^ja*; bei der vollwichtigen Bedeutung des Wortes, die es dem *etiam* näher rückt als dem *et*, wird der Vocal nicht gebrochen und der Schmarotzerlaut tönt schliessend nach; ähnlich *jah* und Lat. *hic* (S. 124) Neben *jah*, „und," hat schon das Gothische unser *ja*, lautlich entsprechend dem Griechischen γέ (*quidem*), oder auch dem Homerischen κέ, welches alles Variationen der Urform *k*a* sind, (vgl. πόκα etc. in den Dialekten für πότε); während wir das oftgebrauchte *ja* sprechen, sprechen wir einen der ältesten Laute Arischer Rede, vielleicht der menschlichen Rede überhaupt. Dass ferner ferner die Spuren des *k** Suffixes auch unsere Sprache in der Nominalbildung, in der Tempus- und Modusbildung durchdringen, bedarf nach dem Gesagten kaum noch der Erwähnung; innere und äussere Bildung stehen im Präsens nebeneinander: neben *biuda* (aus *budh-k*a-mi* S. 52), biete, steht z. B. *hafja* (Lat. *capio*) hebe, und auch *t**-Suffix, im Althochdeutschen häufiger erscheinend, ist im Gothischen wenigstens in einer Spur vorhanden: *flahta, die Flechte*, setzt das Alth. *flihtu, ich flechte*, voraus. Ist unsere Anschauung von der

Herkunft des k^*-Suffixes richtig, so muss dasselbe vermöge seiner Vielgestaltigkeit noch in vielen Bildungen verborgen liegen und wir haben die Aussicht, wo wir es loszutrennen vermögen, überall auf eine einfachste Gestalt der Wurzeln zu kommen — Stoff genug für eine eigene Untersuchung, die ohne Zweifel bestätigen wird, was wir oben (S. 93) in Betreff der verschiedenen Gestalten der Wurzel *mar (marg, marj, mard)* vermutheten: alle möglichen Differenzirungen der Form wurden benutzt, um den erwachsenden Verzweigungen der Bedeutung einen getrennten Ausdruck zu geben.

Den wichtigsten Aufschluss gibt uns aber ein vielgebrauchter Laut unserer Sprache: es ist die sogenannte Vorsilbe *ge-*, welche wir dem Nomen (Ge-brüder etc.) und Verbum (gehören etc. besonders im zweiten Particip: ge-geben) vorsetzen in dem Sinne der Sammlung und Wiederholung (Vollendung). Es kann kein Zweifel sein, dass wir es hier mit einer Varirung des uralten Lautes k^*a zu thun haben, in dem uralten Sinne, mit einem echten Zwillingsbruder unseres *ja* sowohl wie des Griechischen *καί, κέ* und *γέ*. Und dieses g e- bestätigt uns eine wichtige Wahrheit, auf die wie wir uns bei unserer Zusammenstellung *Ary- = Quir-Ger-* etc. gestützt haben: es ist P r ä f i x, während der Laut sonst überall, soweit wir ihn verfolgt haben, als Suffix erscheint, und doppelt wichtig wird uns dies darum, weil eben dieses *ge-* gewissermassen die Verkörperung des Lautes ist, der jene uralten Eigennamen hat bilden helfen. Die Präfigirung gehört nicht, wie man annimmt, einer jüngeren Richtung unserer Sprachen an; sie ist uralt wie die Suffigirung. Es ist kein Beweis vom Gegentheil, dass unser Präfix *ge-* im Gothischen zwar einen weit ausgedehnteren Gebrauch beim Nomen und Verbum hat, jedoch da, wo bei uns seine eigentliche Stelle zu sein scheint, im zweiten Particip nämlich, fehlt. Das Gothische gibt zunächst keinen Beweis ab für die übrigen Germanischen Dialekte; hier konnte das zweite Particip seit uralter Zeit das Präfix haben, während das Gothische es fallen liess. Aber selbst zugegeben, dass das *ge-* beim zweiten Particip ein später Versuch der Machterweiterung ist, so hat die Sprache damit genau dasselbe gethan, was die Griechische Sprache that, als sie die Perfectbildung auf *-κα* ausdehnte (S. 127): sie langt immer wieder hervor, was sie seit Anbeginn gelernt hat, und was der eine

Dialekt (oder, wie man will, die eine Sprache) fallen lässt, hält der andere um so fester und bringt es, wenn seine Zeit gekommen ist, wieder an's Tageslicht. Dabei erhält der alte Laut neue Ausdehnung — allerdings innerhalb der Grenzen, welche demselben von Anbeginn gesteckt waren. Und das ist hier vollkommen geschehen: ist *ge-* beim zweiten Particip eine spätere Erweiterung, so ist sie ganz im Sinne der ursprünglichen Kraft, die dem *k**-Laute von jeher inne wohnte.

Zahlwörter und Pronomina gehören gewiss zu dem ältesten Bestand der Sprache, wenigstens die kleinen Zahlen und die einfachsten Fürwörter; diese müssen wir also befragen. Und da weist das Zahlwort und zwar nicht allein die Zusammengesetzten, wie elf, zwölf (= einzehn, zweizehn) etc., sondern die scheinbar einfachen, wie vier, fünf, zehn, Spuren der Präfigirung auf, wie dunkel sie auch sein mögen (S. 81) Für das Pronomen könnte man darin einen Hinweis auf die ursprüngliche Präfigirung erkennen, dass überall der *k**-Laut den Anlaut beherrscht — wenn dieser nur nicht eben selbst der Urkeim wäre, aus welchen sich durch successive Suffigirung die ganze Pronomensippe entwickelt hat. Aber wir haben eine Pronomenreihe, die zusammengesetzt ist und offenbar die Präfix - neben der Suffixbildung zeigt:

Griech. *κεῖνος*, Lat. *ille*, Goth. *jains*, Dtsch. jener. Sie knüpfen alle den Stamm an, aus welchem die Negation sowohl wie der Begriff ander sich entwickelt hat (121): *an-* mit Suffix *an-ya*, welches sich im Sanskrit in der Bedeutung ander erhalten hat, aus diesem Urkeime sind drei sich allmählich differenzirende Bedeutungen ander, jener und keiner mit lautlich gesonderter Bezeichnung versehen worden; und zwar erscheint *ya* (*k***a*) hier als Suffix dort als Präfix: Sskr. *an-ya* (*an-k***a*) ist lautlich Griech. *κεῖνος* (*k**-*en-*) Lat. *ille*, alt *olle*, *ollus* (*on-ja*, *in-ja* mit der Assimilation, die wir bereits im Griech. *ἄλλος* getroffen haben, welches lautlich und begreiflich Sskr. *an-yas* entspricht; wir haben die Affection, welche das *l* entwickelte, kurzweg Assimilation genannt, obwohl es ein physiologischer Prozess ist ähnlich den S. 107 aufgeführten); Goth. *jains* (*j-an-*) Alth. *gëner*, und dieses verhält sich zu Sskr. *an-ya* genau wie *Jar-Ger-* zu *-Ary-*. Was die Differenzirung der Bedeutung anbelangt, so ist besonders das Lateinische lehrreich. Hier

haben sich nämlich aus der Grundform *an-ja* drei Variationen entwickelt, welche sich in die drei Bedeutungen getheilt haben: *on-ja* (*in-ja*) ist wie gesagt *ille*, jener; *an-ja* mit *l* für *n*, aber erhaltenem *j* ist *alius*, Griech. *ἄλλος*, ander; *un-ja* mit Assimilation wie *ille* ist *ullus*, irgend ein, mit dem Sinne der Verneinung. Am schwersten hat sich die Negation losgetrennt von der Sippe und ihre Selbstständigkeit errungen. Zwar an Bildungen der Negation durch Zusammensetzung fehlte es nicht, nachdem man einmal die einfache Negation (*ne*, *οὐ* aus *ana*) gefunden hatte: im Griechischen bildete man *οὔ-τις*, wie im Lateinischen *nemo* (*ne-homo*) und wir niemand (*nieman* d. i. nicht jemand; das im Nhd. eingedrungene *d* soll die Aussprache erleichtern, hat aber mit dem Stamme so wenig zu thun, wie das *d* in Mailand (Milano), das weder mit dem „Mai", noch mit dem „Lande" etwas gemein hat und Meilan heissen sollte; *man* ist = *τις* = *homo*); Griech. auch *οὐδείς* d. i. *οὐδέ εἷς*, „auch nicht einer," zur nachdrücklichen Verneinung, so Lat. *nihil* d. i. *ne-hilum* „nicht das Mindeste", wie unser nicht, nichts, d. i. *ni-wiht*, wo das Substantivum Wicht uns noch den Weg zur Erklärung weist, Franz. *ne-pas (point)*. Aber die Verneinungswörter, die aus Grundform *ana* mit Suffix weiter gebildet waren und sich der Concurrenz der Begriffe ander und jener zu erwehren hatten, blieben Zwitter bis zuletzt: Lat. *ullus*, obwohl es den negativen Sinn in sich enthält, nur bei verneinendem Sinne steht und die Verneinung bilden hilft, wurde doch erst zur wirklichen Verneinung durch Zufügung von *ne* *nullus* d. i. *ne-ullus*. Genau so ist es unserem *kein* ergangen: es ist nichts anderes als *κεῖνος* im Griechischen, hat sich aber in Bezug auf die Bedeutung nach der anderen Seite geschlagen, es ist nicht *ille*, sondern *ullus*. Und darum erscheint es auch zuerst, im Althochdeutschen, mit der Negation verbunden *nichein*, *nihein*, wie im Lat. *nullus*, später *nehein*, *nekein* mit wiederhergestellter Tenuis, und erst im Mittelhochdeutschen löste es sich langsam von diesem Bande, als an eine Verwechslung der Begriffe nicht mehr zu denken war, da für ander und jener (*gener*, mit dem es sich in den Dialekten in der Form *gên*, *ginn*=*kein* noch nahe berührt) wohlgetrennte Formen sich festgesetzt hatten. Da noch kein Geld nicht war, da war die güldene Zeit, sagt Opitz,

und der gemeine Mann, der heute noch „keiner nicht“ spricht, begeht also keinen grösseren Fehler, als der Lateiner, der *nullus* für *ullus* sagte. Und um die Berührung mit dem Griechischen zu besiegeln, steht neben *kein* im Althochd. und Mittelh. *dehein*, *dihein* (*ullus*), was nichts anderes sein kann als das Griechische *δεῖνα* neben *κεῖνος* (t^*- für k^*- Präfix), und nun entsteht eine gewaltige Verwirrung der Begriffe, jemehr der Ursprung der Wörter in Vergessenheit gerieth: *dhein* (so heisst es richtiger) steht in wechselnden Formen darunter auch *tein* und *dekein*) in dem Sinne von *nullus*, umgekehrt *kein* in dem Sinne von *ullus*: Wer keinen Zoll oder kein Ungeld (Abgabe) nimmt, in keiner Stadt oder auf keiner Strass, über den soll man richten, als über einen Strassenräuber, heisst es in einer Bayrischen Verordnung vom Jahre 1346; heute müsste man sich unseren Landstreichern gegenüber anders ausdrücken — bis denn endlich die Sprache sich sammelte, *dhein* (wenigstens aus der Schrift) verschwinden liess und *kein* in sein heutiges Recht einsetzte.

Wir können noch andere Spuren ursprünglicher Präfigirung anführen: der Laut *ana-na-an*, auf den wir unsere Auseinandersetzung gebaut haben, kann uns noch weiter führen. Von den Wörtern, welche wir unserem ohne an die Seite gesetzt haben, hat das Lat. *sine s* im Anlaut (bei uns ebenfalls erhalten in son-der, sonst), während wir im Griech. *ἄνευ*, in den Dialekten *ἄνις*, die Spur des Affixes im Auslaut treffen. Auf dem Grundlaute *ana* ist auch unser Zahlwort eins (Griech. *ἑντ-ς*, *εἷς*, daneben aber *οἶνος*, das Ass d. h. das Einauge in den Würfeln, wie bei uns im Kartenspiel; Lat. *unus* (alt *oinos*), Goth. *ains*) aufgebaut. Hier liegt bereits eine verschollene Affixbildung vor, und zwar wieder hier Suffix, dort Präfix: dem *οἶνος*, *unus*, *ains* steht gegenüber Griech. *ἑν-* welches auf *sen-* weist und dabei von Lat. *semel*, *singuli* unterstützt wird, und im Griechischen selbst steht neben präfigirtem *ἑν-* (*εἷς*) — *ἐν-joι* (*ἔνιοι*) einige, mit Suffix und äusserer Bildung. Die Natur des Affixes zeigt Lith. *venas*: es ist k^* (k^*a) $= v$, t^* (t^*a) $= s$, wie wir es oben bei der Wurzeldeterminirung getroffen haben. Auf denselben Bestandtheil weist Sskr. *ê-ka* eins, hin, welchem im Griech. *οἶος*, allein, entspricht: der Begriff allein ist aus ein hervorgegangen, wie Goth. noch *ains* = allein; das

all - ist eine nicht nothwendige Verstärkung = ganz-ein, sowie wir ja jetzt sogar sagen „ganz allein"; Lat. *solus* (für *sollus*) gehört zu *ille*, *ullus* (S. 132) und ist *son-ja-*, das *s* im Anlaut entsprechend dem *s* in *sine* (vergl. unser son-der).

Neben dem *n*-Laut treffen wir in der Grundform *ana* in uralter Verwechslung auch den *m*-Laut. Wir fanden im Griechischen neben der allerwärts getroffenen Form der Verneinung (*ne*) μή, und das Femininum von εἷς, ein, heisst μία ((*a*)*m*-*ja*, Bildung wie ἔνιοι, aber *m* für *n*) und aus dem Lateinischen gehört hierher *sem el*, *sim plex* (*sem-* = Gr. ἑν-), und dieses führt uns auf *simul*, zugleich, Griech. ἅμα, zusammen, ge-sammt etc. Nehmen wir dazu, dass neben dem *ma*-Laute, den wir (S.121) als Stammlaut der Fürwörter kennen gelernt haben, womit der Sprechende sich und was bei ihm ist, bezeichnet, auch *n* erscheint im Lat. *nos* (neben Griech. ἡμεῖς), so drängt sich die Vermuthung auf, dass *ana*, *na* nichts anderes ist als eine Variirung von *ama*, *ma*, als dessen Grundbedeutung wir die zeigende, hier (bei mir, dem Sprechenden) angenommen haben, ihm gegenüber *k*a*, da. Aus den beiden Lauten erwuchsen die ersten Pronomina und Zahlwörter, aus *ama*, *ana* das ich und eins und jener und ander und die Negation, aus *k*a* das du und er und zwei, da die Familienähnlichkeit des δύο und σύ (τύ) im Griech., *duo* und *tu* im Lateinischen, *tvai* und *thu* im Gothischen sofort in die Augen springt. Und dem *ma* und *k*a* voraus liegt der einfache Vocal *a*, mit dem man anfing zu sprechen und zu zeigen: so ist er uns in seiner nackten Gestalt bereits begegnet in dem Augmente, so steht er, dem *k*a* voraus, als erstes Suffix hinter der Wurzel, um das Nomen agentis zu bezeichnen, so ist er der Keim des ersten Pronomens und zugleich des erstens Zahlwortes: sowohl Sskr. *a-ham*, Griech. ἐ-γώ, Lat. *e-go*, ich (vielleicht ursprünglich *a-k*a-ma*), wie Sskr. *ê-ka*, eins (wohl *a-ka*) stehen auf der Grundlage dieses ersten Lautes, der durch die Suffixe erst später seine bestimmte Abgrenzung erhielt. Das war die Zeit, wo zählen und Personen bezeichnen nichts anderes war als zeigen; da musste freilich der Finger sprechen helfen, bis die Sonderung der Laute sich langsam vollzogen hatte. Der Laut *ama* mit Präfix gibt *sam*, mit, (in unserm sammt) Griech. σύν (mit

n, da dort kein Wort mit *m* auslautet), Lat. *quum* (*cum*), und letzteres offenbart wieder die Natur des Affixes ($k^{*}=t^{*}=s$). Und neben diesem *sams* steht *sama*, irgend einer, Goth. *sums*, iml Plural „einige", Engl. *some*, einige, also bis auf den Wechse Präfix anstatt Suffix genau zusammentreffend mit Griech' *ἔνιοι*, einige. Also was wir heute schnurstracks als Gegen¯sätze betrachten und was auch von jeher Gegensatz war, zu¯sammen und auseinander, Bejahung (im Griech. *ναί*, *nae*, *μήν*, *profecto*) und Verneinung (*μή*, *ne*, ander, sonder) schlummern hier noch friedlich in einem Urlaute beisammen — wir werden davon noch mehr Beispiele kennen lernen. Der k^{*}-Laut kam dem *ma*-Laut zu Hülfe, einer so einfach und harmlos wie der andere, und aus dieser Verbindung, welche Masse von disparaten Begriffsbezeichnungen sind daraus erwachsen!

Wir glauben bewiesen zu haben, was wir beweisen wollten, nämlich dass die Präfigirung in unseren Sprachen uralt ist, so alt wie die Suffigirung. Hier müssen wir noch einmal auf das Augment zurückkommen. Das Augment war, wie bei den niederen Sprachenclassen der Zusatz von Partikeln zur Bezeichnung der Vergangenheit, ohne Zweifel ursprünglich, und ging, wie die Reduplication, der Entwickelung der Flexion voraus. Es ist nicht richtig, das Augment darum, weil es ausfallen konnte und thatsächlich fast in allen Sprachen ausgefallen ist, für einen losen, nicht zum Wesen der Form gehörenden Bestandtheil zu erklären; ursprünglich gehörte es zum Wesen, und wir haben gehört, warum es, ebenso wie die Reduplication (S. 127) ausfallen konnte und musste: die Sprache hatte in ihrem Fortschritt bequemere Mittel gefunden, die Vergangenheit von der Gegenwart abzuheben, darum konnte auch das Augment als unnützer Zusatz erscheinen, den die eilende Sprache wegwarf sogut wie jede andere Zuthat, die nicht unbedingt zur Unterscheidung nöthig war. Man darf desshalb nur sagen, dass sich unsere Ursprache früh für die Suffigirung entschied — vielleicht gerade durch solche Vorgänge, wie wir sie bei der Entstehung der Pronomina beobachtet haben, dazu geführt: das allmähliche Auswachsen der Form, wodurch die künftige Flexion gewissermassen prädestinirt war, konnte nur nach einer Richtung erfolgen, von dem Keimlaute vorwärts, wie wir es bei dem $k^{*}a$ gesehen

haben, eben wie der Baum von der Wurzel aus in die Höhe wächst. Aber das kann uns nicht abhalten, über die Zeit der werdenden Flexion hinauszugehen, in die Zeit der losen Zusammenstellung der Wort- oder sollen wir sagen Satztheile, und für diese Zeit musste es im Grunde genommen völlig gleichgültig erscheinen, ob der bestimmende Zusatz vorn oder hinten angebracht wurde: es ist eben hier nicht von einem organischen Wachsen des einen Theiles die Rede, sondern die Nebeneinanderstellung der sovielen gleichberechtigten Theile macht das Wesen der Agglutination aus, darum hier die Variation in dem Aufbau der Satztheile, wie sie sich selbst unter offenbar ursprünglich verwandten Sprachen zeigt. Hier war also ursprünglich Präfigirung und Suffigirung kein Gegensatz und so ist es, trotzdem dass sich der Gebrauch mit Vorliebe einer der beiden Richtungen zugewendet hat, bei vielen bis heute geblieben: die Arischen Sprachen aber waren von vornherein in die Richtung der Suffigirung gedrängt. Um so erwünschter ist uns das Streiflicht, welches einige Reste der alten Weise, so namentlich das Augment, in jene dunkeln Zeiten werfen, wo es bei unseren Vorfahren war, wie bei den Urvätern etwa der Neger und Malayen und wie es bei diesen heute noch ist. Und zu diesen Resten gehört unser *ge-*, welches in Bezug auf seine Function dem Augment und der Reduplication an die Seite gesetzt werden kann und mit diesen das gemein hat, dass es den Wortanfang bildet. Wie nahe ist also Simrock (I S. 65.) der Wahrheit gekommen, wenn er den Germanennamen aus *Ge-erman* entstehen lässt; nur geräth er von vornherein in den Irrthum, dass er das Wort für eine Zusammensetzung erklärt und dass er den Process auf Germanischem Boden oder doch mit Germanischer Sprache sich vollziehen lässt, der an den Oxus und vielleicht noch weiter zurückzuverlegen war, wesshalb er denn auch nur die Germanen daran theilnehmen lassen konnte und nicht auch die Kureten, Quiriten und Briten, die dasselbe Recht haben. Ger ist am Oxus ein Wort geworden, wenn es auch dort noch nicht so lautete; als Zusammensetzung kann es ebenso wenig gelten, wie jener und keiner, und wie der erste Bestandtheil in Her-man, Ir-min, dessen Zwillingsbruder es ist.

Es wird uns jetzt nicht schwer, die verschiedenen In-

carnationen des Ariernamens, denen wir auf unserem Gange durch die Urgeschichte begegenet sind, zu ordnen:

1) Von der suffigirten Form *Ark**- leiten wir ab: Arya, Airyana bei den Indern und Eraniern (I S. 61), daneben mit *t**- statt *k**- Suffix der Persernamen Artäer etc. (I. S. 62.); dazu Iron (Osseten, I S. 109). Ferner die Griechischen Namen Argos, Arkadia, Achaioi (Achäer, mit Ausfall des *r* I S. 63); dazu Aig- (ebendaselbst), worin der Stammvocal, wie bei unserem Umlaut durch den nachtönenden Schmarotzerlaut getrübt wird (so schon im *Ai*ryana). Ueber ein anzunehmendes *A(r)vja*, worin *k** in den doppelten Schmarotzerlaut verschwommen ist, kommen wir zu *-avia* (Au), *v* geschlossen Apia (I S. 188), durch Metathese vielleicht Javan (ebendaselbst), das *v* (Digamma), welches im Griechischen (wie *j*) allmählich schwand, gestrichen: Aia (I S. 188.) Mit dem alten Wechsel *s* für *r* (S. 100), der hier durch den folgenden (zu *j* gestalteten) Schmarotzerlaut besonders begünstigt war, kommen wir zu Asja-Asia (I S. 182), dessen eigentliche Heimath am Kaukasus zu sein scheint, wenngleich auch hier schon frühere Variation angenommen werden kann; den flüssigen Schmarotzerlaut geschlossen: Ask-(Iskaevonen I S. 226) und mit Ausfall des Schmarotzerlautes *As* (Asen, I. S. 182) die vom Kaukasus von den Germanen mitgenommenen Namen. Der im Altsächsischen getroffene Einschub des *n* (die Nasilirung *ans*) ist Niederschlag des ausgefallenenen *j*, der auch sonst belegt ist: Sskr. *mâs*, Lat. *mensîs*, Griech. μήν, Mond, Monat (das Jonische μείς offenbart den ursprünglichen Bestand).

2) An eine aus *Ark**- durch Verlust des Explosivlautes hergeleitete Form *Arv*- schliessen wir, mit Vertauschung des *r* und *l* und Schliessung des *v*, die Form *Alb*-an. Albania (I S. 203), Albion und Albainn (I S. 205); dazu Albordj- Elburs (I. S. 107) und direct von Ari-Alamannen (I S. 65), auch die Rauhe Alb (I S. 204) und Elsass—Alsass (zu-*sass* vgl. *insete*, Insasse, Droste (*drossete*) Truchsess); auch Alpes, vielleicht auch Apenninus (aus Arp-). Der Wechsel von *b* (*p*) und *v* d. i. die Schliessung der Spirans zum Lippenlaut, sowie sie sich in dem Bereich der Pronomina seit Anbeginn geltend gemacht, findet sich in alter und neuer Zeit an den verschiedensten Orten. Die

Griechen, welche diese Spirans (das sog. Digamma ϝ) aufgegeben hatten, gaben Lat. *v* entweder mit *ου* oder mit *β* wieder: *Σεουῆρος* und *Σεβῆρος* = *Severus*, und die Byzantiner machten aus Goth. *Valisaharis* *Βελισάριος*, aus *Verona* *Βερώνη*. Ihr *B*-Laut muss also der Spirans sehr nahe gestanden haben, und so muss es durch die weiten Gebiete des östlichen und mittleren Europas überhaupt gewesen sein (vgl. *Serben*, *Iberen*, *Briten*, *Belgen*). Aber man darf sich unter dieser Spirans nicht unsern Laut *v* vorstellen, der völlig gleich *f* geworden ist (vor = für), sondern die weiche, an das *u* streifende Spirans, wie sie noch im Gothischen ist und wofür hernach das Althochdeutsche *w* eingesetzt hat. Diese Spirans konnte durch den Schluss der Lippen leicht zum Lippenbuchstaben werden, wie man ja noch heute im Munde des Volkes hört *b*at für *w*at (was).

3) Von der präfigirten Form *K*ar-* leiten wir ab: *Quirites* und *Curia* (I S. 65), *Κουρῆτες* (I S. 66), dazu der Name der Insel *Kreta*, der alten Heimath des Zeus und der Kureten. Die Kuretische Wehrmannschafts-Ordnung auf Kreta glich so genau derjenigen am Eurotas, dass die Sage den Lykurg nach Kreta reisen lassen konnte, um dort seine Einrichtungen zu lernen. Die Kureten, d. h. die ersten Arischen Ankömmlinge auf Kreta, dem „Kuretenland", nahmen dort von ihren Vorgängern, den in dem Namen Minos (I S. 21) personificirten Phönikiern den rauschenden Dienst der „grossen Göttermutter" auf und pflanzten ihn fort; aus der Semitischen Göttermutter wurde auf Kreta unter Griechischen Händen die Mutter des Zeus, der nun auf Kreta geboren sein sollte, und die Kureten waren nun die Priester, die das Zeuskind behüteten und mit Waffentänzen feierten — ein Vorgang, der einigermassen dem ähnlich ist, welcher am Euphrat aus den Chaldäern die Priesterzunft machte (I S. 102). — An die Form *K*ar* - schliesst sich ferner an, mit Verlust des explosiven Anlautes und Schliessung des *v*, der Name der Briten (I S. 73), ohne diese Schliessung das Eranische *Vara* (I S. 126), dazu *Ur-Urva* (I S. 198), und wiederum mit Lippenlaut Iberen (I S. 75). Aus *Iber-* gelangen wir sodann zu den *Iren* (daselbst); die lautlich fast zusammentreffenden Namen *Iron* und *Iren* sind die Ausläufer zweier verschiedenen Reihen. Der vorgeschlagene Vocal in *Urva-Ur (uVara)* und

Iberen (iVer) ist nach dem S. 104 Gesagten durch Vorgänge aus alter und neuer Zeit gedeckt. Dass in Urva und Iren der Ton auf den vocalischen Anschlag zurückgegangen (was auch in Ebro aus Ibĕrus geschehen ist), könnte uns in sofern befremden, als eine solche Vorschlagsilbe ihrer Natur nach keinen Ton verträgt; aber auch dies wird erklärlich, wenn man bedenkt, dass diejenigen, die den Namen gebildet und zuerst gesprochen haben, nicht zugleich diejenigen sind, die ihn uns überliefert haben. Im Munde eines fremden Volkes ändert sich, das ist eine bekannte Thatsache, mit der ganzen Gestalt des Wortes auch der Ton. Der Irenname ist durch zwei Hände gegangen, die der Kelten und der Angelsachsen; letztere werden ihn nach der aus ihrer Heimath an der Elbe mitgebrachten Form des Ariernamens (*Ir-min*) gestaltet haben. Der Name *Ur-Urva* hat uns bereits viel Stoff zum Nachdenken gegeben; wir haben angenommen, dass er dem Aramäischen Aram gegenüber, welches von der Urwurzel *Ar-* mit einem Suffix *-am* (was vielleicht=Eranisch *-ana* ist) gebildet, eine Arische Grundlage hat, und haben ferner geschlossen, dass seine Heimath oder sein geographischer Platz in, oder südöstlich bei Armenien ist. Dort war er, als von einem älteren Arischen Zuge herrührend, den später nachrückenden Eraniern fremd und konnte nun unter der Gestalt *Urva* einen der Plätze bezeichnen, welche die Eranier auf der Wanderung berührt hatten. Diese Gestalt (*u Var-Urv-*) *Ur* scheint aber der Name von Semitischen Siedlern bekommen zu haben, und damit sind wir in eine Zeit und an einen Ort zurückgeführt, wo Aramäisch und Arisch kaum mehr zu trennen sind. Die Züge folgen sich hier in geschlossener Kette, sodass wir nicht mehr sagen können, wo der letzte Aramäische aufhört und der erste Arische anfängt. Das ist der wahrscheinliche Hergang: das Gesicht verwandelt sich hier, wo Aramäer und Arier seit uralter Zeit in ihren Gebieten fest aneinanderstiessen, langsam und allmählich. Und diese Zeiten liegen der Bildung des Arischen Mutterstammes am Oxus, aus dem hernach die Jung-Arier (zu denen wir auch Inder und Perser rechnen) hervorgingen, weit voraus. Die Jung-Arier sondern sich scharf ab gegen die Aramäer, die ältesten Arischen Züge aber, die wir unter dem ungewissen Namen der Iberen begreifen wollten, fliessen in Vor-

derasien jedenfalls mit ihnen zusammen. Daher der zweideutige Bestand namentlich in Kleinasien. Wir stützten uns lediglich auf die Autorität der wichtigsten Urkunde aus alter Zeit, der Mosaischen Völkertafel, wenn wir auf Grund des Namens Lud (I, S. 105) in Lydien und Kleinasien überhaupt einen Grundstock Aramäischer Bevölkerung annahmen; aber wir haben uns nicht verhehlt, wie wenig sicher die Aramäische Art dort kennbar und von dem nachrückenden Arierthum zu unterscheiden ist. Der Name *Ur* im südlichen Theile der Euphratebene (Schrader, die Keilinschriften und das Alte Testament, I, S. 198) ist an sich keine Unmöglichkeit. Südlich von dem alten Babylon treffen wir die uralte Stadt *Warka*, *Erech* in der Bibel, *Arku* in den einheimischen Dialekten, die Stadt, wo die Babylonischen Vorfahren nach den zahllosen Thonsärgen zu urtheilen, ihre Todten begruben; der Name erinnert mit seinen Wandelungen sofort an *Ark**. Die Vorfahren des Zuges, der diese Namen dorthin brachte, müssen sich also wohl erst getrennt haben vom Hindu-Kusch, als man dort bereits der Urwurzel *ar-* das Suffix beigefügt hatte; sie müssen aber darum nicht Arier gewesen sein, sowenig wie die Hebräer selbst dadurch zu Ariern werden, dass sich in ihrer Sprache Spuren der Urwurzel finden (*hara*, *harah*, *arez* I, S. 112) und zwar mit Präfix und mit Suffix und beides bereits erweicht. Ur-Mugheir aber als den Platz anzunehmen, von wo Abraham ausgezogen sei nach Kanaan — und zwar zuerst stromaufwärts nach Arrapachitis und Harran — haben wir (I, S. 189) nicht für rathsam gehalten; wir fügen dem dort angegebenen Grunde noch bei, dass ein Ausgehen von dieser Stelle eine genauere Kenntniss Babylons und des Babylonischen Terrains voraussetzte, welche die Möglichkeit der Anknüpfung der Thurmbau-Tradition an Babylon (I, S. 141) in Frage gestellt haben würde. Für den Marsch Abrahams nach Norden die Assyrier als Beleg herbeizuziehen, geht auch nicht an, wie wir bereits (I, S. 105) gezeigt zu haben glauben. Im Uebrigen ist die ganze Darlegung Schraders auf die Hypothese gebaut, dass Arabien der Ursitz der Semiten sei und dass von dort aus die Verbreitung zunächst über das Flussthal des Euphrat, dann überhaupt über Vorderasien erfolgt sei. Und diese Hypothese ist wiederum auf die andere Behauptung gegründet, dass die Arabische Sprache die

älteste Form am besten bewahrt, also Anspruch darauf habe, das Sanskrit unter den Semitischen Sprachen zu sein. Aber hier wird der Widerspruch nicht ausbleiben und man wird geltend machen, dass das speciell Aramäische (in Syrien) grösseres Anrecht habe, da es z. B. den Artikel noch nicht hat, der immer erst spät kommt (S. 21), den Grundvocal *a* treuer bewahrt hat, wo die anderen Semitischen Sprachen die Uebergangsvocale einsetzen (S. 101) etc. Und wo bliebe bei dieser Hypothese Schraders der Ararat und das Hochland, auf das doch die Traditionen der Semitischen Völker so constant hinweisen? Wir könnten noch weiter fragen: wie kommen denn die Urväter der Semiten nach Arabien? und da müssten wir den alten Weg wieder aufsuchen, der vom Hindu Kusch zuerst an den Ararat, von da in die Ebene des Euphrat und nach Vorderasien, auch Arabien, führte.

4) Von der präfigirten Form *K*ar-* leiten wir ferner ab (durch Klärung des Anlautes und Verdünnung bis zu *h*): unseren ehrsamen Namen Ger-mani, von dem bereits mehrfach (I, S.63 u. 184 oben S.136) die Rede war; Hara, *Hara berezaiti*, Elburs (I, S. 109), dazu aus unserm Gebiete Harz, Hard, Gotthard, Spessart, Rothar, Ardennen (ebendaselbst), und nicht minder Hermann (I, S. 63 u. 80) neben Arminius, vergl. Aribert-Herbert-Gerbert, Ariwin-Erwin-Gerwin etc., wo freilich schwer zu widerlegen ist, wer die Formen mit Ger- für Ableitungen von gêr, Speer, erklärt. Hermann neben Arminius zeigt bereits die Spur des Umlautes, der hernach in unserer Sprache in ausgedehntem Maasse Platz greift. Sodann *Jar-* (I, S. 62) im Slavischen und Skandinavischen Gebiet (*Jör-*), woran sich als Weiterbildung mit neuem Suffix *Jarl*, *Earl*, *Karl* (*Kerl*) schliesst (I, S. 77). Herodot hörte noch den verdickten Anlaut, als er das Skythische Wort οιόρ, der *Mann* (*ϝjor*) schrieb (I. S. 83). Im Schwedischen und Dänischen ist der verdickte Anlaut noch erhalten: *björ* der *Mann*.

Keine Wortwurzel hat eine so reiche Geschichte und eine so blühende Descendenz aufzuweisen, wie die Wurzel *AR-*, keine ist darum so geeignet, das Hervorwachsen der menschlichen Sprache aus einem einfachen Laut zu veranschaulichen. Alle möglichen Gestalten, die Urwurzel ohne Suffix, mit dem Suffix in der doppelten Gestalt *k*-* und *t*-* und zwar in allen

möglichen Wandelungen dieser Laute, mit dem Präfix, ebenfalls in allen Wandelungen des k^*, weniger des t^*, welches jedoch im Auslaut durch *r* geschützt sich erhalten hat, werden ausgenutzt, um neue Wörter und Wortfamilien entstehen zu lassen, sowie mit der steigenden Ausdehnung der Begriffe das Bedürfniss sich herausstellte.

Ar- war die Bezeichnung des ersten Bodens, den man bewohnte, *Ark*- Arya* nannten sich seine Bewohner; Aram-Aryana hiess von ihnen das Aramäer-Arier-Land. Der Begriff dehnte sich mit den Wanderungen zur Bezeichnung des Bodens überhaupt: Griech. *ἔρα* (in *ἔρα-ζε*), Goth. *airtha*, *Erde.* Sodann sind die Bezeichnungen für die Bearbeitung des Bodens und die besonderen Benennungen des bestellten Feldes von der Urwurzel abgeleitet: Griech. *ἀρόω*, Lat. *aro*, *pflügen*, *ackern*, Goth. *arjan* (dazu die *Ähre* und *ernten*); Griech. *ἄροτρον*, Lat. *aratrum*, Goth. noch *ardhrs*, *Pflug*, wovon sodann die Bezeichnung des Ruders und Ruderns abgeleitet ist (I, S. 41); Griech. *ἄρουρα* (aus *ἄρϝυρα*), Lat. *arvum*, die Art (die ursprüngliche Bedeutung des Deutschen Wortes ist Ackerung, entsprechend dem Griech. *ἄροτος*, s. unten); Sskr. *ajra*, Griech. *ἀγρός*, Lat. *ager*, *Acker* (das *r* in dieser Reihe umgestellt oder mit Suffix *ra* und Verlust des *r* in der Wurzel?); Griech. *ἔργον* („*Werk*") *Arbeit* d. h. zunächst Feldarbeit, wie auch wohl Lat. *labor* durch Umstellung aus *alb-* entstanden ist; Ableitungen *ἐργάζομαι*, *arbeiten*, und *ἔρδω*, mit Metathese *ῥέζω*, die beiden letzteren mit *t*-Suffix. (Vgl. hier auch I, S. 76 *area*, *ardeo* und *uro*, *brennen*). In *ἔργον* hat sich, wie in manchen der noch zu nennenden Wörter, der zusammengesetzte Laut k^* getrennt und von seinen Bestandtheilen erscheint der eine am Anfang der andere am Ende des Wortes (*ϝεργ-* vgl. oben *καί* S.129. Das Griechische hat im Laufe der Zeit die Consonanten *v* (*w*) und *j* eingebüsst, kann also die Wurzelformen *var-* und *jar-* nicht aufweisen. Die Nothwendigkeit, die alte Lautgestalt zu erhalten, brachte die schwerfällige Form *Κουρῆτες* hervor.

Es kann ferner nicht Zufall sein, dass auch in den Benennungen des Aufwuchses, die gerade die ältesten zu sein scheinen, die Urwurzel erscheint: Lat. *arbor*, Baum (scheint ursprünglich den Aufwuchs überhaupt bedeutet zu haben), daneben *virere*, *viridis* (wozu auch unser grün),

nd *quercus*, die Eiche, bei uns die Esche (zu *ask-*), die Erle und Eller (mit Umstellung des *r*, Keltisch *veru*); es mögen ursprünglich Bezeichnungen für den Baumaufwuchs im Allgemeinen gewesen sein, unter denen hernach der Gebrauch den Unterschied machte; auch wohl Birke (lautlich sich anschliessend an *Quercus*), die Bedeutung weiss, glänzend mag abstrahirt sein; ferner die Gerste (Lat. *hordeum*, Griech. κρίθη, wohl ursprünglich die einzige Halmfrucht, die man zog; auch unser Brot (Umstellung aus *bort*, wie *brennen* neben *bernen* s. unten und I. S. 76), Griech. ἄρτος, an unser „Art" sich eng anschliessend, während Lat. *panis* zu Wurzel πεπ-πεκ (S.128) gehört (auch ein Beispiel für ur- Lateinisches *p* neben *k* in *coquo*, vgl. unten *lupus*, *vulpes*, *amnis*); zu Brot gehört sodann braten, also ursprünglich rösten, die Speise am Feuer bereiten (S.128). Dazu kommt die Deutsche Bezeichnung des Wachsens selbst „werden", daneben stand das jetzt verschollene *bären*, tragen, Frucht tragen (erhalten in ge*bären* und der Endung *-bar*, frucht*bar*; vgl. auch *bar*, bloss von der Neugeburt genommen). Sskr. entsp richt *bhar-*, also auch im Sskr. schon der Lippenlaut an der Stelle von ursprünglich *k** und zwar mit Aspiration. Griech. entspricht φέρω, Lat. *fero*, sodass hier *bh*, φ und *f* unserer Spirans *v* parallel stehen. Wir tragen kein Bedenken auch Lat. *terra* hierherzusetzen (nicht die tragende, sondern allgemein der Boden, Erde (mit *t**, und zwar hier reines *t* im Anlaut, was selten ist. Ferner die Bezeichnungen der Zeit des frischen Wachsthums: Griech. ἦρ (ϝεαρ), Frühling, dazu ὧραι, die Zeiten des Jahres, wo ein jedes reift, zusammeugeschrumpft zu der Bedeutung *hora*, die Stunde, (wozu unser Uhr), Lat. *ver*, Dtsch. Jahr d. i. ursprünglich das Frühjahr. (Vgl. hierzu *ur*bar, *ub*er I. S. 198) Endlich das vielgebrauchte Wort *gar*, eigentlich „reif", dazu gähren, Garbe, gerben d. h. gar machen, dazu ebenfalls grau (Graf), greis (Greis wie Griech. γέρων, Sskr. *jaran*).

Dieselbe Beziehung zu der U*r* wurzel entdecken wir in den Namen der drei Thiere, die sich auf den Bergeshängen zuerst der Beobachtung dargeboten und zu einer Benennung gezwungen haben mögen: Sskr. *açva* (mit ausgefallenem *r*, das vor *qu* (*kv*) sich nirgends hält, Griech. ἵππος (*p* aus *k**), Altdtsch. *ehu* (wir haben aus dem im späten Latein hervortretenden *paraveredus*, Postpferd, „Pferd" verderbt); Sskr.

riksha (aus *arksa*, Griech. ἄρκτος, Lat. *ur(c)sus*, *Bär*; Sskr. *vrka*, Altd. *warc* („Würger“, vgl. *Wärwolf*) der Wolf. Das Pferd ist das Arische Thier im hervorragenden Sinne, in Centralasien vermuthet man mit Recht seine Heimath; die Arier sehen wir, soweit wir in ihrer Geschichte zurückgehen können, in dem Besitz und Gebrauch des Pferdes, während Aegypter und Hebräer sich lange Zeit mit dem Esel behalfen. Der Bär nimmt in unserer Thierfabel die Stelle des Löwen ein, vor ihm muss ebenso in der Arischen Urzeit der Löwe, wenn er überhaupt bekannt war, zurückgetreten sein. Es ist uns jetzt nicht mehr zweifelhaft, dass auch das Deutsche Wort neben den Bezeichnungen der verwandten Sprachen nichts anders als lautliche Variation ist, aber sehr alt, aus der Iberenzeit stammend; (vrgl. *baro* I S. 77); wir wundern uns auch nicht mehr, dass im Schwedischen und Dänischen *björn* zugleich der Mann und der Bäer heisst; beide sind Sprösslinge einer Wurzel, haben aber sonst miteinander nichts zu thun. Der Name des Wolfes erscheint auf Europäischem Gebiete in einer neuen Variation Griechisch λύκος, Lateinisch *lupus*, Gothisch *vulfs*; *sie* geht auf die Stammform *vlk* (für *vrk*) zurück. Altslavisch *vluku*, daran unmittelbar angeschlossen Griech. λυκος, während das Lateinische *lupus* *p* für *k* hat; da der Lippenlaut für *k* sonst dem Lateinischen fremd ist, so könnte man an eine Entlehnung aus dem Italischen Dialekten denken. Aber daneben steht, ebenfalls mit *p* für *k*, *vulpes*, das sich auch an die Stammform *vlk* anschliesst, als Bezeichnung eines anderen Thieres, des Fuchses.

Der erste Boden Aram-Aryana war ein Hochland (I S. 204.); dies hat uns bei den Hebräern Aram in seiner historisch erreichbaren Bedeutung gezeigt (I S. 110), und wir in unserer Familie haben neben der Eranischen Hara die Deutschen Namen Harz, Hard etc. (oben S. 141). Zahlreiche Benennungen des Berges und der Höhe knüpfen sich hier an die verschiedenen Formen der Urwurzel an: Sskr. *gar giri*, (Dawalagiri, der „weisse Berg“ = Mont blanc), Griech. ὄρος, Slavisch *gora*, bei uns das uralte Berg, lautlich genau zusammentreffend mit dem Griechischen ϝέργον aus anderer Entwickelungsreihe. Perkunas, der Lithau

ische Gott des Gewitters, ist identisch mit dem Griechischen *Οὐρανός*, Sskr. Varuna (I S. 42.) Albion und Bergion, die beiden auf den Britischen Inseln zusammengeflossenen Variationen des Namens des Urlandes, haben wir in der allgemeinen Bedeutung „Land" genommen (I S. 205); in beiden erscheint der Stamm in der speciellen Bedeutung Berg, wie uns unser Wort und die Gallische Bezeichnung Alpes für Berge (I S. 205) zeigt; (dazu stellt sich: der ***snê vellit ûff in alvin***, auf die Berge, im Annolied). Auch die Elfen (ebendaselbst) wollen wir hier nicht übersehen. Mit Metathese des *r* gelangten wir zu Brennus (I S. 76) und unserem brennen, welches wir zu *ardeo*, *uro* stellten; hier wollen wir uns des wichtigen und wie sein Name bezeugen mag, schon in uralter Iberenzeit begangenen Brennerpasses erinnern (auch ein Mont blanc aus uralter Zeit); vielleicht darf hier auch der Schweizer Brünig (wie braun von brennen) erwähnt werden.

Ferner schliessen sich hier an zahlreiche Ableitungen sowohl von Adjectiven, die hoch, wie von Verben, die erheben, steigen, reichen bedeuten: Griech. *ἄκρος* (mit derselben Umstellung wie *ἀγρός*), Lat. sowohl ***arduus*** (mit ***t****** für ***k****** und vocalischem Niederschlag des Schmarotzerlautes, vergl. unten ***tuus***), wie ***altus*** (*artus*; *alo*, wovon man das Wort wohl herleitet, muss selbst uralte aus ***arv-alv-*** entstandene Variation sein, (vrgl. ***alv-us***, der „nährende" (Bauch) neben ***olesco***, wachse); Griech. *ἀείρω*, *αἴρω* aus *ἀέρjω*, *ἄρjω*) erheben; *ὀρέγω* recken, dazu Lat. ***rego***, richten, aufrichten, (*ὀρθός* = ***rectus***, recht d. i. aufgerichtet. Hierhin gehört auch, mit gar, reif, lautlich zusammentreffend, unsere Wurzel gar- in begehren, Gier, gern (Sskr. *har*), und namentlich unsere Vorsilbe er- (erreichen), ursprünglich *ar-ur-* (*urhêttun*, herausfordern, im Hildebrandslied); *ur-* ist erhalten in Urlaub = Erlaubniss, Urtheil = Ertheilung etc.; weil *ur* als selbstständiges Wort auch vorhanden ist (I S. 198), hat dieses *ur-* im Compositum seinen Ton behauptet, während ***er-*** wie jede andere untrennbare Vorsilbe den Ton verliert. Ebenfalls gehört hierhin Griech. *ἔρχομαι*, gehen, ursprünglich wohl hinaufgehen (der Aoriststamm *ἐλθ-* zeigt *l* für *r* und *t-* Suffix); auch Griech. *ἔρρω*, Lat. ***erro***, Goth. *airzjan*, irren (zu den entsprechenden *ἐρα-*, *terra*, *airtha*). Ueber die Bedeutung reichen gelangen

wir zu fügen: Griech. ἀραρίσκω (Stamm ἀρ-), Lat. *artus*, eng, *artus*, Glied, dazu Sskr. *irma*, Arm und Vorderbug, Lat. *armus*, Vorderbug, unser Arm (wohl auch Lat. *arma*, Waffen, sowie *ramus*, Zweig, vermittels Metathese zu *armus*; es wird freilich oft schwer, den Punct bestimmt anzugeben, wo die neue Bedeutung sich angesetzt hat). Hier fordert unser Adjectiv arm zur Vergleichung heraus. „Es liegt hier, sagt Grimm, einer der seltenen fälle vor, dass zwei im laut und buchstaben einstimmige wörter ganz verschiedenen wurzeln anzugehören scheinen; es wird aber vielleicht gelingen einen inneren zusammenhang beider, so sehr er sich dem ersten blick verbirgt, aufzudecken.“ Nun, der Versuch, den er macht, ist freilich misslungen: „armen hiess *amplecti*, *in manus tollere*, umarmen, das grenzt geradezu an erbarmen, bemitleiden; wie gefühlvoll erschiene die Sprache, welcher der arme ein solcher ist, den man mitleidig, liebreich aufnimmt und in die arme schliesst.“ Wir trauen der Sprache zu der Zeit, als sie das Wort bildete, dieses Gefühl nicht zu und suchen eine andere Anknüpfung an die Wurzel *ar*-, wobei uns Griech. ἔρημος, einsam, Zend *airima*, Einsamkeit, zu Hülfe kommt: die kahle Höhe, wo nichts wächst und alles still und einsam ist, konnte zu den Bedeutungen dürftig und einsam leiten (vrgl. Lat. *rarus* mit Umstellung). Von arm dürfen er-barmen und barmherzig nicht getrennt werden; das *b* deutet auf das verklungene Präfix. (Vgl. das in Vergessenheit gerathene Wort barm, *sinus*, *gremium*, und das Niederrheinische Barmen, der Frucht- oder Heuhaufe.) — Schliesslich gibt uns Griech. ἄκρος, hoch, spitz, die Ueberleitung zu den Benennungen des Spitzen oder Scharfen: die Spitze, das ist die ursprüngliche Bedeutung unseres jetzt weitgedehnten Wortes Ort (*ort widar orte*, Spitze gegen Spitze, im Hildebrandslied) und hier reiht sich eine Lateinische Wortfamilie an, die das *r* verloren hat: *acies*, die Schärfe, *acus*, die Nadel, *acuo*, spitzen, schärfen, *acutus* scharf; dazu *acer*, scharf, und seine Weiterbildung *acerbus* herb, (daneben *acervus*, der Haufe); dazu auch unser Ecke sowohl wie Essig, Lat. *acetum*, das „scharfe“, Griech. ὄξος; auch Griech. ὀξύς, ebenso ὠκύς, Sskr. *açus*, schnell — wovon nach gewöhnlicher Annahme das Pferd (*açva*, *equus*) seinen Namen

haben soll; warum soll aber gerade das Pferd „das schnelle“ heissen?

Weiterhin haben die besondern Eigenschaften der Bergeshöhe und was auf derselben ist, ihre Benennungen von der Urwurzel erhalten. So zunächst das von dem Berg herabkommende Wasser: Lat. *aqua* (mit Ausfall des *r*), Goth. *ahva*, Althochd. *aha*. Sskr. *ap-* mit *p* für *k**, was sonst im Sanskrit (wie im Lateinischen) nicht durchgedrungen ist (vrgl. noch *pancan*, *quinque*, und im Lateinischen neben *aqua amnis* (aus *ap-nis*), der Strom). Das Sanskrit hat, auf anderem Wege gebildet, *vâr*, Wasser, dazu Zend *vairi*, See, *vâra*, Regen, Altnordisch *ver* (*vör*) Meer; eine Weiterbildung (von einer Stammform *vatra*) ist Griech. *ὕδωρ*, (vergl. Lat. *sudor*, Schweiss), woran sich unser Wort Wasser, Niederdeutsch *water*, anschliesst. Neben *var-* steht die Variation *ur-* (*ur*=*var* häufig vrgl. *uro*, *Urva*): Griech. *οὖρον*, Lat. *urina*, Urin, im Altnordischen *ûr* die Feuchtigkeit, und hierzu tritt die merkwürdige Lithauische Form *jurės*, das Meer, mit deutlichem Rest des alten Präfixes. An manchen Stellen sind von der Urwurzel abgeleitete Bezeichnungen, die ursprünglich das Wasser bedeutet haben müssen, zu Eigennamen d. h. zu Benennungen bestimmter Flüsse geworden; so aus der Altdeutschen Form *aha*, die Aa (an 11 Stellen, am bekanntesten die Aa, an welcher Münster liegt), durch die Wiederherstellung des *r* der Urform näher gerückt die Aar in der Schweiz und, nur durch die Orthographie unterschieden, die Ahr bei Remagen, wozu noch ein Nebenflüsschen der Lahn des Namens Aar kommt. (Hierzu aus anderer Linie der Aar, der Vogel der Berge, Adler d. i. Edelar). Ebenfalls ist hier zu erwähnen die in den Namen von Flüssen mehrfach getroffene Endung -ach (z. B. Salzach; Fulda ist aus Fuldaha verkürzt, und aus Wisaraha ist sowohl Werra als Weser entstanden), wogegen dieselbe Endung bei Städtenamen, z. B. Bacharach, Andernach, auf das Keltische *-âc* zurückzuführen ist, welches -heim bedeutet und sich, wie es scheint, ebenfalls an *Ark** anschliesst. Die Form *Alb-* ist mehrfach verwendet (*Albis*, Elbe, Albula in Italien, wo auch *Varus*), besonders in Schweden, wo die Flüsse Elf heissen. (Vgl. auch die 9 *Avon* in Grossbritannien).

Den Zusammenhang der Wörter Eis und Eisen hat Grimm

mit gewohntem Scharfblick erkannt; nur stimmen wir ihm darin nicht bei, dass er sie auf den Begriff leuchten, glänzen zusammenkommen lässt. Sskr. *ayas*, Lat. *aes* (Stamm *aer-*) Goth. *aiz*, Althochd. *aruzi*, heute Erz, (das *z* muss sich aus ursprünglichem *t* entwickelt haben; zu vergleichen ist Erz- z. B. Erzväter, aus Griech. und Lat. *archi*; *art-* stand seit Anbeginn neben Ark-) — diese Wörter bezeichnen ohne Zweifel ursprünglich das eine Metall, das man hatte, das Kupfer in der Vermischung mit Zinn das Bronze, wofür das Griechische ein fremdes Wort *χαλκός* (aus dem Phönikischen entlehnt?) eingesetzt hat. Als man das Eisen kennen und bearbeiten gelernt hatte, nahm man die Bezeichnung aus dem alten Vorrath: nun bedeutet Sskr. *ayas* Eisen, im Lateinischen setzte man *ferrum* ein, ein uraltes Wort von dem allgemeinen Sinne Erz (wir glauben nicht zu irren, wenn wir es neben *terra* stellen, *f* neben *t*, wie im Griechischen *φήρ* neben *θήρ*); im Gothischen bildete man nach der treffenden Vermuthung Grimms *eisarn* aus *ais*, woraus denn weiter *îsan*, Eisen, entstanden ist; nur das Griechische hat auch hier ein Lehnwort *σίδηρος*. Die Sprachvergleichung zeigt uns also, dass der Arische Urstamm am Oxus eine Zeit durchgemacht hat, wo das Eisen noch nicht bekannt war; man benannte mit dem allgemeinen Worte das Erz, das man aus dem Boden grub, und lernte erst später die Metalle unterscheiden. Hier kommen wir vielleicht auch dem Ursprung des Wortes Bernstein näher, wofür wir (I, S. 77) keine rechte Erklärung wussten: ist es vielleicht ein solcher alter, aus der Iberenzeit stammender Name, wie unser Erz, der auf diesen kostbaren Fund übertragen wurde? Und ist unser „baar Geld“ Metallgeld?

Das allgemeine Wort, aus welchem Erz und Eisen erwachsen, ist hergenommen von der Bezeichnung des Bodens, nicht von dem Glanze der Erzstücke, was ein *ὕστερον πρότερον* wäre und eher umgekehrt sein könnte. Gleichwohl hat es mit dem Glanze seine besondere Bewandtniss. Im Sanskrit heisst die Wurzel *ark* glänzen, dazu Griech. *ἀργός* glänzend, schimmernd, weiss; auch diese Zusammenstellung führt uns unverkennbar auf die Urwurzel zurück: von dem glänzenden Schnee und Eis auf den Bergen mag diese Bezeichnung hergenommen sein, und wir

haben (I, S. 204) vermuthet, dass das Lateinische von derselben Sache, aber aus einem anderen Gebiet, von den Alpen, sein *albus* entnommen hat (der Ursprung dieser Variation reicht aber wahrscheinlich weiter zurück, vgl. oben *labor*). Dies führt uns auf das in den Germanischen Sprachen erscheinende Wort Eis, Althochd. *îs*, welches Grimm nicht ohne Grund an Goth. *aiz*, Erz, anknüpft. Aber auch hier erscheint an verschiedenen Stellen das ursprüngliche *r*: Irisch *eirr*, Schnee, Frost, Eis, Gaelisch *eire*, Armenisch ziemlich genau an *ark** angeschlossen *erc̓h*. (Hier findet auch unser Regen seinen Platz, Umstellung wie oben *rego* etc.) Das sinnlich wahrgenommene Object ist das Erste, was in der Sprache eine Benennung erhält, nicht die abstrahirte Eigenschaft. Nun mag *argentum*, *ἀργύριον* das weisse Metall, das Silber heissen, und bei uns vielleicht Birke der weisse Baum (S. 143 Bertha, die „Glänzende, Prächtige"). Unser Wort Glanz kann uns einen Fingerzeig geben: es weist auf Lat. *glacies*, Eis, dies auf Sskr. *gala*, kühles Wasser, das Gefrorene, hin, und hiervon leitet sich Lat. *gelu*, *gelidus*, kalt nach der einen Seite, und Glanz, glänzen, glitzern, auch Glas nach der andern Seite ab, — also die beiden Eigenschaften des Eises, die Kälte und der Glanz nebeneinander. Zu *gal-* gehört Griech. *γελάω*, lachen, wie Lat. *rideo* nur Umstellung von *ardeo* ist; ferner Lat. *calor*, Hitze, *calidus*, warm: vom Glänzenden kommen wir auf das Glühende und so zur Hitze — also die Gegensätze Hitze und Kälte aus einer Wurzel hergeleitet, und Lat. *calidus* findet sich mit unserm kalt (I S. 35) doch zusammen! Auch Lat. *color*, die Farbe, ursprünglich der Glanz, schliesst sich hier an (unser Farbe ist ebenfalls ursprünglich der Glanz, wie die Lateinische Entsprechung *fervor*, die Gluth, zeigt). Die Benennung des Bären (*riksha*, *ἄρκτος*) an Wurzel *ark* anzuschliessen, ist nicht statthaft: weder die „glänzenden Augen", noch der „glänzend braune Pelz" (M. Müller) vermögen das Thier von anderen, denen diese Eigenschaften in höherem Grade zukommen, genügend zu unterscheiden — ebensowenig wie die Schnelligkeit das Pferd (S. 146).

Das Sanskrit hat, um den Zusammenhang mit der Urwurzel zu besiegeln, ausser der Wurzel *ark* auch die Wurzel *ghar* (wovon *gal* Variation ist) in der Bedeutung glänzen, und dazu kommt als dritte im Bunde *har*, und zum Ueberfluss

werden wir unten noch die vierte Form *svar* kennen lernen. Die Wurzelgestalt *har* (s. oben auch *har*, begehren) bezeugt, dass bereits im Sskr. die Verflüchtigung des Anlautes zu *h*, die wir in *Hara*, Hermann etc. getroffen haben, Platz gegriffen hat. Von Wurzel *ghar* ist abgeleitet *gharma*, Gluth, Hitze; hier ist es das Feuer, zunächst wohl die Strahlen der Sonne, glänzend und feurig zugleich, welche die Brücke zur Uebertragung bereiten. (Vgl. unten Griech. *θερμός*, Lat. *formus*, Dtsch. *warm*, die alle auf die Urgestalt des Anlautes *k** hinweisen.) Von Wurzel *har* ist abgeleitet der Name der Sonnenrosse, *Harit*; es sind eben die glänzenden und feurigen Strahlen, die die Sonne beim Aufgang breitet; die blühende Phantasie spannt sie, wie Max Müller sehr schön auseinandersetzt, als Rosse vor den Wagen der Sonne. Der Name der Indischen Harits tönt wieder in den Griechischen Charites, bei den Römern Grazien, den lieblichen Gestalten, welche die Göttin der Schönheit, die Aphrodite-Venus, begleiten und bedienen, und zugleich hat die Wurzel *har* die Bezeichnung der Anmuth (*χάρις*) und der Freude (*χαίρω*) hergegeben, eben wie wir von einem „strahlenden Gesicht" reden, dessen Gegentheil der „finstere Blick" ist.

Viel fruchtbarer noch, als der Begriff des Glänzens, wurde eine andere Uebertragung, die sich an den Berg anschliesst: auf dem Berge wehrte man sich gegen den Feind, dorthin brachte man seine Habe zusammen, da baute man die Burg, die dem Feinde Trotz bot, wenn derselbe die Ebene bereits besetzt hatte: im Sanskrit neben Wurzel *ark* Wurzel *var*, wehren. So steht unserem Burg, bergen (d. i. auf den Berg in Sicherheit bringen) und wehren, parallel Lat. *arx* und *arceo*, Griech. (das für *arx* die spätere Bildung *ἀκρόπολις*, aber daneben *ἔρυμα*, die Wehr, hat) *ἀρκέω*, wehren, übertragen vorhalten, genügen (daneben *ἀλαλκεῖν* und *ἀλκή*, die „stürmende Abwehr" bei Homer), und von der anderen Wurzelform *ἐρύω*, wehren. An Lat. *arx* schliesst sich an *exercitus* d. i. die aus der Burg ausrückende, also zum Felddienst bestimmte Wehrmannschaft; dem Compositum muss ein Simplex mit dem Stamme *arc* vorausliegen, welches die Wehrmannschaft überhaupt bedeutete; dazu stellen wir dann Goth. *harjis*, unser Heer. Die Bedeutung üben, die das Lat. *exerceo* in Besitz genommen hat, kann nicht die

ursprüngliche sein, und *exercitus* nicht daher seinen Namen haben (die geübte Mannschaft). Ebenso schliesst sich an Lat. *arx* an *arcus* (ursprünglich *arquus*) der Bogen, eigentlich allgemein die Wehr, Waffe. (*Arca*, der Kasten zum Bergen, die Arche I. S.186). Die Wurzelform *var* (Sskr. und Zend) hat eine zahlreiche Nachkommenschaft, zum Theil mit übertragener Bedeutung; dazu gehört die I, S. 184 behandelte Sippe *Agart*, (*sgard* Asenheim und *Aryavarta*, Arierheim), *χόρτος hortus*, Garten, bei denen der Begriff der Wehre in den der Einfriedigung übergeht. Man füge dort zu: Lat. *chors*, *cohors*, ursprünglich der Viehhof, Hürde, hernach ein eingehegter Truppenhaufen, etwa ein „Hag" Soldaten, eine Cohorte; davon *curtis* zur Merowingerzeit der Hof (*Curtius* „Höfer") woraus das Französische *cour* in dem heutigen Sinne; aus der Deminutivform *cortina* ist die „Gardine", zuerst Bettvorhang, geworden). Neben unserem wehren steht wahren mit grösserer Ausdehnung der Bedeutung (Lat. *vereor*, ich hüte d. h. wahre mich), dazu gewahren, (wie Griech. *ὁράω*, sehe), auch wohl wahr (Lat. *verus*), ausgehend von dem Mittelglied sicher (Lat. *certus*, was der Form nach mit „hart" zusammentrifft).

Zum Schluss mögen noch einmal die würdigen Arya (I. S. 61) auftreten. Die Ueberlegenheit, mit der die Arier der unterworfenen oder zu unterwerfenden Bevölkerung überall entgegentraten, mochte in ihnen die Ueberzeugung begründen, dass es eine bessere Art sei, der sie angehörten; aber ehe die ersten den Ganges oder die Donau gesehen, werden ihre Vorfahren am Oxus schon das mit den Wilden gemein gehabt haben, dass sie sich für die besten Menschen oder gar allein für richtige Menschen hielten, und wie so manche der wilden Stämme sich kurzweg „Menschen" nennen (Cap. XIII), so mag ihnen am Oxus nur das für richtig, gut und tüchtig gegolten haben, was zu ihrer Art stimmte und dem Vorbild, welches sie aus sich selbst nahmen, entsprach, kurz was Arisch war. So sehen wir denn die Wörter, die Tüchtigkeit und Preiswürdigkeit bezeichnen, von dem Ariernamen abgeleitet: zu der Sanskritwurzel *arh*, werth sein (*arghâ* der Preis) stellt sich Zend *areta*, vollkommen, Griech. *ἄρχειν*, der Erste sein, herrschen, *ἀρετή*, Lat. *virtus*, lautlich unserem „Werth" entsprechend, und ebenfalls Griech. *κράτος*, Macht (aus *κϝαρτ-ος*,

wie *κάρτα* sehr, zeigt, mit welchen unser „hart“ d. i. kräftig, zusammentrifft (*harte leit*, sehr leid, heisst es im Nibelungenliede); *κράτιστος* ist synonym mit *ἄριστος*; und an dieses schliesst sich wiederum unser Ehre (Alth. *êra*), welches mit Sskr. *âr*, preisen (vgl. Griech. *ἀράομαι*, Lat. *oro* beten) zusammenzustellen ist. Hier ist auch zu erwähnen Lat. *ars* (Stamm *art-*), Kunst, d. i. Geschicklichkeit, Tüchtigkeit. Und dieses Wort führt uns auf das Deutsche Wort desselben Stammes: Art heisst ursprünglich Ackerung (wie Lat. *aratio*, Griech. *ἄροτος* und *ἄροσις*) oder Grund und Boden (wie „Erde“); erst spät und langsam entwickelt sich die heutige Bedeutung (die Zucht, der Schlag, die Weise); wie weit auch die Bedeutungen auseinander zu liegen scheinen, es ist ein Wort und sein Ursprung ist so klar wie die Sonne; der Scharfsinn Grimm's, der zwei Wörter daraus zu machen versucht, ist vergebens aufgewendet. Kein Wort gibt so deutlich den Begriff der Superiorität wieder, wie ihn die Arya am Ganges in ihren Namen gelegt haben, wie unser hehr; es heisst eben Arisch; und als dies nicht mehr genug war, wählte man für die hohen Herren den Comparativ: Ahd. *hêrero*, d. i. Herr. Die übrigen Sprachen haben für die entsprechenden Weiterbildungen die bescheidenere Bedeutung Mann: Lat. *vir*, in den Keltischen Resten in verschiedenen Formen *fear*, *gwyr* etc. vgl. das Iberische *baro* (I. S. 77); nur das Griechische trifft in seinem *κύριος* mit uns zusammen. Es ist Zufall, dass die Gruppe hehr, Herr, auch Heer und Hermann, *h* im Anlaut hat, es konnte ebenso gut *g* oder *w* sein; aber die gute Schaffnerin Sprache vertheilte, nachdem sie einmal die Auswahl hatte, dem einen so, dem andern anders, und ordnete alles nach Gruppen; und doch kamen Fälle, wo sie keinen Rath mehr wusste, wie das oben angeführte „Art“ gezeigt hat: weil sie, als es Zeit war, kein Mittel fand, die zwei Bedeutungen durch die Verschiedenheit der Form auseinander zu halten, musste die ursprüngliche Bedeutung, die von der abgeleiteten überwuchert wurde, absterben und damit der Ursprung des Wortes sich verdunkeln.

Während wir für die Arischen Kinder nach besten Kräften zu sorgen bemüht waren, musste allein der Slavische Spross stiefmütterlich behandelt werden. Den Serbennamen haben wir (I, S. 86) mit kühnem Griffe durch *Srb*, *Sbr*, *Svr*, *Ver* an den Ariernamen anzuknüpfen versucht; dafür wollen wir

uns jetzt verantworten. Aus t^* hat sich, wie wir oben (S. 119) sahen, *s* entwickelt: Sskr. *sa*, der, Griech. σύ=τύ, du, σός aus *t*os*, dein, φέρε-σι und τίθη-σι für *ti* etc. Dass dieses *s* nicht sofort ein klarer Laut war, sondern seiner Herkunft ($t^*=t^j$, t^v) entsprechend σ^j, σ^v, davon haben uns namentlich die Störungen überzeugt, welche die Anfügungung des Nominativzeichens *-s* (in der sogenannten Ersatzdehnung S. 124) bewirkt. Damit ist der Anlaut *sv* aus t^*, der dem reinen *s* vorausliegt, erwiesen, und mit vorzüglicher Beweiskraft tritt das Gothische hinzu, wo *sva*, so, neben *sve*, wie, steht, Demonstrativum neben Relativum, ein deutlicher Beweis, wie die drei Classen der Pronomina unseren Aufstellungen entsprechend aus einer Urform sich entwickelt haben. Der Anlaut *sv* hat sich freilich erhalten z. B. Sskr. *svas*, sein, sein eigen (ursprünglich allgemein reflexiv, für alle drei Personen), Gothisch *sves*, bei uns ist er in der Form schw- erhalten; er gehört aber zu den unbequemen Anlauten (S. 104), deren sich die Mehrzahl der Sprachen zu entledigen sucht. Das Griechische hat für *svas*, sein, ὅς, *h* aus k^* k^v verdünnt, das Lateinische hat aus der Spirans *u* gemacht: *suus*, alt *sovos*. Oder die nachtönende Spirans nimmt die festere Gestalt eines verwandten Consonanten an, so Griech. σφ- in dem Pronomen der dritten Person z. B. σφεῖς, sie, und σφός (dem *svas* genau entsprechend) sein, ihr, denen aber allen die Attische Sprache mit αὐτός und seinen Zusammensetzungen (ἑαυτοῦ etc.) ausweicht (das Homerische φῆ, wie, für σφῆ, entspricht genau Goth. *sve*); so, vermuthen wir hängt auch Griech. σπείρω, säen, (σπερjω) = Lat. *spargo*, streuen, mit der Urwurzel zusammen. Oder endlich die Spirans erhält sich dadurch, dass sie in der Variation *svar* aus *k*ar*- *t*ar*- durch Metathese hinter das *r* tritt: *srv* aus *svr*. Hier stösst uns zunächst das Lateinische *servus*, Sklave, auf, das seinen Meister noch nicht gefunden hat. Man stellt es mit der Wurzel *sar*, schützen, zusammen (Fick, Wörterbuch), davon Zend *hâra*, Herr, zusammentreffend mit unserm Wort und dem Latein. *herus*; dazu Lat. *servare*, erfallen. Mit Letzterem stimmen wir überein, nur dass die Urgestalt der Wurzel nicht *sar*, sondern *svar* d. i. eben die Urwurzel selbst gewesen sein muss, wo alsdann das *s* den bereits geklärten Laut darstellt. Die Wurzel *svar* ist nicht minder fruchtbar, als die übrigen

Gestalten, unter denen uns die Urwurzel begegnet ist. Sie stellt sich in der Bedeutung glänzen, glühen als vierte Variation neben *ark ghar*, *har* (S. 150), davon mit Klärung des Anlautes durch Abfall des *s*) *Varuna*-*Οὐρανός* (I, S. 42) neben Sskr. *svar*, Himmel, *sûras*, Sonne, dazu Griech. *Σείριος* (*Sirius*), der „brennende", ursprünglich wohl ein Name der Sonne, dann der Name des Hundssternes, des glänzendsten aller Fixsterne; auch *Σείρηνες*, die Sirenen, ein Begriff wie Charites, Gratiae (S. 150); dazu ferner Lat. *serenus*, heiter, und *sol*, die Sonne, Griech. *σέλας*, Glanz, *σελήνη*, Mond (mit *l* für *r*), unser hell, wie denn unser brennen (*bernen*) hier auch am besten angeschlossen werden kann, an die geklärte Form *var*, *ver*, *ber-nen* (I, S. 76) und ebenfalls, mit *m*-Erweiterung, unser warm, Griech. *θερμός*, Lat. *formus* (S. 150), eine merkwürdige Uebereinstimmung der drei Sprachen, die das Wort zu einem uralten Besitz stempelt und zugleich dadurch lehrreich ist, dass sie zeigt, wie das Griechische dem unmöglichen Laute ausgewichen ist. Dieselbe Wurzelform hat die Benennung einer der nothwendigsten Thätigkeiten beim Ackerbau hergegeben: oben Griech. *σπείρω*, Lat. *sero*, säen, während *sero*, reihen, Griech. *εἴρω*, sich an die übertragene Bedeutung fügen (S. 145) anschliesst. Ganz unverkürzt ist die Wurzelgestalt *svar* erhalten in unserm schwer und seiner Sippe (Be-schwerde etc.); der Begriff schwer hat sich aus dem Begriff tragen entwickelt; oben S. 143 Sskr. *bhar-*, Griech. *φέρω*, Lat. *fero*, Dtsch. erhalten in *bären* (die Bahre); Sskr. *gurus*, Griech. *βαρύς*, Lat. *gravis* (aus *garv-gvar-*) Goth. *kaurus*, schwer (vgl. *kaurn*, Korn, Lat. *granum*). Zu Lat. *fero* gehört als lautlicher Zwillingsbruder *gero* (*bellum gerere* = *bellum inferre*, *armiger*, *signifer*), wesshalb nur eines, nämlich *gero*, das Perfect und Supinum hat (zu *gero* noch *germen* und *gremium*, unser Barm, das aber in Vergessenheit gerathen ist, S. 146). Zu *svar* mit geklärtem Anlaut Goth. *sair*, der Schmerz, Mhd. *sêre*, gewaltig, eigentlich mit Schmerzen, ver-sehren. Endlich schliesst die Wurzel *svar* auch die Wurzel *var*, wehren, in sich (S. 150), die man ebenso gut über *t*ar*, wie über *k*ar* sich entwickeln lassen kann (vgl. Schwert, die Wehre, und Goth. *svaran*, schwören d. i. wahr machen); und von dieser Seite her knüpft sich Lat. *servare* an: also genau unser

wahren, *observare*, wahr nehmen. Aber *servus* (wovon *servire*, dienen, abgeleitet ist), in dem Clientenbegriff als „Schützling" zu fassen verbietet doch der weit abliegende Sinn des Wortes; wir müssen einen anderen Platz dafür suchen.

Das Sanskrit hat eine Ableitung von der Urwurzel: *sarva*, all, ganz, ὅλος, Lat. *salvus*, unser all, welches sich mit Ari- in dem Alamannen-Namen trifft, während unser ganz sich an As (Russisch Jasen = Osseten, also zunächst *gas*, dann mit dem bei dem Asennamen getroffenen Einschub des *n* (S. 137) *gans*, ganz) anschliesst. (Das *z* am Schlusse scheint nur orthographischer Unterschied von Gans, *anser*, zu sein). Auf dieser Grundlage steht *servus*: es wird die Menge und zwar die dienende Menge im Gegensatz zu den befehlenden Herren bezeichnet haben, und damit kommt das Griech. δοῦλος, Sklave, überein, welches eben nur Variation zu ὅλος (οὖλος im Homer) ist: δϝολ- aus *t*ar*, wie ϝολ- aus *k*ar*, daraus entweder direct δουλ-οὐλ - (ὁλ) oder nach vorheriger Umstellung δολϝ-ὀλϝ-, wie sie auch in *sarva*, *salvus* erscheint. (Der Anlaut δϝ ist sonst nur noch in wenigen Spuren im Griechischen vorhanden). Die Wurzelform *k*ol-* für *k*ar* hat ebenfalls eine Descendenz erzeugt: Griech. βούλομαι (Homer βολ-) Lat. *volo*, bei uns gespalten: Goth. *viljan*, wollen, *valjan*, wählen, welche alle zu der Sippe begehren (S. 145) gehören; und bei uns ferner Quelle, daraus Welle, wallen etc., welche sich zu den Bezeichnungen des Wassers (S. 147) stellen, ebenfalls quälen, welches über tragen, schwer zu Schmerz gehört (oben S. 154). Dieses Abhängigkeitsverhältniss der dienenden Menge konnte nur durch einen Kampf herbeigeführt werden, in welchem diejenigen, die besiegt wurden, nach uralter Sitte zu Leibeigenen wurden — eben wie bei uns die Leibeigenen Sklaven d. i. Slaven genannt wurden und werden (I S. 85). Der Arierbegriff erscheint also hier in derselben Weise erniedrigt, wie in dem Worte *baro* (I S. 77). Ob es aber speciell Vorfahren der heutigen Serben-Slaven waren, die von den Urvätern der Italischen Arier zu Sklaven gemacht wurden und den Namen *servus* hergegeben haben, muss dahin gestellt bleiben. Möglich ist, dass die Urväter der Lateiner auf dem Wege von der Donau zu den Alpen das Wort aufgenommen haben; aber wenn man das

Griechische *δοῦλος* vergleicht, wird es viel wahrscheinlicher, dass diese Bezeichnung der dienenden Menge aus viel älterer Zeit stammt, wie denn Sskr. *sarva*, all, schon auf gleichen Ursprung deutet. Gewiss aber ist, dass die Wurzel des Wortes ***servus*** die Urwurzel darstellt in derselben Gestalt, wie sie in dem Serbennamen wiedertönt. *Svr-Srb* ist eine Arierbenennung so gut wie Quiriten, Germanen, das kann uns das Goth. bezeugen: *sveran*, ehren, *sveritha* (lautlich mit „Werth" zusammentreffend) die Ehre. Neben ***servus*** und ***servire*** konnte das von derselben Wurzel, aber in anderer Linie hergeleitete *servare* ebenso gut bestehen, wie bei uns wahren neben wehren; aber für ein direct mit Sskr. *sarva* übereinstimmendes *servus*, heil, war neben *servus*, Sklave, kein Raum, hier trat eine ausweichende Variation, *salvus*, ein. Der Zusammenhang zwischen *salvus* und *servare* scheint jedoch nicht aus dem Bewusstsein geschwunden zu sein, denn eine Weiterbildung von *salvus* (wie *albus-albare*) wurde nicht versucht; erst spät entstand *salvare* (Französisch *sauver*), dazu *salvator* (*sauveur*), der Erlöser. Die Waffe der bezwungenen Serben-Arier war der Speer (schon im Lateinischen *sparus*), zusammentreffend mit dem Germanischen *Gêr* und der Quiritenlanze (*quiris*), und zugleich das Sporvi des Prokopius (I S. 86) bestätigend. Und nun eröffnet sich zum Schlusse die Aussicht, auch den Slavennamen in das grosse Band einreihen zu können: wir brauchen nur Sskr. *sarv*- Lat. *satv*- (aus ursprünglichem *svar*) nach echt Slavischer Weise umzustellen, um zu *Slav* zu kommen. Nun kann *slava* der Ruhm bedeuten (I S. 86), wie Lithauisch *slove* (was aber vielleicht entlehnt ist) die Ehre; aber den Slavennamen davon ableiten wollen hiesse den Quiritennamen von ***virtus***, den Germanennamen von Ehre ableiten.

Die Geschichte der Arischen Urwurzel, die wir in kurzen, auf Vollständigkeit keinen Anspruch machenden Zügen darzulegen versucht haben, hat neben dem nächsten Zweck, die Gemeinsamkeit der Arischen Grundbenennung aller Orten, wo Arier hingekommen sind, nachzuweisen, den besonderen Zweck gehabt, das wunderbare Wachsthum der Sprache an einem uns naheliegenden und in seinen Hauptlinien vollkommen erreichbaren Beispiele zu zeigen. Indem wir aus der einen Wurzel die Wörter spriessen sahen zahlreich wie die Blätter und Knos-

pen im Frühling, lernten wir die Vielgestaltigkeit der ersten Laute ahnen und erkannten die in ihnen wuchernde Möglichkeit, nach allen Seiten hin sich zu dehnen, ihr Gebiet zu erweitern. Aus allem möglichen, möchte man fast sagen, konnte alles mögliche werden; aber nicht alles, was möglich war seit Anbeginn, wurde überall zugleich und gleichmässig versucht, die einzelnen Sprachen gingen ihren Weg. Hier erscheinen, wie uns die Entwickelung des *k** Lautes gezeigt hat, die Variationen alle oder mehrere nebeneinander, dort ist, ohne dass man sich Gründe angeben kann, die eine oder andere ganz ausgeschlossen, oder erscheint nur in wenigen Fällen, wie *p* im Sanskrit und Lateinischen. Also was wirklich geworden ist, das macht jetzt die Summe der Lautgesetze aus, die jede Sprache für sich hat; und hier beginnt die Arbeit des Sprachforschers, der den Bestand der Sprachen gegen einander abgrenzt und den Entsprechungen und wiederum auch den Verschiedenheiten der Entwickelung nachspürt, um daraus auf die specielle Herleitung der Wörter den Schluss zu ziehen und ein wohlgegründetes System der Etymologie aufzurichten. Aber während die Sprachvergleichung hiervon ihren Ausgang genommen hat, kann dies heute nicht mehr ihr letztes Ziel sein. Mit seinem *qu* steht das Lateinische d. i. der Dialect Latiums den anderen Italischen Dialekten, die *p* dafür haben, gesondert gegenüber, und umgekehrt haben die Griechischen Dialekte neben dem gemeinen *p* das *k* festgehalten. Aber Hellenen hier, Italiker dort sind doch aus einem Stamme hervorgegangen, bei den Urvätern hier wie dort muss also beides möglich gewesen sein, und als der Italische, ebenso der Hellenische Stamm bei der Verbreitung über die Halbinsel sich in soviel Stämme theilte, da gab der eine diesem, der andere jenem den Vorzug und damit schieden sich die Dialekte. Erweitern wir das Bild zu einem grösseren, so treffen die Urväter der Italiker und Hellenen wie der Germanen und Briten am Oxus mit denen der Inder und Eranier zusammen, wo ein *ap-* neben *aqu-* und so manches andere, was heute Sprachen und Dialekte scheidet, schon zu den Möglichkeiten gehört haben muss. Erstaunlich sind die Wandelungen, die sich gleich an dem ersten Laut *ar-* wovon *ark** und *k*ar* schon Ableitungen sind, innerhalb des Gebietes der Arischen Völker vollzogen haben, und doch ist dies das Gebiet, wo die auf die Arische Urgemeinschaft am

Oxus gegründete Uebereinstimmung so wenig geschwunden ist, dass wir sie nach Jahrtausenden wieder aufzudecken vermochten. Es war die bereits am Oxus erstiegene hohe Stufe der Sprachentwickelung, welche diese feste Organisation möglich machte und die für alle Zeiten unvertilgbare Arische Grundlage schuf: wie können wir erwarten, in den Sprachen der Wilden, deren Urväter auszogen aus der Urheimath des Menschengeschlechts zu einer Zeit, wo die Sprache die allein durch die Flexion geschaffene Consistenz noch nicht erlangt hatte, bei denen dazu Zerfahrenheit herrschte seit Anbeginn, heute noch ausgeprägte Züge der ursprünglichen Verwandtschaft wiederzuerkennen, die sie an den Hindu-Kusch, wo die Vorfahren der Arier einst ihre Brüder waren, zweifellos anknüpfen könnten? Haben wir uns überzeugt, dass und warum dies unmöglich ist, dann sind wir dem einheitlichen Ursprunge aller Sprachen nahe genug gekommen. War es im Gebiet der Arischen Sprachen möglich, dass eine Wurzel solche Variirungen durchmachte, dass auch nicht ein einziger Buchstabe derselbe blieb, was konnte dann *Ar-Ark*-K*ar-* bei Negern und Indianern werden! Ein Mathematiker mag die möglichen Permutationen und Combinationen ausrechnen, wenn man in dem Vocal die Wahl hat zwischen *a*, *e*, *i*, *o*, *u*, wenn *r* mit *l* vertauscht werden darf, wenn aus *k** sich alle möglichen Gaumen- und Lippenlaute entwickeln und dazu der verdickte Laut noch in zwei Laute auseinandergezogen werden darf, die ihre Stelle bald vorn, bald hinten, bald auch der eine vorn, der andere hinten haben. Und trotzdem, da auch die Sprache der wildesten Wilden doch immer eine menschliche Sprache ist und aus dem bei allen Menschen gleichen Vermögen zu sprechen hervorgegangen ist, so darf man die Hoffnung nicht aufgeben, den zerrissenen Faden wenigstens hier und da wieder anzuknüpfen. Und hier beginnt eine Sprachvergleichung in grösserem Maassstabe, zu der bereits vortreffliche Grundsteine gelegt sind; sie wird für die Schnalzlaute der Hottentotten ebenso, wie es für die Arischen Wandelungen des *k** geschehen ist, die physiologische Erklärung zu suchen haben, sie wird den Versuch zu machen haben, in allen Sprachfamilien, wie es für die Arische geschehen ist, bis auf den Bestand der Grundsprache vorzudringen. Gelingt dies jemals, dann haben wir es zuletzt nur mit einer geringen Zahl von Grundsprachen zu

thun, und wir kommen der Aussicht näher, diese Grundsprachen an dem Arischen Baume, der das ganze Wachsthum bis zur Flexion durchgemacht hat, anzusetzen, die einen tiefer, die andern höher, jenachdem die Stufe war, auf der die Abtrennung am Hindu-Kusch erfolgte. Auf diesem Wege, den freilich jetzt noch dichter Nebel verhüllt, vielleicht für immer verhüllen wird, könnten wir allein zum letzten Ziele der Forschung gelangen: dem Hervorgehen der menschlichen Sprachen aus e i n e m Laut, der Urverwandtschaft aller Sprachen.

XII.

Die Rassen, Arten oder Spielarten? Die Rassenmerkmale. Eintheilung des Menschengeschlechts.

Wir kommen zu unserm zweiten Gegenstande, zu den Rassen.

Es ist nicht eines der letzten Zeugnisse für die Richtigkeit der neuen, die Entwickelung der Organismen aus einer Urform behauptenden Lehre, dass über die Begrenzung der Begriffe Art und Rasse so starke Meinungsverschiedenheit sich erheben konnte und kann. In der Sprachvergleichung entspricht dem Begriffe Art die Sprache, der Rasse der Dialekt, und wenn es in so vielen Fällen unmöglich ist die Grenzlinie zwischen Sprache und Dialekt anzugeben, und zu bestimmen, ob man es mit einer neuen Sprache, oder bloss einem Dialekt eines Sprachstammes zu thun hat (S. 94) so leiten wir hieraus einen mächtigen Beweis für die Differenzirung der Sprache zu Sprachen und weiter rückwärts für die Entstehung aller Sprachen aus einer Urform ab. Ganz ebenso verhält es sich mit den Arten und Rassen. „Unter Art (*species*) bei den Thieren und Pflanzen — so heisst es in einem vielgebrauchten Lehrbuch der Naturgeschichte — versteht man den Inbegriff derjenigen Thiere und Pflanzen, welche in allen wesentlichen inneren und äusseren Merkmalen, in Lebens- und Vermehrungsweise miteinander übereinkommen, von ihres Gleichen abstammen und ihres Gleichen wieder hervorbringen können. Innerhalb des Kreises einer solchen Art gibt es auch kleinere Verschiedenheiten in weniger wesentlichen Merkmalen z. B. Grösse, Farben etc: Abarten oder Spielarten (*varietates*). Dergleichen kleinere Abweichungen kehren gewöhnlich zur ur-

sprünglichen Hauptform zurück; zuweilen pflanzen sie sich auch fort und werden dann Rassen genannt. Gattung (*genus*) heisst der Inbegriff mehrerer verwandten Arten, die bei allen sonstigen Abweichungen noch in einigen wesentlichen oder Hauptmerkmalen übereinkommen. Auf gleiche Weise bilden dann wieder mehrere verwandte Gattungen eine Familie, mehrere verwandte Familien eine Ordnung und mehrere verwandte Ordnungen eine Classe. So bilden z. B. alle Haushunde unter sich nur eine Art, obschon es verschiedene Spielarten (Rassen) derselben, wie Pudel, Spitz, Jagdhund etc. gibt. Der Haushund steht aber mit dem Wolf und dem Fuchs in einer Gattung, weil diese Thiere bei aller sonstigen Verschiedenheit darin übereinkommen, dass sie in der oberen Kinnlade jederseits 6, in der unteren jederseits 7 Backenzähne besitzen. Dagegen bildet die Gattung des Hundes mit der der Hyäne eine Familie, weil beide Gattungen, trotz der abweichenden Anzahl der Backenzähne, in dem langgestreckten Kopf und den unbeweglichen Krallen an den Zehen übereinkommen. Diese Familie der Hunde tritt mit der der Bären, der Marder, der Viverren und den Katzen zu der Ordnung der Raubthiere zusammen, indem diese alle in dem vollständigen Gebisse und den freien, bekrallten Zehen übereinstimmen. Die Raubthiere selbst gehören endlich wieder der von den Vögeln, Amphibien und Fischen wohlunterschiedenen Classe der Säugethiere an."

Der Mensch gehört seinem Leibe nach der Classe der Säugethiere an und bildet innerhalb derselben die erste Ordnung. Die Begriffe Familie und Gattung kommen hier nicht in Betracht; wohl aber ist kaum eine Frage eifriger umstritten worden, als die, welche die Bestimmung zum Gegenstand hat, ob die gesammte Menschheit nur eine Art bildet, oder ob die Verschiedenheiten unter derselben, welche wir mit dem Namen Rassen zu bezeichnen pflegen, stark genug sind, die Einheit der Menschenart in Frage zu stellen. Diese Verschiedenheiten zeigen sich besonders in der Hautfarbe, in der Schädelbildung und in der Farbe und Gestalt des Haares. Die Hautfarbe durchläuft alle Schattirungen von der lichtesten Wachsfarbe durch das Gelbe, Röthliche und Braune bis zum tiefsten Schwarz, der Schädel ist hier lang und schmal (mit vorspringendem Hinterkopf), dort kurz und breit (mit plattem

Hinterkopf), das Haar abgesehen von der verschiedenen Farbe hier lang und schlicht, dort kurz und wollig. Nach der noch immer geltenden Eintheilung des Göttinger Professors Blumenbach, der mit seinem bahnbrechenden Büchlein „de generis humani varietate nativa“ (Göttingen 1775) als Begünder der wissenschaftlichen Anthropologie auftrat, unterscheidet man fünf Rassen:

Die Kaukasische Rasse, deren Kennzeichen sind: weisse (oder wenigstens helle) Hautfarbe, mit gerötheten Wangen, lange, weiche, gelockte Haare, deren Farbe vom Blonden bis in's Schwarze übergeht, schmales, ovales Gesicht mit hoher Stirn. Es gehören hierzu die Bewohner von Westasien bis zum Hindu-Kusch (die Hindus eingeschlossen), die von Europa (mit Ausnahme der Lappen im höchsten Norden) und von Nordafrica. Den Namen hat die Rasse erhalten von dem vielgenannten Gebirge, in dessen Gehängen man sie in vollendetster Schönheit zu finden glaubte.

2) Die Mongolische Rasse, mit gelber Hautfarbe, dunklem, straffem und spärlichem Haarwuchs, flachem und breitem Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, kleinen, schief und weit auseinanderstehenden Augen, kleiner, stumpfer Nase. Hierzu gehören die Bewohner von Ost- und Nordasien (Tschina und Turanien), in Europa die Lappen, in America die Eskimo. Die Rasse trägt den Namen des Volkes, welches bei seinen weiten Eroberungszügen im Mittelalter Europa zuerst den Typus in der ausgeprägtesten Gestalt zeigte.

3) die Aethiopische Rasse, mit meist ganz schwarzer Hautfarbe, schwarzem, kurzem, wolligem Kraushaar, hervortretenden Kiefern, wulstig aufgeworfenen Lippen und stumpfer, breiter Nase. Die Rasse umfasst die Bewohner Africas im Süden der Sahara (die Neger und negerartigen Stämme, Kafern, Hottentotten und Buschmänner); was Aethiopisch bedeutet, ist uns bereits bekannt geworden (I S. 167.)

4) Die Americanische Rasse, mit kupferrother Haut (die „Rothäute“), schwarzem, schlichtem und straffem Haar, breitem, aber nicht platten Gesicht, vorstehenden Backenknochen. Zu ihr gehören die Urbewohner Americas (die „Indianer“, wie sie genannt wurden, weil die Spanier bei der Entdeckung Americas hier das gesuchte Indien gefunden zu haben glaubten), mit Ausnahme der Eskimo im hohen Norden.

5) Die Malayische Rasse, mit kastanienbrauner Haut, schwarzem, dichtem und straffem Haar, breiter Nase und grossem Munde. Sie umfasst die Malayen auf der Südspitze Hinterindiens (der Halbinsel Malaka, wovon die Rasse den Namen hat), und den sich daran anschliessenden Sunda-Inseln, und die Polynesier, die Bewohner der vielen Inseln des Grossen Oceans (der hier auch die Südsee genannt wird, daher der Name Südsee-Insulaner). Hier haben wir anzuschliessen die Australier, die Bewohner des Australischen Continentes, und die Papuanen, auf den benachbarten Inseln, namentlich Neu-Guinea.

Den angegebenen Unterschieden in körperlicher Beziehung entsprechen ebenso grosse Unterschiede in den geistigen Zuständen der Völker: hier eine blühende Civilisation, reiche Entfaltung von Kunst und Wissenschaft, ein bis zum höchsten Grad verfeinertes Leben, Erfindungen aller Art, die auf einen bequemen und raffinirten Lebensgenuss berechnet sind, dort das roheste Naturleben, dem die ersten Bedürfnisse des Menschen, Kleidung und Wohnung, unbekannt sind, das nur auf thierische Ernährung bedacht ist und das sogar das Fleisch des geschlachteten Mitmenschen als Nahrung nicht verschmäht. Ja, wer sich etwa aus Paris, der Stadt des potenzirten Lebensgenusses, unter die Wildesten der Wilden, unter die Botocuden, die grunzenden Waldmenschen in den Urwäldern Brasiliens oder die in Löchern hausenden, Würmer, Insecten und Vögel ungerupft verschlingenden Buschmänner im südlichen Africa versetzte, dem mag wohl das Bedenken aufstossen, ob er es hier wirklich noch mit richtigen Menschenbrüdern zu thun habe, und wer einen Sohn des „Reiches der Mitte", mit einem „rothhaarigen Barbaren," wie man die Söhne Albions dort nennt, und einer frisch gefangenen Beute aus dem Sklavenrevier des Negerlandes zusammenstellte, dem mag ein starker Zweifel an der Einheit der menschlichen Natur berechtigt erscheinen. Wir wollen sehen, ob es gelingt, solche Gegensätze zu vereinen. Es kann nur dann gelingen, wenn wir uns auf die Frage, wie sie entstanden sind, eine genügende Auskunft zu geben vermögen.

Die Frage, ob die Menschheit eine Art bildet, oder so viel Arten, als man Rassen anzunehmen für gut findet, wird nach der oben angeführten Definition des Artbegriffes in

doppelter Weise beantwortet werden können, jenachdem man die angegebenen Rassenmerkmale für wesentlich hält oder nicht. Danach standen und stehen sich zwei Schulen gegenüber: die Monogenisten d. h. diejenigen, welche die Einheit der Menschenart behaupten, von welchem Standpuncte man leicht auch zu dem einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts gelangt, und die Polygenisten, welche die Mehrheit und damit auch die Verschiedenheit des Ursprungs behaupten, für jede Rasse also eigene Stammeltern in dem Gebiete der betreffenden Rasse annehmen. Wer der Darwinschen Lehre in unbeschränktem Maasse huldigt (was wir nicht thun wollten I S. 17), für den gibt es keine wesentlichen Merkmale von unbeschränkter Dauer, da sich ja die Arten beständig ändern und beständig, wenn auch sehr allmählich, neue Arten entstehen sollen. Aber wer auch nur mit Darwin (was wir thun wollten) in dem unleugbaren Zusammenhang der organischen Welt die grosse Wahrheit erkennt, dass in dem Processe, den wir die Schöpfung zu nennen gewöhnt sind, alles Belebte sich stufenmässig aus der niederen Form zur höheren entwickelt hat, auch den treibt die nothwendige Consequenz, dass er sich für die Einheit der Menschenart und damit für den einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts entscheidet: wer Säugethiere, Vögel, Fische, kurz alle Organismen aus einer Urform sich entwickeln lässt, für den kann die Herleitung der Menschenrassen aus einer Urform nichts bedenkliches mehr haben. Es sind eben die Darwin'schen Gesetze, Veränderlichkeit und Vererbung, die beiden Pole des Entwickelungsmagnetes, mit denen sich die Rassenenstehung von selbst beweist, und wer für die Einheit des Menschengeschlechts die Beweise beizubringen versucht, braucht eben, wissentlich oder unwissentlich, im Ganzen und Grossen die Darwin'schen Argumente, wie sehr er sich auch im Einzelnen davon entfernt, und desshalb sollte sich niemand, dem es mit der Lehre von der Einheit unseres Geschlechtes ernst ist, sträuben, die Grundlehren Darwin's anzuerkennen. Es fällt hierbei nicht in's Gewicht, wenn Darwin selbst in der Frage, ob die Menschenrassen als „Species" (Arten) oder „Subspecies" (Unterarten, Rassen) zu rangiren seien, sich etwas zaghaft zeigt, indem ihm „der letztere Ausdruck der angemessenste zu sein scheint"; standen ja doch zu der

Zeit, als er mit seiner Evolutionstheorie hervortrat, die Vertreter der Wissenschaft mit vereinzelten Ausnahmen in geschlossenen Reihen gegen die Einheit der Menschenart, und während die Mehrzahl sich durch Darwin's Argumente bewegen liess, freimüthig, wie es sich wahrer Wissenschaftlichkeit ziemt, den Irrthum einzugestehen, beharrten andere dabei und stiessen lieber die Darwin'sche Lehre zurück, oder suchten das alte Vorurtheil in ihrer Weise mit der neuen Lehre in Einklang zu bringen. Dazu blieb ihnen das Mittel, dass sie den Rassenunterschieden so viel Gewicht beilegten, dass sie die Merkmale zu wesentlichen stempelten, welche die neue Art zu begründen geeignet und ausreichend seien. Das ist aber nicht in Darwin's Sinne, der, wie sehr er der Unsicherheit der Kriterien Rechnung trägt, an mehr als einer Stelle für die Einheit der Menschenart eintritt und namentlich darüber keinen Zweifel lässt, dass „alle Menschenrassen von einem einzigen Urstamme herrühren" (I S. 18). Die Rassen können, wie sich aus den folgenden Betrachtungen des genaueren ergeben soll, höchstens nur als Ansätze zu neuer Artenbildung, nicht als vollkommen und zweifellos neue Arten betrachtet werden. Dass sich bei oder trotz der Divergenz der Wohnorte in Jahrtausenden nicht unverkennbar neue Arten entwickelt haben, beweist eben, dass das Entwickelungsgesetz, seit der Mensch war, doch seine Grenze hatte, und darum konnten wir (I S. 17) sagen: der Mensch gilt uns als das Ziel der Schöpfung, bei welchem dieselbe stehen geblieben ist.

Ueber den Werth eines Merkmals für die Begrenzung der Arten ist lange vor Darwin schon viel gestritten worden: die fruchtbare Vermischung (— von ihres Gleichen abstammen und ihres Gleichen wieder hervorbringen können, hiess es oben in der Definition). Die fruchtbare Vermischung und unbegrenzte Fortpflanzungsfähigkeit hat sich in der That als das sicherste Kriterium bei der Bestimmung der Arten erwiesen. Zwei verschiedene Arten, wenn auch derselben Gattung, paaren sie nicht, und wenn dies ausnahmsweise geschieht, so sind die aus der Paarung hervorgegangenen Bastarde nicht fortpflanzungsfähig. Es ist bekannt, dass Pferd und Esel die vortreffliche und nützliche Mischart der Maulthiere hervorbringen; aber die Maulthiere vermögen ihr Geschlecht nicht unter sich

fortzupflanzen, sie würden aussterben, wenn Pferd und Esel aufhörten für neue Maulthiere zu sorgen. Ebenso ist es dem Vogelzüchter bekannt, dass die Bastarde der Kanarienvögel keiner Fortpflanzung fähig sind. Dagegen paaren sich die verschiedensten Rassen z. B. des Hundes, ohne dass die Mischform die Fortpflanzungsfähigkeit verliert. Für unser Geschlecht stellt sich also die Frage so: findet zwischen den Rassen fruchtbare Vermischung statt und sind die erzeugten Mischlinge fortpflanzungsfähig, so haben wir es eben mit Rassen, nicht mit Arten zu thun; ist dies nicht der Fall, so sind die sogenannten Menschenrassen vollwerthige Arten. Und hier kann kein Zweifel mehr sein: dass die Menschenrassen sich nicht fruchtbar mischen und nicht fruchtbare Mischlinge erzögen, ist, so oft es behauptet worden ist, so oft auch widerlegt worden. Wanderung und Mischung der Völker haben wir überall getroffen und haben gesehen, wie im Vorderasien Sem sich mit Cham und Kusch mengte und wie in Europa der „reine Arier eine Mythe" ist (v. Hellwald); ja man will behaupten, dass gerade aus solchen Mischungen die kräftigsten Nationen erwachsen sind. Cham und Kusch bezeichnen aber in alter Zeit Sem und Japhet gegenüber eine unterliegende Rasse, sowie heute im Grossen die Farbigen den Weissen gegenüber. Obgleich das Verhältniss der Rassen zu einander heute anders, der Abstand viel weiter und klaffender ist, treffen wir Mischungen aller Orten, wo Europäer sich niedergelassen haben und namentlich bietet America eine wahre „Musterkarte aller nur möglichen Kreuzungen und der daraus hervorgegangenen Mischlinge" dar (Rauch, Einheit des Menschengeschlechts): Weisse mit Indianern (Mestizen), Weisse mit Negern (Mulatten), Neger mit Indianern Chinos) etc., sodass man eine Reihe von Namen hat erfinden müssen, um Art und Grad der Vermischung zu bezeichnen. Es liegt in der Natur der Sache, dass auf die extremen Glieder der Menschheit, wie Neger und Eskimo, noch keine Probe gemacht ist — wo und wie sollten sie zusammenkommen, da den einen, wie wir hören werden, das Klima des andern tödten würde? aber dass der Europäer, dessen Wohnort nach allen Seiten die Mitte hält, in allen Theilen der Welt fruchtbare Vermischung eingehen kann, darf ohne Bedenken behauptet werden. „Es sind daher die Menschenrassen nicht hinreichend distinct, um ohne

Verschmelzung zusammen zu bestehen, und das ist es, was in allen gewöhnlichen Fällen die herkömmliche Probe für die specifische (Art-) Verschiedenheit abgibt“ (Darwin).

Mag man über den Werth der Rassenmerkmale und die Arten-Einheit oder -Mehrheit des Menschengeschlechts denken wie man will, es ergibt sich, wie wir gesagt haben, als Fudamentalsatz der Darwin'schen Lehre, dass die heutigen Menschenrassen aus einer Urform entstanden sind. Dies wird bekräftigt durch folgende Betrachtungen, die zugleich dem Glauben an die Arteneinheit des Menschengeschlechts zur Stütze dienen können:

1) Neben den angeführten Verschiedenheiten in Hautfarbe, Haar, Schädelbau etc. zeigen auf der anderen Seite die sämmtlichen Menschenrassen eine so in die Augen springende Aehnlichkeit oder vielmehr Gleichartigkeit der körperlichen und geistigen Beschaffenheit den übrigen Geschöpfen, auch dem Affen, gegenüber, dass dies nicht Zufall sein, sondern „nur durch Vererbung von einem gemeinsamen Urerzeuger erklärt werden“ kann (Darwin). Die Knochen sind, abgesehen vom Schädel und dem Becken, deren Formen Unterschiede zeigen, in gleicher Zahl und gleicher Gestalt vorhanden, und zwar in einer solchen Gestalt, welche die Menschenknochen von den Affenknochen stets unterscheiden lässt. Der aufrechte Gang, wozu der menschliche Fuss, ein charakteristisches Abzeichen, construirt ist, erhebt den Menschen vom Boden, von dem die bestorganisirten Thiere sich nur gezwungen aufrichten; und weil er aufrecht geht, hat er Waden, die dem Thiere fehlen. Der menschliche Körper ist ferner allerwärts unbehaart oder wenig behaart, während ein Haarkleid doch den Wilden, die ohne Kleidung sind, gut zu Statten käme. Und wiederum ist das Haupthaar, das zum Schutz des edelsten Organes, des Gehirnes, bestimmt ist, sowie der Umstand, dass die spärlichen Körperhaare sich an der Vorderseite befinden, während der Rücken stets unbehaart ist, ein unverkennbarer Hinweis, dass der Mensch zum aufrechten Gange geschaffen, oder dass der aufrechte Gang zum Wesen des Menschen gehört: beim Thiere ist die Bauchseite weniger der Rücken am stärksten behaart. Auch die Structur der inneren Organe, Blutumlauf, Athmung und Verdauung sind überall im Wesentlichen gleich, wie sehr auch die Verschiedenheit des Klimas auf die körperliche Disposition eingewirkt

haben mag. Ebenso bemerkbar ist trotz der Kluft, die den Wilden vom Culturmenschen trennt, die Aehnlichkeit in den geistigen Eigenschaften. „Die Americanischen Eingebornen, die Neger und Europäer weichen von einander ihrem Geiste nach soweit ab, als irgend drei Rassen, die man nur nennen könnte. Und doch war ich, als ich mit den Feuerländern an Bord des Beagle zusammenlebte, unaufhörlich von den kleinen Charakterzügen überrascht, welche zeigten, wie ähnlich ihre geistigen Eigenschaften den unserigen waren; und dasselbe war der Fall in Bezug auf einen Vollblutneger“ etc. (Darwin). Menschliche Vernunft, scharf abgegrenzt gegen das, was man bei Thieren Analoges finden mag (I S. 15), schon durch das Vermögen der articulirten Sprache, menschliche Ueberlegung, die sich besonders in der Anfertigung der Geräthe und Waffen zeigt, das ungewisse Gefühl der Verbindung mit einer jenseitigen Geisterwelt, das die Todten zu begraben, die guten Geister zu ehren, die bösen zu fürchten treibt, findet man bei den wildesten der Wilden — also den Anfang der Cultur, den Anfang insbesondere auch der Religion; alle, auch die verwahrlosesten Stämme, haben sich einer Erziehung fähig erwiesen, wie oft auch das Gegentheil behauptet worden ist.

2) Was aber die Bedeutung der Rassenunterschiede vollends herunterdrückt, ist der Umstand, dass sie so wenig stätig und fest abgegrenzt sind. „Es kann zweifelhaft werden, ob irgend ein Merkmal angeführt werden kann, welches für eine Rasse distinctiv und constant ist“ (Darwin). Hautfarbe, Haar, Schädelform, kurz alles, worin man Rassenunterschiede zu statuiren versucht hat, findet sich in den manchfachsten Nüancirungen in a l l e n Rassen, sodass man nur sagen kann, die eine oder andere Form ist Regel für ein gewisses Rassengebiet, und für Ausnahmen jederzeit Raum lassen muss. Hier ist zunächst der Umstand nicht zu übersehen, dass die Rassenmerkmale an Kindern gar nicht oder weniger deutlich, und erst nach erlangter Reife vollkommen hervortreten. Am Kinderschädel soll man Rassenverschiedenheit überhaupt nicht nachweisen können. „Was die Farbe betrifft, so ist das neugeborene Negerkind röthlich nussbraun, was bald in schiefergrau übergeht; die schwarze Farbe entwickelt sich im Sudan innerhalb des ersten Jahres vollständig, aber in Aegypten nicht vor drei Jahren. Die Augen des Negers sind zuerst

blau und das Haar ist mehr kastanienbraun als schwarz und nur an den Enden gekräuselt. Die Kinder der Australier sind unmittetbar nach der Geburt gelblichbraun und werden in einem späteren Alter dunkel. Die Kinder der Guaranys von Paraguay sind weisslich gelb, erlangen aber im Laufe weniger Wochen die gelblich braune Färbung ihrer Eltern.“ (Darwin.)

Wie wenig fassbar die Rassenunterschiede sind, wird jeder gewahr, der sich an die Aufgabe wagt, die Rassen gegeneinander abzugrenzen. Leicht unterscheidet man die Extreme, den Neger aus dem Herzen Africas neben dem Europäer oder dem Tschinesen; aber die Linie anzugeben, wo Neger oder Mongolen beginnen und aufhören, ist platterdings unmöglich: überall führen Uebergänge allmählich und unvermerkt aus einem Gebiet in das andere. Schon am Niger, in dem Gebiete also, welches man für echtes Negergebiet halten muss, begegnen uns die F u l b e (d. h. „Gelben, Braunen“), von andern Nachbarstämmen Fulah, auch Fellata genannt; die Reisenden rühmen ihre helle Hautfarbe, ihre wohlgebildeten Gesichtszüge, ihr wie Seide glänzendes Haar und vor allem ihre höhere Gesittung. Weiter nordwärts treffen wir in den Oasen der Wüste Sahara die T e b a (oder Teda), welche von den einen für Neger, von den anderen für B e r b e r — so nennt man die Bewohner des Nordrandes von Africa, vom Atlas bis zur Grenze Aegyptens — gehalten werden. Die Berber aber (— es sind insbesondere die Mauren in Marocco, dem alten Mauretania, die uns die Bezeichnung Mohr für die Schwarzen geliefert haben, die Kabylen, d. h. „Stämme“ in Algier, die Numidier und Libyer in dem Gebiet des alten Karthago, heutigen Tunis —) rechnen wir zur Kaukasischen Rasse, in welche wir also unvermerkt hinein kommen und noch unvermerkter hineinkommen würden, wenn die natürliche Scheidewand, die Sahara, nicht wäre. In einem anderen Theile Africas, im Osten, wohnen im Hochlande von Habesch die A b e s s i n i e r, die Dank der engeren Verbindung mit der Asiatischen Welt, welche verhältnissmässig spät Abkömmlinge der Semitischen Art hinüberführte (I. S. 154), unbestritten zur Kaukasischen Rasse gezählt werden, obwohl Gesichtsfarbe und Schädelgestalt sie der Africanischen (Neger-) Art nahe rücken. Südlich schliessen sich die G a l l a an, ein sitten-

strenges und streitbares Volk, das abgesehen von seiner dunkeln Hautfarbe nichts mit der Negerart gemein hat. Aber nun wird die Annährung an den Negertypus immer deutlicher, je weiter wir vom Mittelmeer abkommen, und bei „genauerer Beobachtung weiss der aufrichtige Reisende nicht mehr, wo der eigentliche Neger anfängt und der Glaube an die absolute Rassentrennung schwindet mehr und mehr" (Munzinger, bei Peschel, Völkerkunde).

Gehen wir aus dem Kaukasischen in das Mongolische Gebiet, so stossen wir freilich in Südasien auf die scharfe Grenze, welche die Natur gesetzt hat, den Himalaya, der Indien und Tschina trennt; in Nordasien aber dehnt sich das weite Gebiet, dem nach dem Ausweis der Sprachen die Finnen, die Türken und die Ungarn sogut wie die Lappen entstammen: aber nur die Lappen rechnet man mit Entschiedenheit zur Mongolischen Rasse, während die Finnen und Türken und namentlich die ganz Europäisch gewordenen Ungarn diejenigen, welche eine Classification der Rassen versuchen, in arge Verlegenheit zu bringen pflegen. Die Europäischen Türken gehören dem Stamme der Osmanen an; die Brüderstämme im Asiatischen Turkistan sind in der alten Weise Nomaden geblieben. Wer hier, um sich aus der Klemme zu ziehen, von „mongolenähnlichen" Völkern spricht, der wird folgerichtig auch „negerähnliche" und „kaukasierähnliche" Völker annehmen müssen. Ebenso sind, wenn wir den Weg aus Nordasien über die Beringsstrasse nach Nordamerica machen, die Asiatischen Stämme, die an der genannten Meeresstrasse wohnen, denen ganz ähnlich, die den nördlichen Theil des jenseitigen Continentes bis nach Grönland hin bewohnen, den Eskimo, und diese stellen das Bindeglied zwischen der Americanischen und Mongolischen Rasse dar, sind aber die einzigen unter den Urbewohnern Americas, die zur Mongolischen Rasse gerechnet werden.

So können wir unseren Weg nach allen Richtungen hin nehmen, wo nicht gerade ein Gebirge wie der Himalaya oder ein Ocean die trennende Kluft bildet, da vermittelt eine Kette von Zwischengliedern den Uebergang von einem Rassengebiet in das andere, sodass die Grenzlinien überall verwischt sind. Ja noch mehr: mitten in den Stammgebieten der einzelnen Rassen sind die Differenzirungen nach den Typen der anderen

Rassen oft auffällig genug. Nicht alle Neger sind gleich schwarz und gleich negerhaft (man gestatte den Ausdruck); manche Reisende berichten von wohlgeformter Gesichtsbildung, spitzer Nase, ja von rothen oder graublonden Haaren, die sie unter den Negern getroffen haben. Unter den Tschinesen und Japanesen findet man Europäische Gesichter mit rothen Wangen; Blumenbach fand einen Bewohner der Insel Nukahiva mitten im Grossen Ocean genau übereinstimmend mit dem Bilde des Apollo von Belvedere. Es beruht auf einem Irrthum, wenn man die Indianer Americas alle für „Rothhäute" ausgibt; die Hautfarbe der einzelnen Stämme läuft vom Lohgelben durch alle Schattirungen bis in's Schwärzliche hinein und hier und da soll der Teint vom Europäischen gar nicht abweichen, wie auffallender Weise von den verschrieenen Botocuden gemeldet wird. Und wer hätte nicht schon in seiner Umgebung, unter den Bewohnern seiner Stadt oder seines Landes Köpfe gesehen, die, abgesehen von der helleren Gesichtsfarbe, ziemlich genau den Mongolentypus mit den hervorstehenden Backenknochen und den schiefen, weitauseinander gestellten Augen, oder auch den Negertypus mit den vorspringenden Kiefern, den aufgeworfenen Lippen und dem krausen Haar wiedergeben? Nach dem Zeugnisse eines hervorragenden Anthropologen sollen Negerschädel sogar in Paris nichts seltenes sein. Die Anhänger der Pluralität d. h. diejenigen, welche jede Rasse in dem Mittelpunct ihres Gebietes von besonderen, gleich mit den betreffenden Rassenmerkmalen behafteten Stammeltern abstammen lassen, mögen solches Uebergreifen oder überhaupt alle Uebergänge von einer Rasse zur andern für die Folge vererbter Vermischung halten; in manchen Fällen behalten sie ohne Frage Recht: die Türken z. B. mögen es zum Theil dieser Ursache zuzuschreiben haben, dass sie sich zur Kaukasischen Rasse emporgearbeitet haben; bekannt ist, dass das Harem zu Constantinopel mit der schönsten Auslese, Georgierinnen und Tscherkessinnen, bevölkert wird; zum bei weitem grösseren Theil, darüber kann kein Zweifel sein, werden die Türken den Vorzügen ihres jetzigen Wohnplatzes in einem schönen Lande Europas gegen ihre traurige Heimath in den Steppen, sowie dem Jahrhunderte langen Verkehre mit den civilisirten Nationen Europas ihre Standeserhöhung zu verdanken haben. Unbegrenzte Ver-

mischung muss für jene ferne Zeit, wo Unterschiede der Cultur und Nationalität noch nicht bestanden, der Mensch dem Menschen also kaum fremder gegenüberstand, als eine Hunderasse der anderen, bereitwillig zugeben. Je grösser aber diese Unterschiede geworden sind, desto mehr sträubten sich beide Theile, namentlich aber der obsiegende gegen eine Vermischung: von vielen Völkern, die erobernd in ein fremdes Land eingedrungen sind, weiss man, dass sie sich gegen die unterworfene Bevölkerung streng abschlossen; die Arier sind am Indus und Ganges nicht braun geworden durch die Vermischung mit den Draviden. Und so dürfte es bei den fremdartigen Typen in unserer Mitte gewiss sehr schwer halten, wenn es auch hier und da gelingen sollte, den fremden Stamm aus so fernen Gebieten aufzuweisen, oder etwa den Mongolischen Vater oder die Mongolische Mutter nachzuweisen, die vielleicht vor Jahrhunderten ihre Spur in unserem Lande zurückgelassen hätte. Wir werden in solchem Ueberspringen in der Regel das frei waltende Gesetz der Natur erkennen müssen, das hier und da abirrend und gleichsam verbildend zuweilen ein Trifolium mit vier Blättern und sogar einen Schmetterling im Eise entstehen lässt. Es ist als wenn die Natur ihr Recht wahren wollte, die Formen innerhalb der ihr gesteckten Grenzen überall frei zu schaffen und auch hierin liegt eine unverkennbare Spur der Einheit der menschlichen Natur.

Das geschilderte Ineinanderfliessen der Rassenmerkmale macht, wie bereits gesagt, eine Abgrenzung der Rassen geradezu unmöglich; an der Aufgabe die Zahl und Gebiete der Rassen zu bestimmen, sind bis jetzt noch alle, die sich daran versucht haben, gescheitert. Welches Merkmal soll man zum Eintheilungsgrund nehmen? dieses war die nächste Frage. Die Hautfarbe, die sich zuerst darbot, konnte es nicht sein, da keiner Rasse eine bestimmte Farbe zukommt und die wechselnden Schattirungen keine feste Begrenzung zulassen. Zudem wäre dies eine bunte Zusammenstellung geworden, die Verwandtes auseinandergerissen, gänzlich Fremdes nebeneinandergestellt hätte; unter der Ueberschrift „schwarze Hautfarbe“ fänden sich beispielsweise zusammen die Neger, wir wollen sagen die eigentlichen d. h. wirklich schwarzen Neger, die Abessinier, die zur Kaukasischen Rasse gehören, die in Nubien angesiedelten Araber und Türken, von den Indianer-

stämmen in America besonders die Kalifornier, und andere, jenachdem man sie für ausreichend schwarz hält oder nicht — also Exemplare fast aus allen Rassen und allen Erdtheilen, und dazu wäre noch der Willkür in Bezug auf die Auswahl Thor und Thür geöffnet.

Einen festeren Anhaltspunct schien der Schädel zu gewähren, da seine festen Umrisse eine Messung nach Länge, Breite und Höhe zulassen. Auf die Unterschiede der Rassen im Schädelbau war man bald nach der Entdeckung der neuen Welt aufmerksam geworden. Namentlich mussten die im Gegensatz zu den in senkrechter Linie unter der Stirne stehenden Kiefern der besseren Rasse die vorspringenden Kiefer, wie sie bei wilden Stämmen aller farbigen Rassen, in schärfster Ausprägung aber bei Negerstämmen erscheinen, auffallen, da sie dem Gesichte einen unverkennbar wilden, thierischen Ausdruck geben. Hierauf begründete der Holländische Anatom Camper (gestorben 1789 zu Haag) sein System. Er zog — den Schädel von der Seite betrachtet — eine gerade Linie vom äusseren Gehörgang zum Boden der Naselöcher und verband durch eine zweite Linie die hervorragendsten Puncte der Stirn und des Oberkiefers; der durch diese beiden Linien eingeschlossene Winkel ist der sogenannte Camper'sche Gesichtswinkel. Er ist grösser, je weniger, kleiner, je mehr die Kiefer vorspringen, und beträgt beim ausgewachsenen Orang Utan 30 Grad, beim Neger durchschnittlich 70, und steigt in der Kaukasischen Rasse bis zu 80 und 90 Grad. Bei den, aus dem Alterthum erhaltenen Statuen überschreitet der Gesichtswinkel sogar die 90 Grad, Stirn und Nase bilden fast eine gerade Linie — das sogenannte „Griechische Profil". Ob dies bei den Griechen der vorherrschende Gesichtswinkel war? Hier waltet ohne Zweifel dieselbe Täuschung ob, von der Peschel (Völkerkunde) erzählt: Der deutsche Reisende trägt, ehe er die Alpen überschreitet, eine bestimmte Vorstellung vom Italienischen Gesichtsschnitt und Körperwuchs in sich. Er erwartet in Neapel überall Männern zu begegnen, denen er nur eine phrygische Mütze aufzusetzen braucht, um in ihnen bekannte Operngestalten wiederzuerkennen oder er denkt, einem jeden Mädchen dürfe man nur einen silbernen Teller mit einem abgeschlagenen Männerhaupt in den Arm geben, um sie in eine Judith zu

verwandeln. Die Enttäuschung lässt nicht warten und zuletzt gesteht sich der Hintergangene, dass das, was er als Italienischen Typus sich vorgebildet hatte, nur an der spanischen Treppe in Rom herumlagert, wo die unter Tausenden herausgemusterten Modelle sich dem Künstler feilbieten.“ Die Höhe Griechischer Intelligenz ist durch die Geistesschöpfungen der Griechen dargethan, nicht durch den Gesichtswinkel ihrer Statuen; inzwischen mag der Umstand, dass ihre Künstler diesen so hoch nahmen, beweisen, dass dies der herrschende Kunstgeschmack war und dass man bereits auf dieses Merkmal höherer Culturstufe aufmerksam geworden war.

Die Camper'sche Erfindung wird insofern für immer einen gewissen Werth behaupten, als der Gesichtswinkel den Unterschied zwischen dem sogenannten Prognathismus (vorspringender Kieferbau) und dem Orthognathismus (zurücktretender Kieferbau, s. unten) mathematisch darzustellen und insofern auch im Allgemeinen einen Gradmesser der menschlichen Intelligenz abzugeben geeignet ist; aber sie verliert sofort ihren Werth, wenn man sie zur Unterscheidung der Menschenrassen brauchen will. Sonst ganz anders geformte Schädel können denselben Gesichtswinkel haben, ganz gleich geformte Schädel einen verschiedenen Gesichtswinkel; so geriethen Negerschädel beispielsweise mit Indianer- und Malayenschädeln zusammen, und Indianer oder Malayen, die doch alle übrigen Kennzeichen und namentlich die Sprache als zusammengehörig documentiren, würde der Camper'sche Gesichtswinkel auseinanderreissen, ja unter demselben Indianer- oder Malayenstamme würde er bedeutende Unterschiede constatiren. Prognathismus und Orthognatismus können nicht als constante Rassenmerkmale betrachtet werden, da sie sich, wenigstens in den Ansätzen, in allen Rassen finden. Es war also vergeblich, dass Virey nach dem Gesichtswinkel die Menschheit in zwei Arten theilte. (1. Species: Gesichtswinkel 85—90 Grad, 2. Species, Gesichtswinkel 75—85 Grad).

Der Camper'sche Gesichtswinkel konnte auch darum schon nicht genügen, weil er den Schädel nur einseitig, im Profil, betrachtet nnd die Unterschiede in den übrigen Dimensionen unbeachtet lässt. Diesem Uebelstande half schon Blumenbach ab, der durch eine mehr allseitige Betrachtung des Schädels den wichtigen Unterschied fand, dass in der Kau-

kasischen Rasse die ovale, in der Mongolischen die breite und viereckige, in der Aethiopischen die lange Form vorherrsche. Auf diesem Wege gelangte der Schwedische Gelehrte Retzius zu der Eintheilung in brachycephale Schädel d. i. (runde oder viereckige) Kurzschädel oder Breitschädel, und dolichocephale d. i. Langschädel oder Schmalschädel. Die dolichocephale Form hängt mit einer grösseren Entwickelung der Gehirnlappen nach dem hinteren Theil des Schädels zu zusammen, während bei der brachycephalen Form diese Entwickelung mehr nach den Seiten erfolgt. Nun nahm Retzius den bereits durch den Camper'schen Gesichtswinkel in Betracht gezogenen Unterschied in der Stellung der Kiefer dazu und fixirte denselben in der bereits bezeichneten Weise, dass er die orthognathe d. h. gradkieferige oder gradzähnige Form, bei der die Kiefer und Zähne senkrecht aufeinanderstehen, von der prognathen d. h. schiefkieferigen oder schiefzähnigen unterschied, bei welcher die Kiefer vorspringen, und die Schneidezähne nach vorne zu schief stehen, sodass beim Zusammentreffen die obere Reihe mit der unteren einen grösseren oder kleineren Winkel bildet. Danach machte Retzius seine Eintheilung:

I. Gentes dolichocephalae
a, orthognathae,
b, prognathae.

II. Gentes brachycephalae
a, orthognathae,
b, prognatae.

Während nun die Retzius'schen orthognathen Dolichocephalen im Allgemeinen der Kaukasischen Rasse Blumenbachs, die prognathen Dolichocephalen der Aethiopischen entsprechen und die drei übrigen, die Mongolische, Americanische und Malayische, die, wie wir hören werden, wirklich in einer urverwandschaftlichen Beziehung zu einanderstehen, unter den Brachycephalen untergebracht werden können, erhoben sich bei der Unterbringung der Gentes im Einzelnen bedenkliche Zweifel und Retzius entging dem Geschick nicht, dass er mehrere Male seine Aufstellung ändern musste. Stämme, denen anderweitige Kennzeichen eine unangreifbare Position sichern, mussten aus ihrer Verwandtschaft losgerissen werden; von den Slaven, denen beständige Mischung mit den immerfort

aus Asien sich vorschiebenden Mongolischen Elementen zu dem Mongolischen Kurzschädel verholfen haben mag, wollen wir hier nicht reden; aber dass z. B. die Tungusen von der Turanischen Sippe gelöst und als prognathe Dolichocephalen mit Negern und Australiern auf einer Linie stehen sollen, wird schwerlich jemanden annehmbar erscheinen. Ebenso wenig kann man einstimmen, wenn die Americanische Rasse, deren Einheit durch die Sprache hinlänglich documentirt ist, auseinander gerissen werden soll hier in Brachycephalen, dort in Dolichocephalen. Dasselbe wiederholt sich im Gebiete der Malayischen Rasse, wo sich in verhältnissmässig kurzer Zeit starke Differenzen im Schädelbau gebildet haben. Das Schlimmste aber war, dass sich auch hier wieder der allen Rassenmerkmalen anhaftende Uebelstand geltend machte: überall zeigen sich Uebergänge, die eine genaue Begrenzung unmöglich machen und die mit Nothwendigkeit zu der Annahme einer dritten Form, der Mesocephali, Mittelköpfe; führten, ja in demselben Stamme treten die verschiedenen Formen nebeneinander auf, Breitschädel in den Gebieten der Langschädel, Langschädel in den Gebieten der Breitschädel.

Die Retzius'che Aufstellung, so nützlich und belehrend sie im Allgemeinen ist, versagt für eine Classificirung der menschlichen Varietäten den Dienst; und ebenso verhält es sich mit den Schädelmessungen, die nach Retzius in der verschiedensten Art von verschiedenen Gelehrten unternommen worden sind: sie haben das constante Resultat gehabt, dass Schädelunterschiede eben kein constantes Rassenmerkmal abgeben können. „Die Ergebnisse der verschiedenen Messungsarten, sagt Peschel (Völkerkunde), lassen sich also nicht untereinander vergleichen und der folternde Anblick dieses lichtlosen Reiches von Widersprüchen hat der Kraniologie eine vielleicht nicht gänzlich unverdiente Missachtung zugezogen; denn oft genug war es weniger das Bestreben, der Völkerkunde brauchbare Zahlen zu liefern, als vielmehr in den Rassenschädeln Bestätigungen für morphologische Theorien zu finden, welches zu immer künstlicheren Messungsversuchen angereizt hat." Derselbe Gelehrte verweist, um darzuthun, wie „die Grössenverhältnisse der Schädel innerhalb der nämlichen Rasse beträchtlich schwanken", auf „die Erfahrungen im eignen Vaterland." Nach Retzius gehört unser Volk wie der

Germanische Stamm überhaupt zu den Schmalschädeln; aber genaue Messungen haben das eigenthümliche Resultat ergeben, dass je weiter man nach Süden kommt, desto häufiger die Breitschädel werden. Von einer Mischung mit den brachycephalen Slaven könnte wohl im Osten, nicht aber im westlichen Theile Süddeutschlands die Rede sein. Es darf uns also „weder beunruhigen, noch in Verwunderung setzen, dass es in Göttingen eine Sammlung deutscher, sogenannter anatomischer Schädel gibt, welche die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Menschenrassen vertreten sollen" (Peschel). Wer sich überzeugen will, der möge nur um sich sehen; er wird in seiner Umgebung Lang- und Breitschädel in bunter Mischung finden und dazu eine erklekliche Anzahl solcher, bei denen man mit dem besten Classificationstalent rathlos werden muss.

Es ist begreiflich, dass die classificirende Wissenschaft auch das menschliche Haar in die Untersuchung zog; denn hier zeigten sich solche Unterschiede, die einen Erfolg zu verheissen schienen. Die Farbe des Haares konnte freilich nicht in Betracht kommen, da sich alle möglichen Haarfarben, wenn auch hier und da vereinzelt, in allen Rassengebieten finden, wohl aber die Gestalt, welche ein constanteres Merkmal abzugeben schien. Leicht unterscheidet man von unserm schlicht herabfallenden Haar das kurze wollige Haar der Neger, und von den Negern sondern sich die Hottentotten und Buschmänner durch ihren büchelartigen Haarwuchs ab, in welchem die Haare bündelweise in Strängen zusammenstehen, etwa wie bei unsern Pudeln. Sodann ist das schlichte Haar entweder grob und straff, wie bei den Mongolen und Americanern, oder weich und zur Lockenbildung geneigt, wie bei uns. Mit diesen Unterschieden hängt zusammen die verschiedene Form des Querschnittes: durchschneidet man das Haar, so zeigt sich der Schnitt bei schlichtem, namentlich bei straffem Haar kreisrund oder nahezu kreisrund, während er bei krausem und wolligem Haar mehr oder minder elliptisch erscheint. Von früheren Versuchen zu schweigen haben in jüngster Zeit Haeckel (Natürliche Schöpfungsgeschichte) und Friederich Müller (Allgemeine Ethnographie) auf diese Unterschiede ihre Eintheilung des Menschengeschlechts gegründet. Sie unterscheiden fast übereinstimmend zwölf Rassen (die

Haeckel freilich, gegen Darwin, „gute Arten" nennt), die wir nach Müller aufzählen wollen:

I. Wollhaarige:
 a) Büschelhaarige:
 1. Hottentotten,
 2. Papuas;
 b) Vliesshaarige:
 1. Africanische Neger,
 2. Kaffern.
II. Schlichthaarige:
 a) Straffhaarige:
 1. Australier,
 2. Hyperboreer oder Arktiker,
 3. Americaner,
 4. Malayen,
 5. Mongolen;
 b) Lockenharige:
 1. Dravidas,
 2. Nubier,
 3. Mittelländer.

Diese Eintheilung ist, wie Gerland (Anthropologische Beiträge) das Genaueren nachweist, nicht haltbar. Einmal nämlich sind wir mit der Zusammenstellung der Hottentotten und Papuanen übel berathen. Freilich wäre das Zusammentreffen zweier gänzlich geschiedenen Menschenstämme in einem so wichtigen Körpermerkmale merkwürdig genug, und um so merkwürdiger, da noch sonstige Uebereinstimmungen, in Sitte und Sage, dazukommen; aber einerseits tritt diese Beschaffenheit der Haare, wenigstens die Neigung zu büschelförmigem Wuchs auch bei andern Stämmen Africas auf, andererseits zeigt sie sich bei den Papuanen gar nicht so durchgreifend, als man annimmt, selbst nicht in ihrem Mittelpuncte Neu-Guinea. Und wie sollten, da Haeckel und Müller die gesammte Menschheit von einem Entstehungspuncte (Südasien oder Lemurien I S. 19) sich ausbreiten lassen über die Erde, gerade mit dieser einen besonderen Beschaffenheit der Haare Hottentotten nach der einen, Papuanen nach der andern Seite unter die ganz fremde Umgebung gelangt sein, und dabei soviele andere gemeinsamen Merkmale, namentlich auch die gleiche Sprache eingebüsst haben! Da die Verschiedenheit, auch in körper-

lichen Merkmalen, deutlich genug hervortritt, um den Papuanen vom Hottentotten zu unterscheiden, so muss man die Uebereinstimmung im Haarwuchs, selbst wenn sie bestimmter aufträte, als es wirklich der Fall ist, für zufällig halten, zumal da diese Besonderheit des Haarwuchses nicht auf diese beiden Stämme beschränkt ist. Sodann tritt die Einreihung der Australier, die als straffhaarig neben Mongolen, Malayen und Americaner gestellt sind, in ein eigenthümliches Licht, wenn man von den besten Gewährsmännern versichern hört, dass sie eher kraushaarig sind, oder vielmehr dass die einzelnen Stämmen in Bezug auf die Gestalt der Haare durchaus nicht übereinstimmen und bei dem einen schlichtes, bei dem andern krauses, auch wolliges und lockiges Haar constatirt worden ist. In Bezug auf die Formen des Haares müssen wir wiederholen, was von den übrigen Rassenmerkmalen gesagt wurde: eine bestimmte Haarform ist so wenig einer Rasse eigenthümlich, dass sich vielmehr alle möglichen Formen in allen Rassengebieten zeigen, schlichtes Haar unter den Negern, krauses Haar unter den Malayen und Americanern, vollständig negerhaftes Haar auch unter uns. Selbst die Besonderheit des Papuanischen Haarwuchses ist in andern Gebieten nicht unerhört; Gerland weist darauf hin, dass auch bei uns das Barthaar häufig die Neigung zeigt, in Streifen zusammenzuwachsen. Ebenso wenig hat sich der Unterschied in dem Querschnitt der Haare als zuverlässiges Merkmal bewährt: „Jeder Mensch trägt an seinem Körper Haare mit den verschiedensten Durchschnittsflächen“ (Gerland) und so wenig wie bei uns elliptischer Schnitt, ebenso wenig ist unter Negern runder Schnitt unerhört. Musste uns also der Versuch, auf einen so unwichtigen Theil des menschlichen Körpers eine Classification der Rassen zu gründen, von vornherein bedenklich erscheinen, so überzeugt uns die genauere Untersuchung, dass der vermeintliche constante Unterschied in dem Haar in der That mit den Haaren herbeigezogen ist, wie man sagt, und dass wir auch hier um die Aussicht eine feste Basis zu gewinnen, betrogen sind.

Wo alles uns im Stiche lässt, da steigt, so sollte man sagen, die Sprache in ihrem Werthe als Classificationsmittel. Und das hat im Allgemeinen seine Richtigkeit: die Sprache überdauert die manchfachsten Schicksale eines Volkes und schwindet erst, wenn das Volk selbst abstirbt oder seine na-

tionale Selbstständigkeit verliert und in einem mächtigeren Rivalen aufgeht (I, S. 173). Aber **einmal** haben uns unsere Untersuchungen gezeigt, wie die Sprache selbst dem Gesetze alles Irdischen unterworfen ist; sie ist wandelbar und einem beständigen Wechsel unterworfen und vermag ihre Gestalt so zu ändern, dass sie völlig unkenntlich wird oder doch nur dem geübten Auge die aus alter Zeit bewahrten Züge noch durchleuchten. Und bei diesem beständigen Wechsel wird das einzig Constante, was wir bei der Betrachtung der Sprachen gefunden haben, zur Illusion: das Beharren der Sprachen bei dem aus der Urheimath unseres Geschlechtes mitgenommenen dreifachen Rahmen, Isolirung, Agglutination, Flexion, schliesst, wie wir uns überzeugt haben, eine bis zur Unkenntlichkeit entstellende Veränderlichkeit nicht aus. **Sodann** mussten wir die Erfahrung machen, dass Stämme und Völker ihre Sprache, das anscheinend unveräusserliche Gut aufgeben, um zu einem fremden Idiom überzugehen. Wir sahen die Sprache der Kuschiten (im engeren Sinne) am Euphrat vor dem Aramäischen Idiom, die Sprache der Kananiter vor der Hebräischen schwinden. Der Zähigkeit, womit die Basken ihre Sprache bewahrt, steht gegenüber der Untergang der Kuschitischen Idiome (im weiteren Sinne) in ganz Europa, von den Wolchen angefangen — einzig ausgenommen die Kaukasussprachen, wenn man den Kaukasus und seine Bewohner zu Europa zählen will. Und von den vertilgenden Arischen Sprachen ist eine, die Keltische, bis auf geringe Reste den Schwester-Idiomen gewichen: Die Kelten haben in Britanien Germanisch, in Gallien Lateinisch sprechen gelernt und in letzterem Lande hat noch spät der Germanische Stamm der Franken seine Sprache eingebüsst. Freilich ist in solchen Fällen der Untergang der Sprache gleichbedeutend mit dem Untergange der Nationalität, des Volkes; aber während sich dieses in dem durch seine Cultur überlegenen Volke verliert, bildet es in dem entstehenden Mischvolke doch immer einen Bruchtheil, und folgen, wie dies in dem heutigen Frankreich geschehen ist, solcher Mischungen mehrere aufeinander, so wird die ethnische Qualität des entstehenden Volkes getrübt: wer einzig nach der Sprache die heutigen Franzosen einordnen wollte, müsste sie zu den Italikern stellen, mit denen sie doch sonst nichts zu thun haben.

Die gefundene Wahrheit, dass die ethnische Qualität eines Volkes aus seiner Sprache nicht immer mit Sicherheit erschlossen werden kann, können wir zu der allgemeinen Beobachtung ergänzen, dass sich Sprache und Rasse (die Uebereinstimmung der körperlichen Merkmale darunter verstanden) nirgends vollständig decken, sondern sich hier und da schnurstracks zuwider laufen. Die Kaukasische Rasse wird im Ganzen und Grossen von den Ariern und Aramäern gebildet, und da Arier und Aramäer, wie wir gesehen, in Aram-Aryana zusammentreffen, so könnte man sie füglich die Arische nennen. Es ist die Rasse der hellen Gesichter und der körperlichen Wohlgestalt, bei der es nicht Zufall, sondern nothwendige Consequenz ist, dass sie in alter und neuer Zeit den Gipfelpunct der Cultur erstiegen und in der Sprachentwickelung die höchste Stufe, die Flexion, allein erreicht hat. Aber gerade diese Rasse hat ihre Reihen öffnen und fremde Gestalten mit fremder Sprache einlassen müssen: dies sind vor allem die Basken, die man der Sprache nach, wenn man einen Platz für sie suchen wollte, zu den Americanern stellen müsste, sodann die Ungarn, die Finnen und die Türken, die in das Turanische (Mongolische) Gebiet gehören, zuletzt die Kaukasusstämme, die heute eine isolirte Stellung einnehmen, aber der Sprache nach — die Osseten ausgenommen — mit den Turaniern urverwandt, jedenfalls mehr verwandt sind, als mit Ariern und Aramäern. Wer bei dem Namen Kaukasische Rasse die Sprache im Sinne hätte, müsste an einen Verein von Völkern mit agglutinirenden Sprachen denken. Die Mongolische Rasse müssten wir nach der Sprache gleich in zwei grosse Abtheilungen zerlegen: Tschina (mit seinem Anhang Hinterindien) mit einsilbiger Sprache, Turanien (Nordasien) mit agglutinirenden Sprachen. In Africa, wo noch viel zu erforschen bleibt auch in Bezug auf die Sprache, begegnen wir in dem nicht zur Kaukasischen Rasse gerechneten Gebiete überall aglutinirenden Sprachen; in Südafrica, wo man einen engeren Zusammenhang der Sprachen constatirt hat, sondern sich Hottentotten und Buschmänner dadurch, dass sie suffigiren, von den andern ab, bei denen Präfigirung vorherrscht; Rasse und Sprache treten also hier wenigstens in sofern nicht in Widerspruch, als nicht neben agglutinirenden isolirende oder flectirende Sprachen auftreten. Am besten

sind wir mit America dran: eine Rasse und ein Sprachtypus (die Einverleibung) füllt das Continent, und doch bilden auch hier die Eskimo im höchsten Norden eine Ausnahme.

Ist der Fall also nicht vereinzelt, dass in dem Gebiete einer Rasse ganz unverwandte, nicht einmal zu derselben Sprachstufe gehörende Sprachen zusammentreffen, so ist es auf der andern Seite undenkbar, dass ein Sprachgebiet unter mehrere Rassen getheilt wäre, dass also beispielsweise von den Arischen Abkömmlingen die einen zur Kaukasischen, die andern zur Mongolischen Rasse gehörten. Denn die Gemeinschaft der Sprache bedingt auch die Gemeinschaft der Rassenmerkmale; bei dem Stamme, der so lange zusammengelebt, dass seine Sprache zu solcher Festigkeit und Ausbildung gelangt ist, ist auch der Rassentypus für immer ausgeprägt. Die Neger, die in America Englisch reden gelernt, oder die Indianer, die sich der Spanischen Sprache anbequemt haben, wird man hier nicht anführen wollen: die Neger sind in America kein Stamm, sondern von ihrem Stamme losgetrennte Individuen, die als Fremdlinge unter ihrer Umgebung ebensogut erkennbar bleiben, wie die Europäer, die etwa in Tschina Tschinesisch reden; und der Indianerstamm, der Spanisch reden wollte, würde damit aufhören ein Indianerstamm zu sein, sogut wie die Franken in Gallien aufhörten Franken d. h. ein Deutscher Stamm zu sein.

Sehr wenig bestimmt würde heute noch die Antwort auf die Frage lauten, wie weit man ein Verwandtschaftsverhältniss unter den Sprachen anzunehmen habe. Die Verwandtschaft der Arischen Sprachen bezweifelt niemand, da hier grammatischer Bau und Vocabular zusammentreffen; aber hier ist auch schon gleich die Grenze: die Aramäischen Sprachen sollen für sich stehen, trotzdem dass sie durch die Flexion mit den Arischen zusammenstehen. Die Verwandtschaft der Americanischen, sowie die der Oceanischen Sprachen ist ebenso unbezweifelt, weil sie sich auf die Gleichheit des grammatischen Systems stützt. Minder fest steht die Einheit der Turanischen Sprachen, besonders, wenn es sich um die Frage handelt, ob auch die Draviden dieser Gruppe auzuschliessen seien (S. 35). In einer Urverwandtschaft stehen, wie wir die Sache auffassen (S. 34), sämmtliche agglutinirende Sprachen; aber wie sehr sich diese verdunkelt hat und verdunkeln musste, haben wir gezeigt. Heute können wir nicht mehr die Sprachen der

Australier etwa und der Turanier als verwandt ausgeben; aber wir können behaupten, dass, als ihre beiderseitigen Vorfahren sich von dem Urstamme der Menschheit lösten, sie eine Sprache redeten, die verwandt war oder wenigstens die ursprüngliche Verwandtschaft noch deutlich erkennen liess. In dem weiten Rahmen der Agglutination sondern sich die Turanier mit ihrer consequent durchgeführten Suffigirung und ihrer Vocalharmonie ab; ebenso die Americaner mit der Einverleibung. Schon das Zusammentreffen mehrerer Stämme in der consequenten Suffigirung oder Präfigirung kann als Zeichen einer Verwandtschaft gelten (S. 43), kann aber auch ein Werk des Zufalls sein; soll also die Behauptung der Sprachverwandtschaft darauf gegründet werden, so müssen noch sonstige Entsprechungen, wenigstens im grammatischen Bau, dazutreten. Dies darf man z. B. bei den Papuanen (unten Cap. XV) verlangen, deren Anschluss an die Malayen durch die Uebereinstimmung in der vorwiegenden Präfigirung allerdings sehr nahe gelegt ist. Träten nicht andere Kennzeichen hinzu, die den Papuanen vom Australier scharf absondern, so dürfte man den Zusammenhang zwischen beiden auf diese sprachliche Differenz (Präfigirung und Suffigirung) hin nicht sofort abweisen (wie Fr. Müller thut), da man ja sonst auch z. B. die Kamtschadalen von ihrer Sippe in Nordasien unbedingt trennen müsste (S. 46). Wenn nur Müller nicht gleich mit sich in Widerspruch geriethe, da er trotz des Gegensatzes Präfigirung und Suffigirung die Papuanen zu den Hottentotten stellt. Schon dieser Umstand hätte vor der verhängnissvollen Gleichstellung warnen sollen. Hier wird also die Sprache, wenn sie einmal gründlich studirt sein wird, an manchen Stellen noch manches Räthsel zu lösen vermögen.

So muss es allerdings der Sprachwissenschaft vorbehalten bleiben, ein wichtiges Wort mitzureden, wo es sich um Rasseneintheilung handelt. Identität der Sprache — um unsere Sätze kurz zu wiederholen — ist, wo es sich nicht um Theile desselben Volkes handelt, künstlich gepfropft, indem die überlegene Cultur auch die Sprache des überlegenen Volkes aufzwingt; der Vorgang, der sich in dem alten Gallien gezeigt, kann sich jetzt, wo der Europäer allgebietend die Welt durchschreitet, noch oft wiederholen. Naturwüchsige Verwandtschaft, wie sie zwischen den Arischen Sprachen stattfindet,

bedingt Zusammengehörigkeit in der Rasse. Mangelnde Verwandtschaft oder selbst fundamentale Verschiedenheit kann auch nicht mehr als Trennungsgrund gelten, wenn in allen körperlichen Merkmalen hinreichende Uebereinstimmung vorhanden ist; darum müssen wir uns die Kaukasier und Basken, die Türken, Ungarn und Finnen in der Kaukasischen Rasse gefallen lassen, sowie die Verschiedenheit der Sprachstufe nicht Tschinesen und Turanier trennt. Wenn also auch auf Sprachenverwandtschaft oder- verschiedenheit allein keine Eintheilung des Menschengeschlechts gegründet werden kann, so straft sich jeder Versuch, der an der Sprachwissenschaft ungefragt vorbeigeht, sofort mit Misslingen. „Die Sprache können wir als alleiniges Eintheilungsprinzip nicht annehmen; wohl aber müssen wir sie stets in erster Linie berücksichtigen und dürfen niemals gegen sie eine Eintheilung durchsetzen wollen", sagt Gerland sehr richtig, und es wäre gut gewesen, wenn mancher sich nach der Warnungstafel, die er aufsteckt, genauer gerichtet hätte, darunter auch — Gerland selbst, wie wir sehen werden.

Rassenunterschiede, das ist also unser Resultat, so wichtig und nützlich es ist, sie zu erkennen und zu kennen, sowenig vermögen sie zu einer sicheren Begrenzung der Rassen, also zu einer nach allen Seiten genügenden Eintheilung des Menschengeschlechtes zu verhelfen. Die Rassen fliessen in einander, wie die Oceane. Wem es gefällt, der mache einen Strich — die Landkarte wird sich dies ja gefallen lassen; aber er erwarte nicht, wenn er sich auf seinen Strich stellt, zur Linken Atlantisches, zur Rechten Indisches Wasser zu finden. Ebenso geht es mit den Rassen: unmerklich gelangt man von einer zur andern, namentlich in dem Bereiche der alten Welt, wo drei Continente zusammenhängen, und erst wenn man in dem Mittelpunct des neuen Gebietes ist, wird man recht gewahr, wie ganz anders gestaltet in mancher Beziehung die Menschen des andern Erdetheiles sind. Sollen wir uns also wundern, wenn von all den Rasseneintheilungen, soviele auch auf den Markt gebracht worden sind, keine Stich gehalten hat; sie beruhen eben „auf Willkür, keineswegs aber auf einer natürlich gegebenen Basis" (Rauch, Einheit des Menschengeschlechts), und Willkür duldet einmal die Wissenschaft nicht. Ja es ist, als ob es jedes folgenden Ethnographen Geschäft wäre, das

Nest, welches sich der Vorgänger sorgfältig bereitet und in dem er sicher auszuruhen gedachte, zu zerstören, um selbst eines zu bauen, von welchem er auch keine Freude haben soll. Die Zahlen der angenommenen Rassen (resp. Arten) des Menschengeschlechts bewegen sich zwischen 2 und 150; man besehe die 54 Tabellen, die Rauch am Schlusse seines Werkes zusammengestellt hat — welch bunte Manchfaltigkeit! da sollte man fast doch an der Einheit des menschlichen Denkvermögens zweifeln! Und in der kurzen Zeit, die seit dem Erscheinen des Buches von Rauch (1873) verflossen ist, sind drei neue, unseren Gegenstand behandelnde Werke von den achtbarsten Vertretern der Deutschen Wissenschaft erschienen; sie brachten — selbstverständlich — drei neue Systeme. Das von Friedrich Müller (Allgemeine Ethnographie) haben wir bereits mitgetheilt und besprochen (S. 177). Oscar Peschel, der ebenso besonnene, wie gediegene Forscher, bringt folgende Eintheilung der Menschenrassen („Racen, Unterarten oder Arten, wie man sich ausdrücken will"):

I. Australier.

II. Papuanen.

III. Mongolenähnliche Völker.
 1. Der Malayische Stamm.
 2. Südostasiaten mit einsilbigen Sprachen.
 3. Koreaner und Japanesen.
 4. Mongolenähnliche Völker im Norden der alten Welt (darunter die Finnen, Magyaren und Türken.)
 5. Nordasiaten von unbestimmter Stellung.
 6. Beringsvölker (darunter die Eskimo).
 7. Americanische Urbevölkerung.

IV. Dravida.

V. Hottentotten und Buschmänner.

VI. Neger.
 1. Bantu-Neger (in Südafrica, darunter auch die Kafern).
 2. Sudan-Neger (in Mittelafrica).

VII. Die Mittelländische Rasse.
 1. Hamiten (darunter die Altägypter, die Berber etc.
 2. Semiten (in Vorderasien).
 3. Europäische Stämme von unbestimmter

Stellung (die Basken und die Kaukasische Bevölkerung).

4. Der Indo-Europäische Stamm.

Peschel verhehlt sich nicht die Schwierigkeit seiner Aufgabe, da er selbst in seinen Untersuchungen zu dem Ergebniss gelangt ist, dass „alle körperlichen Merkmale, die Schädelform, die Grössenverhältnisse der Gliedmassen, die Farbe der Haut innerhalb der nämlichen Menschenrasse beträchtlich schwanken“: „die Grenzen solcher Gruppen sind oft leicht, noch öfter aber sehr schwierig zu ziehen“. Aber obwohl der wackere Gelehrte mit grösster Vorsicht zu Werke geht und von einer seltenen Kenntniss der Thatsachen und des ethnographischen Materials unterstützt ist, ist sein System doch nicht unanfechtbar und ruft hier und da starke Zweifel und Einwände hervor. Die leidigen Uebergänge! Wir haben uns schon gegen die „mongolenähnlichen Völker ausgesprochen (S. 170), da solche -ähnlichen Völker an den Grenzgebieten aller Rassen zu constatiren sind. Und was kommt unter der Mongolenähnlichkeit nicht alles zusammen! dass die Americanische und die Malayische Rasse ihren Anschluss an die Mongolische in Asien haben sollen, ist gewiss zu billigen, denn es entspricht allen Beobachtungen; aber dass sie zu einer Rasse damit vereinigt werden sollen, wird schwerlich Anklang finden, da bei ihnen doch auch wieder die Sonderart zu sehr ausgebildet ist und da vor allem von Seiten der Sprache Protest erhoben werden muss. Wir dürfen sie gewiss mit demselben Rechte, mit dem Peschel Hottentotten und Buschmänner von den Negern trennt, als besondere Rassen, aber als abgezweigte Rassen (nicht Uebergangsrassen, wie man wohl sagt) betrachten. Und nun die Finnen, Ungarn und Türken! Sie sind zur Mongolischen Rasse gezählt, während die zum wenigsten ebenso fremden Basken und Kaukasischen Stämme unbeanstandet (freilich mit dem Zusatz „von unbestimmter Stellung“) in der „Mittelländischen Rasse“ erscheinen. „Die westlichen Türken sind so stark mit arischem und semitischem Blute gemischt, dass ihre ursprünglichen Körpermerkmale bis auf die letzten Spuren verloren worden sind und nur die Sprache noch ihre ehemalige Abkunft bezeugt.“ Also hier ist auf die Sprache soviel Gewicht gelegt, dass auf sie allein hin — was auch nicht statthaft ist —

diesen Völkern ihr Platz angewiesen ist. Umgekehrt legt Peschel bei den Draviden, wo doch die Sprache den Anschluss an die Turanier nicht unbedingt abwiese, Verwahrung ein, weil die Körpermerkmale nicht zutreffen; sie können es dort ebensowenig wie bei den Türken — bei der grossen Divergenz der Wohnorte. Es ist ferner löbliche, aber übertriebene Vorsicht, wenn Peschel aus den Turaniern (welcher Name freilich bei ihm verpönt ist) drei Stämme (die Jenissei-Ostjaken, die Jukagiren und die Aino) als „Nordasiaten von unbestimmter Stellung" heraushebt; das Geständniss, welches er dabei ablegt, dass sein „Lehrgebäude in unfertigem Zustande übergeben" werden müsse, bezeichnet deutlich genug die peinliche Lage, in welcher sich der gewissenhafte Ethnograph bei der Eintheilung des Menschengeschlechts befindet. Wäre an die Stelle der Zersplitterung, hier, wie anderwärts, später Vereinigung zu grösserer Masse, zu einem grösseren Volke getreten, so fänden diese Stämme ihre natürliche Unterordnung in einem grösseren Ganzen; statt dessen muss nun für wenige tausend Köpfe eine eigene Rasse — und mit der Sprache geht es ja ebenso und noch schlimmer — angenommen werden. Indessen die Ethnographie hat die Zustände, wie sie eben sind, zu beschreiben, und das thut Peschel gewissenhaft — daher die Menge der Abtheilungen einerseits, die ungleiche Zahl und der ungleiche Werth der zugehörigen Glieder andrerseits. Die bereits von Fr. Müller in Gang gebrachte Bezeichnung „Mittelländische" (für Kaukasische) Rasse ist ansprechend, worauf wir noch zurückkommen werden; weniger will es uns gefallen, dass Peschel sich auch die Bezeichnung „Hamiten" angeeignet hat; der Name des Cham ist, wie wir (S. 27) gezeigt zu haben glauben, so wenig fassbar und so vollständig verschollen, dass wir den in Vorderasien weit gebreiteten und in historischen Spuren erhaltenen Namen seines Sohnes Kusch dafür einsetzen und zur allgemeinen Bezeichnung der agglutinirenden Sprachenschicht verwenden konnten. Wenn auch der Name Hamiten für die alten Aegypter sehr am Platze ist, so sieht man nicht ein, was er bei den übrigen Bewohnern Nordafricas für eine Bedeutung haben soll, die zweimal von Semitischem Zuzug, in den Tagen der Karthager und der Araber, deren Sprache heute dort gesprochen wird, überfluthet worden sind.

Auch Gerland, nachdem er den übertriebenen Meinungen von der Stärke der Rasssenverschiedenheiten entgegen getreten ist, steht vor dem Dilemma: „eine Eintheilung der Völker scheint eben unmöglich zu sein — und doch diese Verschiedenheiten unter ihnen!“ Er sucht ein neues Eintheilungsprincip: „der Mensch ist viel zu complicirt gebaut, als dass ein einzelner Theil von vorwiegend bestimmender Bedeutung wäre. Wir müssen, wenn wir ihm gerecht werden wollen, etwas als Eintheilungsgrund finden, wobei sein ganzes Wesen, Leib und Seele und Sprache und Leistungen und Sein und Werden berücksichtigt wird, etwas was zugleich für die gesammte Menschheit Geltung hat — kurz das Eine, auf welches uns jede bis jetzt von uns versuchte Eintheilung als eigentlich Wirksames hingewiesen hat, die Einflüsse der äusseren Umgebung. Nur auf sie können wir eine ethnologisch richtige Eintheilung bauen.“ Das ist uns aus der Seele gesprochen; eine geographische Eintheilung, das ist auch unsere Meinung, die wir im nächsten Capitel des Genaueren darlegen wollen. Aber lassen wir nun die Eintheilung Gerlands folgen:

I. Der oceanische Stamm (die Malayische Rasse, wie man sie gewöhnlich nennt, und die Australier);

II. Der americanische Stamm (die Eskimo eingeschlossen);

III. Die mongolischen Völker, welche selbst wieder in mehrere sehr weit auseinander gehende Stämme zerfallen:
 1. die Chinesen nebst den Bewohnern Hinterindiens etc.,
 2. die eigentlich mongolisch-tatarischen Völker, die Koreaner und Japaner hinzugerechnet,
 3. die isolirten Völker des Nordens, welche wieder „vielleicht“ zwei ganz verschiedene Gruppen bilden,
 4. wohl auch die Kaukasusvölker.

IV. Die Semiten und Africaner, der arabisch-africanische Stamm:
 die Neger, Bantuvölker, Hottentotten, Berber, Gallas etc., die Egypter und endlich die Semiten.

V. Der indisch-europäische Stamm:
 die Indogermanen und Basken.

VI. Die isolirten Dravidavölker.

Ob Gerland wirklich glaubt mit seiner Eintheilung durchdringen zu können? Die Zusammenstellung der Australier mit der Malayischen Rasse wird sich schwerlich jemand gefallen lassen, denn abgesehen von den körperlichen Divergenzen lehnt sich die Sprache dagegen auf, die ja Gerland zu befragen gebietet (S. 184). Auf die Möglichkeit einer „ursprünglichen Stammeseinheit“ (also auch Spracheinheit) hin könnten noch viele, ja zuletzt alle Völker der Erde zusammengestellt werden. Wenn Gerland betont, dass er „sprachlich zusammen gehörige Völker durch seine Zusammenordnung nirgends getrennt habe“, so wird er seine Leser schwerlich davon überzeugen. Es kommt dabei eben auf die Auffassung an, was man als „sprachlich zusammengehörig“ betrachten will. Uns scheinen die Semiten und Indogermanen eher sprachlich zusammen zu gehören, als die Semiten und Neger, die Indogermanen und Basken. „Nirgends tritt, sagt Gerland bei seiner Zusammenstellung der Semiten und Aegypter mit den Negern, Berbern, Hottentotten etc., ein Bildungstrieb in irgend welcher dieser Sprachen hervor, welcher der Entwicklungsrichtung der anderen durchaus entgegengesetzt wäre“ — nun, das kann man eben von allen Sprachen sagen, da deren „Bildungstriebe“ überall dieselben sind, wenn auch in der Verwendung der Mittel Manchfaltigkeit herrscht, und zwar nicht weniger in den genannten Sprachen wie in allen anderen. Für die in der Aufstellung nicht genannten „Ungarn, viele (!) Türken, die Kaukasier, manche (!) Finnische Stämme“, das bekannte Streitobject der Ethnographen, die Peschel in seine allumspannenden „mongolenähnlichen Völker“ einschliesst, nimmt Gerland „vermittelnde Zwischenformen“ an. Wenn er aber die Kaukasusstämme geradezu den „Mongolischen Völkern“ einverleibt, so können wir ihm dies von unserm Standpuncte aus nicht verwehren, da die Sprache eher dafür spricht, als für den Anschluss an den „Indisch-Europäischen“ Stamm, und die körperliche Beschaffenheit gewiss manchen Kaukasusstamm den Mongolen näher stellt als den Europäern, wie ja für manche geradezu der Mongolische Ursprung nachweisbar ist (I, S. 194). Aber man wird mit Recht fragen: warum stehen dann nicht auch die Basken unter den „Mongolischen Völkern“ oder wenigstens neben den Türken und Ungarn unter den

„vermittelnden Zwischenformen“? „Die Macht der neuen Heimath“, sagt Gerland, hat Indogermanen und Basken „einander so angeglichen, dass sie leiblich und geistig einer und derselben Erscheinungsform der Menschheit angehören“. Damit stimmen wir vollständig überein; aber ist dies bei Ungarn und Türken nicht der Fall? Und wenn es bei den Türken zur Zeit etwa noch nicht so vollständig der Fall wäre, wie bei den Basken, so ist die Zeit ganz gewiss nicht fern, wo es vollständig der Fall sein wird — wenn die Türken ihren Platz in Europa so lange noch behaupten werden. „Dieser Vereinigung (leiblichen und geistigen Angleichung) kommt die abweichende Sprachform an Wichtigkeit nicht gleich“, sagt Gerland weiter; wer also auf die „abweichende Sprachform“ hier kein Gewicht legt, der muss auch die Türken und ganz gewiss die Ungarn dahin stellen, wo die Basken stehen.

Vollends befremdend ist die Zusammenstellung der vierten Abtheilung, des „Arabisch-Africanischen Stammes“. Hier betritt Gerland einen bedenklichen Weg, indem er daraufhin, dass „unter den Juden Individuen mit sehr negerartigem Körperbau eine nicht seltene Erscheinung sind, ebenso wie einzelne Araber- und Berberstämme ein negerartiges, umgekehrt manche Negerstämme ein nicht sehr negerartiges Gepräge haben“, Semiten und Aegypter, Berber und Galla mit Negern, Bantuvölkern und Hottentotten zusammenwürfelt. Ist es mit „Individuen“, selbst mit dem Zusatz „nicht selten“, gethan, so kann man noch viel zusammenstellen und es könnte zuletzt dahin kommen, dass es absolut keinen Unterschied der Rassen mehr gäbe. Und wie steht es denn eigentlich mit dem „negerartigen Gepräge“? Lassen wir Peschel reden: „der Neger, wie ihn das Lehrbuch erforderte, vereinigte mit einem eirunden Schädel, einer flachen Stirn und einer Schnauzenform wulstige Lippen, eine breitgequetschte Nase, kurzes, gekräuseltes Haar, fälschlich Wolle genannt, schwärzliche oder schwarze Hautfarbe, lange Arme, dünne Ober-, wadenlose Unterschenkel, allzustark verlängerte Fersenbeine und Plattfüsse. Den vollen Zubehör dieser Hässlichkeit besitzt wohl kein einziger afrikanischer Stamm. Die Hautfarbe durchläuft vielmehr alle Stufen von der Ebenholzschwärze bis zur hellen Mulattenfarbe; am Schädel verschwinden bei vielen Stämmen die vorstehenden Kiefern sammt den wulstigen Lippen; die Nasen

sind bei manchen Horden zugespitzt, gerade oder gebogen, man spricht sogar von „Griechischen Profilen“ und Reisende äussern betroffen, dass sie unter Negern „nichts vom sogenannten Negertypus wahrnehmen können“. Es wäre also zu untersuchen, ob vielleicht zufällig bei „Individuen“ eines Stammes das Griechische Profil „nicht selten“ vorkommt, in dem Falle müsste man diesem Stamme in der Kaukasischen Rasse eine Stelle, und zwar nicht die niederste einräumen. Die ganze Zusammenstellung ist ersichtlich der citirten Ermittelung Schraders (S. 140) zu Liebe zu Stande gekommen, dass Arabien die Heimath der eigentlichen Semiten sei, welchen Satz Gerland dahin erweitert, dass Arabien auch die Quelle sei, aus welcher die Bevölkerung Africas herkam. Wir haben für die Semiten einen andern Ursitz gefunden und können Schrader nicht beistimmen, noch viel weniger zugeben, dass die „eigentlichen Semiten“ etwas mit den Negern gemein haben sollen — ausser der Urgemeinschaft des gesammten Menschengeschlechts, die sich von Adam und Eva herschreibt. Auffallen muss es auch, dass neben den fünf grossen Abtheilungen als sechste, winzige die Draviden erscheinen. Sie verdienen viel weniger diese besondere Berücksichtigung, als die Australier, und wer den kühnen Griff gewagt, die Australier mit den Malayen zu einem „Oceanischen Stamm“ zusammenzuwerfen, der darf den vereinsamten Draviden-Rest, mit dem eben nichts besseres anzufangen ist, ohne Bedenken dazuthun — oder er muss, wie Peschel thut, überall die kleinen Rassenindividuen, die auf selbstständige Behandlung Anspruch haben, von den grossen sondern.

Wer so ein Schiff nach dem andern scheitern sieht, kann unmöglich noch Lust verspüren sich auf den Ocean zu wagen: wir geben die Hoffnung auf, eine Rasseneintheilung zu finden. Aber die Unterschiede sind einmal da und müssen doch einen Namen haben! Sollen wir also bei der alten Blumenbach'schen Eintheilung stehen bleiben, die noch nicht durch etwas besseres, sagen wir richtiger durch etwas gutes ersetzt worden ist? Aber was zunächst die gangbaren Namen betrifft, so können dieselben uns jetzt nicht mehr genügen. Die weisse Rasse ist nach einem kleinen Bruchtheil, welcher der grossen Masse der dieser Rasse Angehörigen gänzlich fremd ist, benannt; zudem hält der Grund dieser Benennung nicht einmal Stich:

die schönen Gestalten des Kaukasus, der die Damen in das Harem zu Constantinopel liefert, sind beglaubigt genug, aber es sollen nur die besseren Classen der Gesellschaft und auch nicht alle Stämme gleichmässig durch ihre körperliche Schönheit sich auszeichnen. Mit demselben Rechte könnte ein Bewunderer des Baskenvölkchens, deren es ja heute genug gibt, die weisse Rasse die Baskische nennen, wenn er in den ritterlichen Gestalten — das sind sie doch einmal — der Pyrenäensöhne die Ideale menschlicher Schönheit erblicken wollte. Der zweite Name Aethiopische Rasse passt nicht, weil der alte Name der Aethiopen (I. S. 167) zweideutig und aus nahe liegendem Grunde gewiss nicht auf das, was man jetzt darunter verstehen soll, berechnet ist; es ist unzweifelhaft, dass die eigentlichen Aethiopen des Alterthums, die südlichen Nachbarn der Aegypter, heute zur Kaukasischen Rasse gehören. Die Mongolische Rasse trägt wenigstens einen historischen Namen; aber auch hier bedeuten die Mongolen nur einen kleinen Bruchtheil und jenseits liegt die grössere Masse, die Bewohner des Reiches der Mitte. Zudem haben in den letzten Jahrhunderten die Türken die historische Stelle der Mongolen eingenommen und wir würden darum die Rasse jetzt lieber die Türkische nennen, wenn uns auch da nicht wieder der Faden aus der Hand fiele, da die Türken in Europa körperlich heute kaum mehr etwas mit ihren nächsten Verwandten in Asien, geschweige denn mit den Mongolen zu thun haben. Auch der vierte Name Malayische Rasse genügt nicht mehr, seit man genöthigt war Malayen im engern Sinne und Polynesier zu unterscheiden. Einzig der fünfte, Americanische Rasse, entspricht den Anforderungen, da die Rasse hier, abgesehen von den Eskimo, mit dem Continente sich abschliesst. Wollte man die Rassen ethnographisch benennen, so hätten wir für die erste den sehr geeigneten Namen Arische Rasse (S. 181), für die zweite, die Mongolische, müssten wir aber schon eine Theilung vorschlagen: die Turanisch-Tschinesische Rasse, und für die übrigen wären wir rathlos. Es bleibt also demjenigen, der einmal einen Namen sucht, keine andere Wahl, als die Benennung nach dem Wohnort, die geographische Benennung. Füllte jede Rasse ein Continent, so hätten wir die Sache bequem: wir würden sie nach dem Namen des Continentes taufen und kein Streit könnte mehr entstehen. Leider aber trifft

dies nirgends vollständig zu. So stehen wir auch hier rathlos? Allerdings, wenn wir nicht zu dem einzigen Ausweg greifen wollen, dass wir die Benennung nach den Continenten a parte maiore verstehen, d. h. dass wir eine jede Rasse nach dem Continente benennen, wo sie ihren Sitz und Mittelpunct hat und welches sie zum grössten Theile füllt:

1. die Europäische Rasse:
 Europa (mit Ausnahme des nördlichsten Streifens), Vorderasien, Nordafrica;
2. die Asiatische Rasse:
 Asien, mit Ausnahme des genannten Theiles;
3. die Africanische Rasse:
 Africa, mit Ausnahme des genannten Theiles;
4. die Americanische Rasse:
 America (mit Ausnahme des nördlichsten Streifens);
5. die Oceanische Rasse:
 die Inseln des grossen Oceans, die Sundainseln und die Halbinsel Malaka.

Zu diesen fünf grossen Rassen, die den Blumenbach'schen Rassen entsprächen, könnte der gewissenhafte Systematiker anmerken, dass einige unbedeutende Glieder der Menschheit, für die ein Anschluss an die genannten grossen Abtheilungen wegen ihrer typischen Verschiedenheit nicht thunlich ist, vereinzelt stehen bleiben müssen:

a) die Australier (auf dem Australischen Continente),
b) die Papuanen (auf den benachbarten Inseln, besonders Neu-Guinea),
c) die Draviden (die Urbevölkerung Vorderindiens),
d) die Arktiker (d. h. die Polarvölker in dem nördlichsten Streifen der alten Welt und Americas, besonders die Lappen, einige Stämme in Nordasien, und die Eskimo).

Auch bliebe es freigestellt, im Einzelnen, wo es geboten erscheint, besondere Abtheilungen zu machen z. B. innerhalb der Africanischen Rasse die Hottentotten und Buschmännner wegen ihrer besonderen Eigenthümlichkeiten von den Negern zu trennen und diese wieder in die zwei grossen Abtheilungen, Bantu-Neger in Südafrica, Sudan-Neger in Mittelafrica zu scheiden. Auch wäre eine Bemerkung wegen der „vermittelnden Zwischenformen" in der Europäischen Rasse sehr wohl angebracht;

es ist zu sagen, dass diese Rasse wesentlich die Arische ist, dass aber die Gunst des Wohnortes auch fremden Bestandtheilen, den Kaukasiern und Basken, und in alten Zeiten schon den Aegyptern zu Statten gekommen ist, die ohne Zweifel schon damals den Culturvölkern Vorderasiens vollständig assimilirt waren.

Eines wollen wir bei unserer Eintheilung nicht übersehen, was von jedem Versuch einer Eintheilung gesagt werden kann: sie mag heute gelten, über Jahrhunderte kann sie ganz gewiss nicht mehr gelten. Es gab unzweifelhaft eine Zeit, wo Europa, heute der vornehmste Sitz der Weissen, nicht von Weissen bewohnt war: die Kuschitischen Höhlenbewohner würden wir, wenn es verstattet gewesen wäre sie mit leiblichen Augen zu sehen, gewiss nicht zu den Weissen, sondern zu den Farbigen gezählt haben. Es war die Zeit, wo Asien getheilt war zwischen der vom Hindu-Kusch sich ausbreitenden hellen und der früher abgesonderten dunkeln Rasse, die sich in Hinterasien bis heute erhalten hat und von der in Indien die Draviden ein Rest sind. Wenn von den Kolchen des Kaukasus berichtet wird (I. S. 196) dass sie dunkelfarbig waren, so wäre der Kaukasus damals vielleicht noch nicht zur weissen Rasse gerechnet worden, geschweige denn dass er die Musterbilder geliefert und von ihm die ganze Rasse den Namen erhalten hätte. Und so wird die Zeit kommen, wo Europa nicht mehr der einzige, was es freilich heute auch nicht ist, und auch nicht mehr der vornehmste Sitz der weissen Rasse ist, wo dieses Vorrecht auf America übergegangen sein wird. Unsere Vorschläge gelten darum nur für heute; was morgen besser ist, mögen diejenigen sehen, die nach uns Vorschläge zu machen haben.

Aehnliches lässt sich von der nicht übel gewählten Benennung „Mittelländische Rasse“ (S. 187) sagen. Sie lässt, wie unsere „Europäische“ Rasse, die Eranier und Inder bei Seite und verlegt den Schwerpunct (— geographisch, wie wir es wollen —) an eine Stelle, die jetzt schon nicht mehr, seit Mittel- und Nordeuropa in die Geschichte bestimmend eingetreten ist, den wirklichen Schwerpunct der Rasse bezeichnen kann. Es gab eine Zeit, wo die Rasse der hellen Gesichter das Mittelmeer noch nicht erreicht hatte; aber als der Aramäische Culturkreis sich in Vorderasien entwickelt hatte, da wurde das Mittelländische Meer das erste Weltmeer, das die stolzen

Flotten der Phönikier, Karthager und Römer, und danach im Mittelalter die der Venetianer und Genuesen trug; seit vier Jahrhunderten, seit die Oceane geöffnet sind, ist es zum Binnenmeer herabgedrückt, und die Zeit wird kommen, wo es kaum mehr ist, als jetzt das Rothe Meer, auf dem sich einst die Flotten der Phönikier, und Aegypter tummelten: ein Gewässer, das man öde und verlassen nennen kann angesichts des Lebens, das einst auf ihm geherrscht. Dann wird auch der Name „Mittelländische Rasse“ nicht mehr passen; er passt schon jetzt nicht mehr recht, weil die Zeiten der Römer und nach ihnen der Venetianer vorbei sind und eine Russische Aera vor der Thüre sein dürfte, die mit dem Mittelmeer nichts gemein hat.

Um der nicht unberechtigten Forderung zu genügen, für Verhältnisse, die wirklich sind, auch einen Namen zu finden, haben wir unsere Benennungen der Rassen vorgeschlagen. Sie enthalten nichts neues und überraschendes — worin vielleicht mancher einen Vorzug erkennen wird, sondern lehnen sich an Namen an, die jedem Schüler geläufig sind und unter denen sich jeder ohne weitere Erklärung etwas sehr bestimmtes zu denken vermag. Sie lassen für jeden besonderen Wunsch des gelehrten Systematikers Raum, und sind doch so harm- und farblos, dass wir hoffen dürfen mit niemanden darum in Streit zu gerathen — vor allem auch nicht mit uns selbst, wenn wir Widersprüche eingestehen müssten.

XIII.

Rassenbildung und ursprüngliche Rasse. Zähigkeit des Rassentypus. Untergang der Farbigen.

Es war nicht Willkür des Systematikers, auch nicht bloss eine die Möglichkeit Besseres zu finden aufgebende Verzweiflung, was uns dazu führte, unsere Eintheilung auf die Geographie zu gründen. Die Geographie kann uns allein das Räthsel lösen; in der Wechselbeziehung des Wohnplatzes zu den bewohnenden Geschöpfen kann allein die Erklärung der Contraste liegen, wie sie heute auch die Menschheit zeigt. Die Naturwissenschaft in ihrer neuesten Entwickelung kann nicht anders als eine einheitliche Menschenart annehmen; in dem ersten Menschenstamme können die Individuen nicht verschiedener gewesen sein, als heute in einer Affenheerde die einzelnen Affen oder auch als die Angehörigen eines Stammes der Wilden, bei denen körperliche und geistige Gleichheit aller Individuen eine besondere, oft bemerkte Eigenthümlichkeit bildet. Erinnern wir uns an das, was über Rassenbildung bereits bei früherer Gelegenheit (I S. 172) gesagt worden ist. Wir fanden zu der Zeit, wo in dem Aramäischen und Arischen Asien der Tag der Geschichte zu dämmern beginnt, eine dunkle Rasse unter den in einander verschwimmenden Namen Cham und Kusch im Süden Asiens und erkannten in ihr das älteste Beispiel einer vor der vollkommeneren Art zurückweichenden und schwindenden Rasse; wir schlossen aus mehreren Umständen, dass die Aramäer in die südlichen Länder, in welchen sie sich auf Kosten der Chamiten-Kuschiten ausbreiteten, mit einer helleren Gesichtsfarbe eingezogen sind und

dass dort erst unter der heisseren Sonne ihre Haut die braune Farbe annahm, welche die Ueberlebenden aus Sems Geschlecht noch heute kennzeichnet — ohne dass sie jedoch so dunkel wurden, wie ihre Vorgänger auf demselben Boden. Denselben Process sahen wir sich vollziehen bei den Ariern in Indien, in deren Landen sich der uralte Gegensatz bis auf den heutigen Tag in den Draviden erhalten hat. Und denselben Hergang zeigt uns in einer offenkundigen Weise auch unser eigenes Continent. Niemanden kann die typische Verschiedenheit, wie sie z. B. zwischen einem Engländer und einem Italiener besteht, entgehen. Und doch entstammen beide Völker demselben Arischen Urvolke und ihre Urväter müssen einst in einem Lande zusammengewohnt haben. Wer wird nun annehmen wollen, dass in demselben Lande, das man sich nicht zu gross denken darf, zweierlei Menschen erwachsen seien, die einen mit weisser Gesichtsfarbe, blonden Haaren und blauen Augen, die andern mit gebräuntem Gesicht, schwarzem Haar und schwarzen Augen? Die Unterschiede haben sich also später gebildet in dem neuen Lande, wie es einem jeden Volke zugefallen war, und so zerfallen heute die Nachkommen des Arischen Urvolkes in Bezug auf den Typus in zwei bemerkbare Abtheilungen, eine weisse im Norden und eine gebräunte in den südlichen Ländern — auch hier die Uebergänge in der Mitte nicht ausgelassen. Dieses Miniaturbild haben wir nur angemessen zu erweitern und die Farben bei den grösseren Gegensätzen kräftiger aufzutragen, so wird uns zur Herstellung des grossen, die ganze Erde umfassenden Gemäldes der Rassenbildung kaum noch ein Zug fehlen.

Wir gehen aus von dem Satze, in welchem der freundliche Leser den rothen Faden wieder erkennen wird, der sich durch unsere ganze Darstellung hindurchzieht: Alle Unterschiede, die sich unter den Völkern der Erde gebildet haben, körperliche wie geistige, müssen, wofern sie nicht als zufällige, in ihrem Ursprunge gleichgültige Variirungen betrachtet werden können, in letzter Instanz ihren Erklärungsgrund in den physischen Verschiedenheiten der den Völkern zum Wohnplatz zugefallenen Oertlichkeiten finden. Ueberall in der Natur zeigen die Geschöpfe das Bestreben,

sich den Bedingungen der umgebenden Natur, der äusseren Verhältnisse, in welche sie gesetzt sind, anzupassen, um sich tüchtig zu machen zu dem Kampfe um das Dasein, in welchem die besser angepasste Art den Sieg davonträgt, die der Bedingungen nicht entsprechende erliegen muss. Haben sich alsdann die Organe den neuen Lebensbedingungen angepasst, so tritt zu der Veränderlichkeit der zweite Factor, der entgegengesetzte Pol: die Vererbung; die gewonnene Form wird auf die Nachkommen vererbt. Das sind die Sätze Darwin's, die zu dem Schlusse treiben, dass durch Anpassung an neue Lebensbedingungen und durch Vererbung einmal gewonnener Differenzirungen stets neue Arten — sagen wir lieber Spielarten entstehen, die Fortsetzung der Urschöpfung bis auf den heutigen Tag. Diesem Gesetz ist auch der Mensch unterworfen. Ihm gehört, wie keinem anderen Geschöpfe, die Erde in ihrer ganzen Ausdehnung, er ist der Bewohner aller Zonen und Klimate und ist tief in das Innere der Continente so gut wie auf die fernsten Inseln vorgedrungen. Dass er in allen Erdstrichen zu wohnen vermag, ist das grosse Wunder der Menschennatur; daneben befremdet es uns nicht, dass die Formen, unter denen er hier so, dort so erscheint, mag man sie Arten oder Spielarten nennen, recht manchfaltig sind, nicht mehr und nicht weniger manchfaltig, wie die Länder selbst, die er bewohnt. Denn „der Mensch ist von nichts abhängiger, als von der Erde; von dieser aber auch so vollständig, dass Alles, was er ist und war, durch die Natur und Einflüsse der Erde gebildet ist“ (Gerland, Anthropologische Beiträge).

Betrachten wir wieder zuerst das am meisten in die Augen springende Rassenmerkmal, die Hautfarbe, so finden, wie es auf den ersten Blick scheint, die Abstufungen von der helleren zur dunkleren Haut ihre naturgemässe Erklärung in der grösseren oder geringeren Wärmeentwickelung des betreffenden Landes. Je mehr die Sonne brennt, desto mehr bräunt sie jedem, der sich ihren Strahlen auszusetzen genöthigt ist, die Haut. Leute, die bei uns viel im Freien arbeiten, namentlich Landleute, haben einen dunkleren Teint, als die Städter, denen es gestattet ist vor den Sonnenstrahlen sich zu schützen. Diese auf der täglichen Erfahrung beruhenden Sätze sind so einleuchtend, dass schon die Alten den nahe-

liegenden Schluss auf die schwarzen Menschen zogen: „dass die Aethiopen durch die Gluth der nahen Sonne versengt und fast wie verkohlt geboren werden, mit wolligem Bart und Haupthaar, unterliegt keinem Zweifel; ebenso wenig aber auch, dass in der entgegengesetzten Weltgegend die Menschen eine weisse, eisige Haut und lange, blonde Haare haben“ (Plinius, Naturgeschichte). Soweit einem alten Römer die Welt bekannt war, widersprachen die Thatsachen dieser Auffassung nicht: je näher nach dem Aequator, desto dunkler wird die Haut, je näher nach den Polen, desto mehr blasst sich die Hautfarbe ab; aus dem Herzen des Negergebietes kommt man durch die Zone der helleren Berbervölker zu den gebräunten Südeuropäern und von dort nach dem Pole weiter zu den vollständig weissen Gesichtern bis zu den Hebriden, den Inseln an der Westküste Schottlands, auf denen die weissesten Menschen wohnen sollen. Als aber vor vier Jahrhunderten die Weltmeere sich öffneten, traf man bei den Stämmen des neuen Continentes manchen Fall, welcher der hergebrachten Meinung widersprach: auf oder in der Nähe des Aequators hellere, und dunklere Stämme weit nordwärts oder südwärts, und entsprechend waren auch die Erfahrungen, die man im Gebiete der Oceanischen Rasse machte; zudem musste man gewahren, wie die nächsten am Pole doch nicht die weissesten waren: auf die weisse Haut folgt im höchsten Norden der braune Lappe und Eskimo, und in Nordasien sind die Turanischen Stämme nicht heller als die Tschinesen, sondern in der Regel findet das Gegentheil statt. Diese Widersprüche mussten zu genauerer Untersuchung herausfordern.

Die Haut des Menschen besteht aus zwei Schichten, der Oberhaut und der Unterhaut, und zwischen diesen befindet sich ein Schleimnetz. Während nun Ober- und Unterhaut bei allen Rassen gleich gebildet sind, zeigen sich die Unterschiede in dem Schleimnetz: dessen Zellen sind bei dem weissen Gesicht farblos; so kann das Blut an der Oberhaut durchschimmern, wodurch die röthliche (Fleisch-) Farbe entsteht, die am deutlichsten ausgeprägt ist an den Stellen, wo die obere Schicht der Haut am dünnsten ist, an den Lippen und Backen. Bei den farbigen Rassen dagegen — oder besser beim farbigen Gesicht, auch nnerhalb des Bereiches der sogenannten weissen Rasse — enthält das Schleimnetz einen Farbestoff (Pigment), der das Durch-

schimmern des Blutes, also auch die rothen Wangen, und das Erröthen vor Scham, mehr oder minder unmöglich macht. Dieser Farbestoff zeigt die verschiedenen Abstufungen vom Gelben durch das Braune bis zum tiefen Schwarz und da diese Abstufungen allmählich in einander übergehen, so ist eben auf die Hautfarbe hin eine Trennung der Menschenrassen unmöglich (S. 172).

Wodurch erklären sich nun diese Unterschiede in dem Farbestoffe? Angesichts der Thatsache, dass Weisse nicht auf dem Aequator, Neger nicht auf den Polarkreisen wohnen, bleibt uns doch zunächst keine Antwort, als dass sie mit den Unterschieden der Wärmeentwickelung zusammenhängen. Dazu führen uns auch analoge Thatsachen in Thier- und Pflanzenreich: weiss d. h. farblos ist der Pelz der Thiere im hohen Norden (Hasen, Wiesel, Eisbär etc.), während bei uns dieselbe Thierart dunkler gefärbt ist und in der heissen Zone sich die bunteste Farbenpracht entwickelt. Jedoch „die schwarze Farbe ist nicht bloss ein verbranntes Weiss analog der dunkeln Farbe, welche bei uns durch unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die unbedeckten Theile des Körpers hervorgebracht wird, sondern sie hat einen viel tieferen Grund und beruht auf inneren Vorgängen, bei denen zuletzt der ganze Organismus betheiligt ist. In den heissen Tropengegenden ist die Luft sauerstoffarm und daher nicht hinreichend, den Kohlenstoff des Blutes in gehöriger Menge durch die Lunge auszuscheiden, wesshalb auch die Gefässe einen grösseren Antheil davon führen, der, wenn das Gleichgewicht im Organismus nicht gestört werden soll, durch vermehrte Thätigkeit der übrigen Organe fortgeschafft werden muss. Die heisse und eben desshalb an Sauerstoff arme Luft bewirkt also eine Veränderung der organisch-chemischen Processe, die Verbrennung des Kohlenstoffes geht nur unvollkommen vor sich, wesshalb er auf dem gewöhnlichen Wege nicht vollständig entfernt werden kann. Denn während in kälteren Gegenden der Brennstoff mehr in compurirter Form durch Lungen und Nieren ausgeschieden wird, muss er in heissen Ländern mehr in combustibler Form als Gallenstoff und Pigment durch Leber und Haut entfernt werden. Die verminderte Thätigkeit der Lunge hat also eine erhöhte Thätigkeit der Haut zur Folge, und letztere muss Stoffe aus dem Organismus entfernen, welche

sonst durch die Lunge ausgeschieden werden. Die unmittelbare Einwirkung der Wärme und des Lichtes auf diese Ausdünstungsstoffe bewirkt aber eine chemische Zersetzung derselben, noch ehe sie durch das Oberhäutchen gedrungen sind, wobei ein Theil des Kohlenstoffes sich niederschlägt und den Pigmentzellen eine mehr oder minder dunkle Färbung verleiht" (Rauch, Einheit des Menschengeschlechts). Rauch fügt Fälle bei, wo bei Europäern in krankhaften Zuständen zeitweilig eine Dunkelung der Haut eintrat, die beweisen, „dass der Kohlenstoff, wenn er nicht auf die gewöhnliche Weise, sondern durch die Haut ausgeschieden wird, eine dunkle Färbung derselben veranlasst." Ob damit der Process der dunkeln Färbung der Haut genügend erklärt ist, oder ob vielleicht noch andere uns unbekannte Ursachen mitwirken, mögen Kundigere untersuchen. Livingstone, der berühmte Africa-Reisende, zieht den Feuchtigkeitsgehalt der Luft für Südafrica neben der Hitze als Erklärungsgrund herbei, während der alte Strabo es gerade dem grösseren Feuchtigkeitsgehalt der Indischen Luft zuschreibt, dass die Inder nicht so tiefschwarz und kraushaarig seien, wie die Aethiopen d. h. die Neger. Jedenfalls aber scheint dies der richtige Weg zur Erklärung zu sein: die Anpassung des Organismus an das heisse Klima hat diese veränderte Secretionsthätigkeit und damit die Dunkelung der Haut in langer Zeit herbeigeführt — in langer Zeit, wir werden darauf zurückkommen; nicht als wenn man heute zum Neger würde, wenn man sich der brennenden Aequatorsonne aussetzt, oder als wenn der Neger, der vor ihr die Flucht ergreifen wollte, im kühlen Norden weiss würde. Der einmal gewonnene Rassencharakter pflanzt sich, wie wir hören werden, durch Vererbung mit grosser Zähigkeit fort und geht durch Veränderung des Wohnsitzes niemals ganz verloren; aber die neuen Lebensbedingungen bleiben auch niemals ganz ohne Einfluss selbst bei vererbtem Rassentypus. Wer sich also darauf beruft, dass „die bedeckten Körpertheile bei den farbigen Menschen keine Unterschiede (in der Farbe) zeigen", um den Beweis daraus herzuleiten, dass „die Sonnenstrahlen die Dunkelung nicht hervorrufen" (Peschel), der behält insofern Recht, als die Sonnenstrahlen heute nicht mehr oder nicht sofort diese Wirkung äussern, dass sie einen Weissen zum Schwarzen machten;

aber er übersieht, dass die dunkle Hautfarbe das Resultat eines Umwandlungsprocesses ist, der Jahrhunderte oder Jahrtausende in Anspruch genommen hat, und dass dieselbe mit einer Umbildung des ganzen Organismus in Verbindung steht, die sich selbstverständlich an allen Stellen des Körpers, auch an den bedeckten, gleichmässig äussern muss. Aber da diese Umbildung eben der Anpassungsprocess an die klimatischen Verhältnisse — hier also an das heisse Klima — ist, so bleiben doch die „Sonnenstrahlen“ zwar nicht die nähere, aber doch die entferntere Ursache. Hier wollen wir übrigens gleich anmerken, dass mit der angeführten Theorie der Umstand, dass die Dunkelung der Haut nicht überall bei gleichem Abstand vom Aequator gleich ist, sowie dass die nächsten beim Nordpol nicht die hellsten aller Menschen sind, nicht erklärt ist; wir werden dafür also eine andere Erklärung suchen müssen.

Schlimmer sind wir dran mit den Schädelunterschieden. Hier stehen die langen und schmalen den kurzen und breiten Schädeln gegenüber, allerdings nicht ohne durch Zwischenformen ineinander übergeleitet zu sein (S. 176). Die Abweichungen des Schädelbaues in ihrem Ursprunge zu erklären, kann trotz aller Versuche nicht als geglückt angesehen werden. „Ein unerklärter Rest bleibt übrig, über welchen wir in unserer Unwissenheit nur sagen können, dass, wie ja Individuen beständig z. B. mit runderen oder schmaleren Köpfen oder mit längeren oder kürzeren Nasen geboren werden, derartige unbedeutende Verschiedenheiten wohl fixirt und gleichförmig werden können, wenn die unbekannten Kräfte, welche sie herbeiführten, in einer beständigeren Art und Weise wirken und durch lang fortgesetzte Kreuzung unterstützt werden. Derartige Modificationen gehören in die Classe der provisorischen Fälle, welche in Ermangelung einer besseren Bezeichnung spontane Abänderungen genannt wurden.“ (Darwin, Abstammung des Menschen). Das ist die einzig richtige Erklärung, die ganz der Darwin'schen Lehre entspricht: ihr Recht zu variiren liess sich die Natur nie verkümmern; daneben ist es sehr erklärlich, wenn gewisse Formen in gewissen menschlichen Gesellschaften durch Vererbung die herrschenden wurden, und wenn diese herrschenden Formen nun besonders beliebt und sozusagen künstlich gezüchtet werden. Der bekannte Satz Humbolds, dass „der Mensch die Charaktere bewundert und häufig zu übertreiben sucht, welche

die Natur ihm nur immer gegeben haben mag," bewährt sich aller Orten: bei jeder Rasse, bei jedem Stamme wird die herrschende Form zum Ideal körperlicher Schönheit, und darum herrscht in Bezug auf den Begriff Schönheit unter den Völkern der Erde eine so wunderliche Manchfaltigkeit. Wir haben einen Abscheu vor den Wilden und selbst ein Tschinese erscheint uns erschrecklich hässlich: diese vergelten uns reichlich, indem sie uns für „Barbaren" halten und sich allein für die richtigen Menschen. Daher findet es sich so vielfach unter den Farbigen, dass der Name des Stammes zugleich „Menschen" bedeutet: die Hottentotten (die „Stotterer" S. 65), nennen sich Koi-koin d. i. Menschen, die Eskimo, die ihren Namen Eski-mantsik d. i. Rohfleisch-Esser, von einem Nachbarstamme erhalten haben, nennen sich ebenso Innuit d. h. Menschen, Aino heisst Menschen etc. Die Neger verhöhnten, erzählt Darwin, Mungo Park wegen seiner weissen Hautfarbe und seiner vorspringenden Nase. Er rühmte in Erwiderung das glänzende Schwarz ihrer Haut und die liebliche Depression ihrer Nasen. Das hielten sie für Schmeichelei, gaben ihm aber doch zu essen. Einen andern Africa-Reisenden empfingen die Negerknaben mit dem Geschrei: Seht den weissen Mann! sieht er nicht aus wie ein weisser Affe? Und unter den Kafern bewarb sich ein Individuum, welches zufällig sehr hellfarbig war, vergebens um die Gunst des schönen, schwarzen Geschlechts: kein Mädchen wollte ihn heirathen. Es ist desshalb ganz folgerichtig, dass der Neger, da für ihn schwarz die richtige Menschenfarbe ist, sich den Teufel weiss denkt — wobei wir an die bekannte Scene in der Zauberflöte erinnert werden. Bei den Hottentottenfrauen springt in der Regel das Gesäss in Form eines gewaltigen Fettpolsters (nach oben, nicht, wie bei uns, nach unten) hervor; bei welcher diese Schönheit am besten entwickelt ist, die hat die beste Aussicht einen Bewerber zu finden. Von den Indianern sagt ein Beobachter: „Man frage einen Indianer des Nordens, was Schönheit sei, und er wird antworten: ein breites, plattes Gesicht, kleine Augen, hohe Backenknochen, drei oder vier schwarze Linien quer über jede Wange, eine niedrige Stirn, ein grosses, breites Kinn, eine kolbige Hakennase, eine gelbbraune Haut." Von den Indianern ist bekannt, dass sie ihren Leib mit rother Farbe beschmieren, — um die Landesfarbe

wenn man so sagen darf, recht zum Ausdruck zu bringen. Von einem Buschweibe erzählt ein Berichterstatter, dass sie so viel Fett, rothen Ocker nnd Glanzpulver verbrauchte, dass sie „jeden anderen, als einen sehr reichen Ehemann ruinirt haben würde“; wenn so etwas bei dem Auswurf der Menschheit möglich ist, darf sich bei uns kein Ehemann mehr über die Gefall- und Putzsucht der Frauen beschweren. Hierhin gehört auch die bei den Farbigen weit verbreitete Sitte, die Bart- und Körperhaare auszurupfen. Kräftige Vollbärte, die Zierde des Mannes, trifft man fast nur bei der weissen Rasse; die Farbigen haben gewöhnlich einen spärlichen Bartwuchs und glatte Haut auch an den übrigen Theilen des Körpers. Und nun gilt den Farbigen eben das bartlose Kinn und die glatte Haut für schön, sie rupfen die emporspriessenden Haare sorgfältig aus und haben dazu ihre Instrumente (Muscheln oder Pincette), wie wir die Rasirmesser; auch ungelöschter Kalk wird angewendet, um den aufkeimenden Bart zu vernichten. Auf solche Beobachtungen gründet Darwin seine „geschlechtliche Zuwahl,“ in welcher er einen wesentlichen Factor bei der Entstehung der Rassenverschiedenheit erkennt: sind die Anfänge gemacht, so hat es unzweifelhaft damit seine Richtigkeit; aber die Anfänge selbst sind damit nicht erklärt und bleiben, wie es Darwin bezeichnet, „spontane Abänderungen.“

Kein Theil des menschlichen Körpers war aber diesem Bestreben, der Natur nachzuhelfen, von jeher mehr ausgesetzt, als der, woran der Mensch den Menschen erkennt, der Schädel, der auch dem Gesichte seine Form gibt. Der Schädel musste und muss sich, wie der Hut in der Gellert'schen Fabel, die verschiedenartigsten Gestaltungen, durch künstliche Pressungen, die an den Kinderköpfen ausgeführt werden, gefallen lassen: hier wird die Stirn durch ein aufgeschnürtes Brett plattgedrückt, wie bei den Cariben in Mittelamerica, dort der Hinterkopf, wie bei den Pampas-Indianern in Südamerica, oder die Pressung erfolgt vorn und hinten, sodass der Schädel eine gewaltige Höhendimension erhält. Von den Hunnen ist bekannt, dass sie, um die platte Nase und hervorstehenden Backenknochen des Mongolischen Typus zu Wege zu bringen, ihren Kindern leinene Bänder über die Nase zogen und den Kopf zusammenpressten; und ein ähnliches Verfahren wird

auf gute Gründe hin auch für andere Angehörige der Mongolischen Art angenommen. Durch einen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts erfahren wir, dass auch bei den Türken, Griechen und selbst bei den Genuesen die Sitte bestand, der Form des Schädels künstlich nachzuhelfen; hier war zur Abwechslung der kugelrunde Schädel beliebt (Kattner, die künstlichen Schädelgestaltungen, Ausland 1866). Aber was sollen wir dazu sagen, dass noch heute die lächerliche Sitte in unserer Nachbarschaft besteht, bei der Nation, die „an der Spitze der Civilisation marschirt"? In Nordfrankreich, in der Normandie und auch in andern Theilen des Landes schnürt man den Kindern den Kopf und treibt den Schädel in die Länge, so dass ein solcher Frauenkopf im Alter etwa aussieht, wie bei uns die jetzt beliebte hohe Frisur auf dem Hinterkopfe.

Glücklicherweise hat die Verschiedenheit der Schädelform auf die Qualität des kostbaren Inhalts, des Gehirns, keinen Einfluss, und selbst die künstlichen Schädelgestaltungen sollen, wie Americanische Anthropologen versichern, auf die geistige Capacität nicht nachtheilig einwirken. Man betrachte nur die beiden Köpfe Göthes und Schillers nebeneinander, wie verschieden sind sie gestaltet! und doch waren beide Männer gross, freilich jeder in seiner Art. Die Grösse des Schädels bedingt den Umfang des Gehirns; aber abgesehen von den Blödsinnigen (Microcephalen), den unglücklichen Geschöpfen, deren Gehirnentwickelung weit hinter dem normalen Maass zurückbleibt, ist es für die Entfaltung der Geisteskraft nicht von Einfluss, ob Schädel und Gehirn einen grösseren oder geringeren Umfang, letzteres ein grösseres oder geringeres Gewicht hat. „Wer wollte, sagt Peschel, nach dem Gewichte entscheiden, ob eine Thurmuhr oder ein Taschenchronometer schärfere Zeiteintheilungen gewährt?" In Bezug auf Schädelvolumen stehen die alten Peruaner, ein Culturvolk, am niedrigsten, nicht viel höher die alten Aegypter, und bei grossen Gelehrten, wie den Göttinger Professoren Gauss (Mathematiker) und K. Fr. Hermann (Philologe) hat man ein verhältnissmässig geringes Hirngewicht constatirt. Nur soviel kann als das feststehende Resultat der sorgfältigen Gehirn-Vergleichungen gelten, dass der grösste Rauminhalt des Schädels der weissen Rasse zukommt und dass die Durchschnittszahlen bei den

Farbigen allmählich sinken bis zu den Australiern hinab, die in den Tabellen die letzte Stelle einnehmen. Auch dieses wichtige Resultat haben die Messungen ergeben, dass der weibliche Schädel hinter dem männlichen in Bezug auf Umfang und Hirngewicht zurückbleibt und dass dieser Unterschied unter den Geschlechtern bei den in der Cultur am höchsten stehenden Nationen am beträchtlichsten ist. Die lieblose Ansicht aber, dass Neger und Australier mit ihrer geringeren Gehirnentwickelung die Mittelglieder zwischen Mensch und Affe darstellten, hat in den Messungen eine Gewähr nicht gefunden.

Die gefundene Thatsache, dass in der Rasse der Civilisation, der Kaukasischen, oder Europäischen wie wir sie nennen wollen, das Schädelvolumen die höchste Ziffer erreicht, offenbart uns unzweideutig einen Zusammenhang oder Causalnexus zwischen geistiger Entwickelung und Entwickelung des Gehirns: es braucht nicht bezweifelt zu werden, dass das Gehirn, das Organ der geistigen Thätigkeit, wie jedes andere Organ durch gesteigerten Gebrauch gekräftigt wird. Das Gegenbild dazu ist die geistige Verwahrlosung, in welcher die meisten Stämme niederer Rasse getroffen werden: hier finden wir den Prognathismus (S. 174), der dem Schädel die hässliche Form, dem Gesichte das thierische Aussehen gibt. Der Prognathismus steht in engster Verbindung mit den Lebensbedingungen, wie sie die umgebende Natur stellt. Hatten den Urmenschen, wie wir angenommen (I S. 139), die Früchte der Erde ausreichende, leicht zu verdauende Nahrung geboten, so musste sich die Sache ändern, als die Wanderung oder sagen wir besser die allmähliche Verschiebung in ungünstigere Wohnplätze, in eine karge Natur erfolgte. Hier konnte der Mensch nicht mehr wählerisch sein in seiner Nahrung, Mund und Magen mussten sich auch an die härteste Art von Speise gewöhnen. Der Mensch wurde omnivor d. h. er lernte essen, was sich fand, wobei das Fleisch der Thiere, die man jagte, nicht das Schlimmste war. Und da er, selbst den Gebrauch des Feuers vorausgesetzt, die Nahrung kunstgerecht zuzubereiten und verdaulich zu machen noch nicht gelernt haben konnte, so mussten, wie beim Thiere, die Zähne die Stelle unserer Instrumente ersetzen: er zerriss das rohe Fleisch mit den Zähnen, um es roh zu verschlingen. Es war schon ein Fortschritt, dass man sich spitzer und

scharfkantiger Steine bediente, um das Fleisch von den Knochen abzulösen, wie wir dies bei unsern ehrsamen Vorgängern, den Höhlenbewohnern, gefunden haben, oder dass man das Fleisch auf dem Sattel erst mürbe ritt, wie dies noch von den Hunnen berichtet wird. War es da ein Wunder, dass die Kiefer hervortraten, der Mund weit wurde, die Lippen sich aufwarfen? und dass diese Missgestaltung immer mehr zunahm und sich durch Vererbung zum Rassenmerkmal verhärtete in einer trostlosen Umgebung, welche einen Aufschwung zu besserem Leben gänzlich undenkbar machte? Die Naturwissenschaft in ihrer neuesten Richtung kann dagegen nichts einzuwenden haben, da sie ja z. B. den langen Hals der Giraffe in ähnlicher Weise durch Anpassung an die Art und Bedingung ihrer Nahrung erklärt. Da die Zahl und Stellung der Zähne bei allen Rassen die gleiche ist, so müssen die beiden Gegensätze Prognathismus und Orthognathismus aus einer Urform hervorgegangen sein. Ein Ansatz zum Prognathismus mag beim Urmenschen vorhanden gewesen sein, worauf die Beobachtung zu führen scheint, dass beim menschlichen Embryo dieser Ansatz vorhanden ist; aber wenn dies war, so war es jedenfalls nicht in der hässlichen Ausartung, wie sie jetzt bei den Wilden erscheint, wo diese Hässlichkeit mit den anderen eine gewordene ist: aus der Mittelform gelangt man leicht zu den Extremen, aber schwer von einem Extrem zum andern; denn hier „berühren sich“ nicht „die Extreme“. Den Einfluss der Nahrungsqualität auf den Menschen haben bewährte Naturforscher längst erkannt: „Rohe, ungesunde und schlecht bereitete Nahrungsmittel bewirken eine Degeneration des Menschengeschlechts, und alle jene Völker, welche schlecht genährt sind, sind auch hässlich und missgestalt. Selbst in Frankreich ist das Landvolk nicht so schön, als die Stadtbevölkerung, und ich habe oft bemerkt, dass in jenen Orten, wo die Bevölkerung reicher ist und sich besser nährt als in anderen, die Leute auch schöner sind und eine bessere Gesichtsbildung haben“ (Buffon).

Auf ähnlichem Grunde, wie der Prognathismus, beruhen die hervorstehenden Backenknochen (Jochbeine), die ja oft mit dem Prognathismus in Verbindung auftreten, und vielleicht kann auch die platte Nase in einen ursächlichen Zusammenhang gebracht werden. „Völker, welche sich ausschliesslich

oder doch vorzugsweise von Fleisch nähren, haben stark ausgebildete Schädelleisten und weitgeschwungene Jochbogen, jene dagegen, welche sich von Pflanzen und Früchten nähren, haben viel flachere Jochbogen, wesshalb bei ihnen das Gesicht schmäler und der Schädel länger erscheint", sagt Rauch, der eine Stelle aus Baer (Bericht über die Zusammenkunft einiger Anthropologen) citirt: „Die Tataren von Kasan haben durchaus nicht breite Gesichter und abstehende Jochbogen, sondern schmale, oft lange Gesichter mit stark hervortretenden Nasen, die nicht selten die gekrümmte Habichtsform zeigen. Woher kommt es nun, dass andere Tataren, die nicht weit von den Kasan'schen in den Wolga-Uralischen Steppen wohnen und deren Sprache dieselbe ist, breitere Nasen, überhaupt ein viel roheres Aussehen haben? Ich suche den Grund in der verschiedenen Lebensart. Die Tataren in Kasan sind seit langer Zeit ansässig, leben in ordentlichen Häusern, die reinlich gehalten werden, und treiben Feld- und Gartenbau; Cerealien, besonders Weizen und Reis, bilden einen bedeutenden Theil ihrer Nahrung. Die Tataren in der Steppe dagegen sind Nomaden, leben nur von animalischer Kost und von Reinlichkeit ist bei ihnen keine Rede. Geht man noch weiter nach Osten, so findet man ebenfalls bei den Tataren das Gesicht immer breiter mit abstehenden Jochbogen. Der grosse Abstand der Jochbogen, gewöhnlich um so mehr mit Breite des Schädels verbunden, je entschiedener die Fleischnahrung ist, erinnert daran, dass die Fleischfresser unter den Thieren auch durch abstehende Jochbogen von den Pflanzenfressern sich auszeichnen, und lässt die Frage auftauchen, ob sich hierin nicht der Einfluss der Nahrungsmittel auf die Varietäten des Menschengeschlechts zeigt. Ich beantworte diese mit Ja, da bei allen Völkern, welche nur von animalischer Kost leben, der Jochbogen weiter absteht, als bei denen, welche eine bedeutende Menge Pflanzenstoffe verzehren, wie die Hindu und die Indogermanischen Völker in Europa."

Wenn also von den Türken gerühmt wird, dass sie auch in Bezug auf die Form des Schädels sich immer mehr dem Europäischen Typus nähern, so heisst das nichts anderes, als dass sie, aus schlechteren Lebensbedingungen in bessere verpflanzt, den mehr oder minder bedeutenden Prognathismus,

der ihnen ursprünglich ohne Zweifel angehaftet, verlassend zur Form der Civilisation, der ovalen, langsam hinstreben. „Diese Uebergangsformen, sagt Gerland mit Recht von den Türken, Ungarn, Finnen, entstehen dadurch, dass die Einwirkungen des einen Theiles der Erde allmählich nachlassen und andere beginnen.“ Damit kommen wir weiter, als wenn wir uns mit der beliebten Blutmischung (so auch Peschel, oben S. 186) zu helfen suchten. Für den Breitschädel, der die Slaven heute absondert von ihren Arischen Vettern in Europa und Asien haben wir (S. 175) bereitwillig Vermischung mit der Mongolischen Art zugegeben; obwohl auch hier der Einfluss der klimatischen Verhältnisse in dem gleichartigen, ungetrennten Gebiet diesseits und jenseits des Ural mit in die Wagschaale fallen muss: bei den Samojeden in dem Sibirischen Tiefland ist die Mongolische Art ausgeprägt, während ihre Nachbarn jenseits des Ural, die Ostjacken, mit den Finnen und Russen übereinkommen. Aber wer noch zweifeln wollte, was Verschiebung des Wohnplatzes und damit veränderte physische Einflüsse allein, ohne jede Blutmischung, für Veränderungen selbst im Schädelbau hervorzubringen vermögen, dem würden wir das Beispiel der Americaner und Oceanier entgegenhalten, bei denen jeder Verdacht einer Blutmischung fortfällt. Denn mit wem sollten sie sich gemischt haben, da sie die ersten Bewohner ihres Continentes resp. ihrer Inseln waren? Hier tritt die Sprache als treue Helferin ein, um uns kund zu thun, dass die Americanische, wie die Oceanische Bevölkerung jede von einem Stamme herkommen — und welche Verschiedenheit heute auch in den Schädeldimensionen! Ja bei den Eskimo, deren Stammeseinheit gewiss niemand bezweifeln wird, haben sich nach ihrer localen Distraction allmählich solche Verschiedenheiten im Schädelbau eingestellt, dass ein angesehener Anthropolog dadurch zu dem Irrthum geführt werden konnte, die Eskimo in drei Rassen, die Grönländischen, die Ostamericanischen und die Westamericanischen, zu trennen und es für eine „unzulässige Ansicht“ zu erklären, dass „die Eskimo ein und dasselbe Volk seien“! Und doch sind sie erst im 14. Jahrhundert in Grönland eingewandert! Bei der Uebereinstimmung, die gleichwohl im Ganzen sich in dem Eskimotypus zeigt, wird man die geringen Verschiedenheiten auf Rechnung der „spontanen

Abänderungen“ zu setzen haben, da die gleichgearteten physischen Verhältnisse hier keinen Erklärungsgrund abgeben können.

Das dritte der constanteren Rassenmerkmale, das Haar, steht in Bezug auf seine Farbe, wie jedermann weiss, in der engsten Verbindung mit der Hautfarbe: zur dunkeln Haut gehören dunkle Haare und Augen, der hellen Haut entsprechen blonde Haare und blaue Augen. Ausnahmen von der Regel z. B. rothes Haar bei Negern, schwarzes Haar bei uns auf völlig weisser Haut, finden sich, unsern Darlegungen von der Wandelbarkeit aller Rassenmerkmale entsprechend, häufig, aber sie bleiben doch die Ausnahmen. Diese Beziehung der Haar- zur Hautfarbe erklärt sich damit, dass das Pigment (S. 199) dasselbe ist in Haar und Haut. Bei den Negern kommen Individuen vor mit gefleckter Haut; sie zeigen die bemerkenswerthe Erscheinung, dass die Haare, die an den bleichen Stellen der Haut wachsen, bleich sind. Für das Pigment in den Haarzellen muss also dieselbe Erklärung genügen, welche für die Färbung der Haut gilt, nur dass die Haarfarbe leichter Veränderungen ausgesetzt ist. Dass im Alter die Haare grau werden d. h. den Farbstoff verlieren, ist eine gewöhnliche Erscheinung; aber auch schwerer Kummer oder heftiger Schrecken können eine plötzliche Bleichung der Haare bewirken.

Nicht anders steht es mit der Gestalt des Haares; auch hierbei ist die Einwirkung des Klimas unverkennbar, wenn es uns auch nicht vergönnt ist, die stille Arbeit der Natur greifbar vor Augen zu sehen. Schon Aristoteles weiss, dass „das menschliche Haar in heissen Gegenden hart wird, in kalten weich, dass das schlichte Haar weich ist, das krause hart“; dieser Satz ist auf die Thatsache gegründet, dass das harte, wollartige Haar, zugleich das schwärzeste, in der heissen Zone, das weiche, schlichte, zugleich helle in dem kühlen Norden erscheint, wo denn wieder, wie bei der Hautfarbe, Uebergänge aus der einen in die andere Zone führen. Ausser dem Wärmegrad wirkt auch die Feuchtigkeit auf die Gestalt des Haares ein. Aus der gründlichen Behandlung unseres Gegenstandes bei Rauch, Einheit des Menschengeschlechts, heben wir folgende Sätze hervor: „Feuchtigkeit und Hitze sind die beiden Factoren, welche Form und Wachsthum

der Haare zunächst modificiren. Wie durch trockene Hitze alle hornartigen Substanzen gekrümmt werden, so wird durch sie auch das Haar, das ja seiner Natur nach nichts anderes als ein dünner Hornstreifen ist, gekrümmt und aufgerollt, ebenso wie sich die Haare krümmen und zusammenrollen, wenn man sie nahe an's Feuer bringt (wie der Friseur mit erhitztem Eisen den Haaren die Gestalt gibt). Tritt zur Hitze noch die Feuchtigkeit hinzu, so verfilzt sich das Haar, während es in trockener Kälte lang und straff, in feuchter Kälte dick und struppig wird." Wenn damit auch nicht gerade jede Eigenthümlichkeit des Haarwuches an jeder Stelle der Erde erklärt ist, so ist für die Erklärung doch eine Basis gewonnen. Die Verschiedenheit des Querschnittes (S. 177) lässt auch eine Erklärung zu: das schlichte und straffe Haar bleibt cylindrisch und hat kreisrunden Querschnitt, das krause und wollige Haar plättet sich mit der Krümmung und hat elliptischen Querschnitt. Neben dem Klima wirkt die Lebensweise auf das Haar, die gute Pflege macht das Haar weich und geschmeidig, durch Verwahrlosung wird es struppig und hart. Desshalb sind die Frauenhaare in der Regel weicher, als die der Männer, und die gewöhnlichen Leute, die viel im Freien arbeiten, namentlich Landleute und Schiffer, haben harte Haare. Krankheit macht das Haar unwirsch — was man namentlich bei Thieren beobachten kann — und bewirkt das Ausfallen. Die Verfilzung, wie man sie bei den niederen Rassen trifft, ist ausser in den Einwirkungen des Klimas auch in der mangelnden Pflege begründet und der büschelartige Wuchs bei Papuanen und Hottentotten mag als ein Ansatz zur Verfilzung betrachtet werden, die sich nicht des ganzen Haarwuchses bemächtigte, sondern das Haar nur streifenweise zusammenflocht — welche Gestalt des Haares sich sodann durch Vererbung fortpflanzte und befestigte. Mit Recht sagt also Gerland: „Höhere Cultur verfeinert, lockt, geschmeidigt das Haar und nimmt ihm im Lauf der Zeiten die auffallenden extremen Formen." Hier bieten sich wieder als Beispiel dar die zu ethnographischen Mustern, wie es scheint, verurtheilten Türken und Ungarn, die aus straffhaarigen Mongolen zu lockigen Kaukasiern geworden sind. Bei den Negern in America hat man beobachtet, dass ihr Haar allmählich schlichter und länger wird, und aus den in America

eingewanderten Engländern haben das neue Klima und die neuen Lebensbedingungen einen ganz neuen Menschen, den Nordamericaner, gemacht, der sich, wie in der ganzen Art, so auch im Haarwuchs vom Mutterlande unterscheidet: das Haar ist dem der Eingebornen, der straffhaarigen Indianer, sehr ähnlich geworden. Und wie der veränderte Wohnplatz in Verbindung mit der gestiegenen Cultur auch auf das Haar einwirkt, das kann uns unser eigener Stamm beweisen: Germanen und Kelten waren mit blondem Haar und blauen Augen in ihre späteren Wohnsitze eingezogen, dies beweisen die Nachrichten der alten Römer und diesen sprechenden Zeugnissen stehen zur Seite die antiken Bildwerke, welche für beide Völker buschiges Haar zeigen. Die Römer der Kaiserzeit fanden an dem blonden Haar — das rothe hassten sie — solches Gefallen, dass man die eigenen schwarzen Haare kurz schor und blonde Perücken, die Frauen Chignons von blondem Haar trugen. Heute ist der buschige Wuchs fast ganz geschwunden und, die blonde Farbe ist in Frankreich der schwarzen gewichen, in unserm Vaterlande ist ein zweifelhafter Zustand eingetreten und die blonden Haare haben sich hoch in den Norden, nach England, Dänemark, Schweden zurückgezogen. Freilich kann man hier wieder Vermischung mit den früheren Bewohnern unseres Continentes einwenden, die, wie wir annehmen können, dunkelfarbig und dunkelhaarig waren; aber diese Einrede fällt bei den Juden ganz weg: sie zeigen, obwohl sie ohne Zweifel schwarzhaarig waren, als sie ihre Heimath verliessen, um sich über alle Länder der Erde zu zerstreuen, heute in den nördlichen Ländern z. B. Polen, ja selbst unter uns vielfach blonde Haare und blaue Augen — und Blutmischung wird bei ihnen wohl niemand in Anschlag bringen wollen.

So offenbart sich uns überall, wie die Menschheit mit hundert Fäden an die umgebende Natur gekettet ist, wenn es uns auch nicht in allen Fällen gelingt, diese feingesponnenen Fäden dem Auge bloss zu legen. Manche Differenzirungen wie z. B. die Unterschiede im Bau des Beckens, des Fusses etc. werden uns in ihrem Ursprunge wohl für immer unerklärlich bleiben: sie gehören zu dem „unerklärten Rest“, den „spontanen Abänderungen“, wovon Darwin spricht (S. 202), es sind zufällige Variirungen, die sich mit der Länge der

Zeit vererbt haben. Den Neger sondert z. B. nicht das engere, keilförmige Becken (gegenüber dem ovalen Becken des Europäers) oder der Plattfuss von der übrigen Menschheit ab, da immerhin alle Knochen des Menschen-, auch des Negerskeletts vom thierischen, namentlich dem Affenskelett kennbar verschieden sind und da verschiedene Form des Beckens, auch die negerhafte, bei allen Rassen, wenn auch nicht als Regel, getroffen wird. Dem „unerklärten Rest" steht die grosse Masse der Fälle gegenüber, wo uns ein deutlicher Einblick in die Werksätte der Natur gestattet ist. Wenn Klima und Bodenverhältnisse, überhaupt die neuen Lebensbedingungen es nicht sind, was ist es denn, was die Umformung herbeigeführt hat, welche aus dem einen Urstamm des Menschengeschlechts fünf oder gar 150 Rassen gemacht hat? Die heisse Zone ist das Gebiet der Schwarzen, der Neger und negerartigen Stämme, unter welchem allgemeinen Ausdruck man uns hier gestatten mag auch die Australier unterzubringen; die gemässigte Zone füllen die Europäische und die Asiatische Rasse in dem zusammenhängenden Ländercomplex der alten Welt — es ist, wie wir gleich zeigen wollen, eine Folge der uralten, vom Hindu-Kusch sich herschreibenden Trennung nach Osten und Westen, dass es nicht bei e i n e r geblieben ist, sondern zwei sich in den Besitz theilen; und im Norden dieses Länderganzen zieht sich ein Saum, den man besonders abtrennen zu müssen glaubt, die Arktiker am Polarkreise. Sind dies nicht Zonen, R a s s e n z o n e n, wie man passend sagen könnte? Hat also Gerland nicht Recht, wenn er die Trennung des Menschengeschlechts in Rassen „eine Breitenentwickelung" nennt? dass in der neuen Welt das Verhältniss sich nicht in derselben Weise wiederholt, d. h. dass das Americanische Continent, obwohl durch vier Zonen reichend, nicht seine Neger in der Mitte, im Norden und Süden seine Kaukasier hat, ist eben ein offenkundiger Beweis dafür, dass die Americanische Rasse abgezweigt ist aus der alten Welt und im Wesentlichen fertig war, als sie in dem neuen Continent zu circuliren begann (unten Cap. XV). Wie trotzdem Zonenunterschiede sich in America gebildet haben unter der im Allgemeinen gleichartigen Bevölkerung, haben wir gesehen, und zudem lässt sich America in Bezug auf geographische Gestaltung nicht wohl mit der alten Welt vergleichen: die

verticale Gestalt ist anders, da das kältere Hochland dem heissen Tieflande überall näher rückt, als in Africa, und die horizontale ebenfalls, da der auf das Klima temperirend wirkende Ocean nirgends zu fern ist, während in der starren und breitgedehnten Africanischen Landmasse die Hitze der Sonnenstrahlen ungezügelten Spielraum hat.

Aber die braunen Eskimo im hohen Norden und die gelben Mongolen mit uns auf derselben Breite? warum sind die Mongolen nicht weiss wie wir, und die Arktiker nicht die weissesten der Menschen? Die Beantwortung dieser Frage nöthigt uns einen Blick rückwärts zu werfen und den Vorgang der Rassenentstehung, soweit dies möglich ist, mehr zu ahnen als zu beleuchten.

In den Thälern des Hindu-Kusch erwuchs, wie wir angenommen, die erste Menschheit; hier entstand der erste Stamm, der erste Menschen verein, also auch die erste Rasse. Welcher Art war sie? War es ein halbthierisches Geschlecht, wie uns Darwin die „Urerzeuger" des Menschengeschlechts malt (I S. 14), so war es freilich eine rohe Form und die heutigen Wilden genügen schon nicht mehr, uns ein Bild von der Urrasse zu geben, da sie sich über jene Urerzeuger-Form bedeutend erhoben haben. Aber es hängt ja, wie Darwin weiter sagt (S. 59), von der Definition ab, die wir anwenden wollen, was wir Mensch nennen, und so konnten wir weder jene Urerzeuger Darwins für Menschen halten, und haben auch dem „sprachlosen Urmenschen" Haeckels (S. 59) den Namen Mensch versagen zu müssen geglaubt. War die Urrasse also ein Geschlecht von vollendeter Schönheit, wie etwa heute die schönsten der weissen Rasse oder gar noch schöner? dies noch viel weniger, das würde einen langen Entwickelungsgang verleugnen, dessen Resultat heute die Kaukasische Schönheit ist. Was war also die Urrasse? Keines von beiden, sondern die Ausgangsform zu beiden, durch Veredelung zur besten Form, durch Verkümmerung zu der Gestalt unserer heutigen Wilden; wir stellen also unsern Adam weder zur Kaukasischen noch zur Negerrasse, sondern in die Mitte von beiden. Fast jede Rasse hat das Glück gehabt, einen Vertreter zu finden, der sie für die Urrasse ausgab; aber in der That kann keine der jetzt existirenden Rassen als die ursprüngliche gelten, aus

welcher durch Differenzirung die anderen hervorgegangen seien; denn sie alle sind ihren besonderen Verhältnissen angeglichen und setzen einen langen Entwickelungsgang voraus. Geradeso verhält es sich ja mit den Sprachen: keine der lebenden Arischen Sprachen und auch keine der gestorbenen, die wir aus den hinterlassenen Literaturen kennen, ist die Arische Ursprache, aus der die übrigen abgeleitet wären, und so wird man auf dem Erdenrund vergebens nach der Ursprache des Menschengeschlechts suchen. Der Urmensch existirt nicht mit mehr, aber ein Schluss steht fest: da er am Hindu-Kusch erwachsen ist, so kann der Neger oder Australier heute nicht sein Bild sein. Dass Blumenbach die Kaukasische Rasse für die Stamm- oder Mittelrasse nahm, die Mongolische und Aethiopische für die Extreme, in welche die Kaukasische ausgeartet, war ein lichter Gedanke, welcher der Wahrheit wenigstens nahe kommt. Am Hindu-Kusch förderten die günstigen Verhältnisse die Entwickelung des Naturlebens; zu dieser Annahme ermuthigte uns die geographische Betrachtung jener Thäler (I S.137), und die Betrachtung der Sprachentwickelung hat unsere Vermuthung zur Gewissheit gemacht. Als aber die Menschheit langsam vorwärts fluthend nach allen Seiten sich weiterverbreitete, da verfiel sie dem Schicksal, welches in der Natur der neuen Wohnplätze vorgezeichnet war seit Anbeginn: die Breitenentwickelung konnte nur zum Schlimmeren führen, da zu beiden Seite die Extreme drohten, im Norden die kalte, im Süden die heisse Zone, und nur die Längenentwickelung, die sich in den Grenzen hielt, wo es gut war, konnte erspriesslich sein. Aber dies zu erkennen fehlten der werdenden Menschheit die Mittel, sie trieb vorwärts ohne Wahl, nach allen Seiten, soweit der Fuss noch Boden fand, und so kam ein grosser Theil der Menschheit in unfertigem Zustande, möchten wir sagen — und wir schliessen dies aus der Sprache, die über die erste und zweite Stufe nicht hinausgekommen war — in eine Umgebung, welcher Körper und Geist zum Opfer fielen. Schutzlos waren die ersten Menschenwellen, die etwa das Innere von Africa oder das Australische Continent erreichten, der Macht einer widerstrebenden Natur preisgegeben, da sie nicht gelernt hatten, physischem Drucke mit geistiger Ueberlegenheit zu begegnen und sich überall wohnlich einzurichten, wie es heute der Europäer thut, der in allen Zonen zu leben

weiss, da er in alle das einzig wirksame Gegenmittel, seine Cultur, d. h. ja auch die leibliche Pflege, mitbringt. Das war die erste Schicht, die wir, da der Name des Cham wenig fassbar ist, nach dem Sohne die Kuschitische nennen wollten (S. 26) die Farbigen aller Länder und Zonen, das über die ganze Erde gebreitete Urgestein, über welches danach in den besseren Strichen die Arische Humusdecke sich breiten sollte.

Ueber die ganze Erde, sagen wir. Denn auch in den besseren Strichen, in welchen hernach Sem und Japhet ihre Hütten aufschlugen, ging ihnen ein dunkles Geschlecht von niederer Cultur voraus. Eine dunkelfarbige Menschheit füllte, wie wir gesehen, die Länder Vorderasiens, als der Tag der Geschichte begann; es waren die Kuschiten (im engeren Sinne), deren Reste noch heute die Draviden sind. Für sie hatten Euphrat und Ganges vergebens ihr Füllhorn ausgeschüttet, sie blieben trotz aller Fortschritte eine niedere Art, welche wandernden Hirten aus besserem Geschlecht erliegen musste. Warum? nur weil sie, wie wir sagten, unfertig waren, wofür unser einziges, aber competentes Zeugniss die Sprache ist: als ihre Urväter sich abtrennten vom Mutterstamme am Hindu-Kusch, hatte man dort noch nicht die Flexion gefunden. So waren für unsere ehrsamen Vorgänger auf unserem Boden die gepriesenen Vorzüge Europas, die heute unsere Grösse und Ueberlegenheit erklären müssen, wirkungslos: sie wurden zu dem finsteren Geschlechte der Höhlenbewohner, sprechen wir es nur aus: zu Wilden, deren gräuliche Lebensart uns Entsetzen einflösst. Es war die ausserordentliche Gunst der physischen Verhältnisse, die die alten Aegypter zu einer besseren Stufe hob und dasselbe gilt von den Tschinesen, die alt und modern zugleich sind. Aber weiss sind die Tschinesen nicht geworden, sowie sie sich dem weissen Gesicht gegenüber kaum mehr widerstandsfähig gezeigt haben, wie die Farbigen der anderen Zonen; ihre Sprache hat uns in ihnen eine uralte Absonderung vom Mutterstocke, das älteste Volk der Erde gezeigt.

„Wanderung vor höher entwickelter Bildung hat alle Völker in der Entwickelung gehemmt; durch die neue Heimath sind viele Völker von früher erreichter Höhe herabgedrückt; alle Naturvölker sind gesunken im Verhältniss zum dem, was

sie einst waren oder was sie zu werden die Anlage hatten", so sagt Gerland sehr richtig und wir müssen den Muth loben, womit er die erkannte Wahrheit der herrschenden Meinung zum Trotz ausspricht. Seiner Beweisführung nachzugehen, müssen wir dem Leser überlassen: uns hat einzig die Betrachtung der Sprachentwickelung zu demselben Resultat geführt, das wir eben mit dieser Waffe gegen alle Anfechtung sicher gestellt zu haben glauben. Keinem der farbigen Völker und Stämme ist es gelungen, seine Sprache zu der höchsten Stufe, der Flexion, weiter zu bilden; auf der Wanderung verhärtete sich der aus der Urheimath mitgenommene Bestand, und als das Schieben und Drängen zur Ruhe kam und Stamm und Volk in dem erwanderten Wohnsitz sich zu entwickeln begann, da erlangte die Sprache mit den Zuständen überhaupt, wenn dieser Wohnsitz, wie bei Tschinesen und Mexicanern, ein günstiger war, Verbesserung und Verfeinerung, ohne jedoch in der Grundlage die unfertige Art, die niedere Stufe zu überwinden — eben wie ja auch das farbige Gesicht nirgends zum weissen wurde. Die Unglückseligen aber, die in die Länderextreme, wo besser nie Menschen hingekommen wären, gerathen waren, verkümmerten an Körper und Geist, mit der thierischen Rohheit verband sich das abschreckende Aeussere, das eher an das Thier, als an den Menschen erinnert, sodass die Sprache zuletzt noch als einzige Zeugin einer früheren besseren Zeit geblieben ist. Jetzt noch in dem Neger oder Australier die Urbilder der werdenden Menschheit erkennen zu wollen, hiesse das Gestrüpp, das man in Island oder Grönland unter dem Namen Birke hat, für die ursprüngliche Form erklären, aus der durch Veredelung unser stattlicher Birkenbaum entstanden sei, es hiesse die Sache in's Gegentheil verkehren. Damit haben wir dem Standpunct, den wir bereits früher (S. 64) in dieser Frage genommen, eine Stütze gegeben. Wir wissen aber jetzt auch, warum die Eskimo oder überhaupt die Arktiker nicht die weissesten aller Menschen sind. Sie trugen das dunkele Gesicht bereits in ihre heutigen Wohnsitze; es konnte dort bei der Verwahrlosung, dem Schmutze und der elenden Nahrung (Fleisch und Fett der Seehunde und Walfische) nur noch dunkler werden. Das Gesetz, dass Hautfarbe, Haare und Augen, je weiter

nach dem Norden, desto heller werden, hat seine Grenze, wo die Arische Cultur aufhört d. h. jenseits der Hebriden.

Während so die ersten Versuche der unreifen Menschheit, die Erde zu gewinnen, im günstigsten Falle verfrüht erscheinen, in den meisten Fällen einen kläglichen Ausgang nahmen, da nicht der Mensch die Erde, sondern die Erde den Menschen bezwang, wuchs am Hindu-Kusch die Menschheit aus zu voller Menschenkraft, reifte dort das Geistesleben bis zur Gewinnung des Höhe punctes in der Sprachentwickelung, und veredelte sich zu gleich die Körperform zur Arischen Rasse. Flexion und Arische Rasse sind ursprünglich gleichwerthig und decken sich im Wesentlichen auch heute noch. Als die Arier und vor ihnen schon die Aramäer auszogen, nahmen sie das helle Gesicht mit; sie zogen aus, um die Arische oder wie man sie jetzt gewöhnlich nennt, die Kaukasische und wie man sie nennen wollen, die Europäische Rasse über die Erde zu breiten. Ihre Ausbreitung ist vorzugsweise eine Längenentwickelung, die gesegnete Strasse vom Hindu-Kusch bis zu den Säulen des Hercules und den Britischen Inseln, gleichweit entfernt von der erstarrenden Kälte des nordischen Eises wie von der versengenden Gluth des africanischen Sandes. Hier zeigte sich fröhlicher Fortschritt allerwegen, das war die Bahn, welche die Cultur oder was hier dasselbe heisst, die Geschichte einschlug. Und gerade in dem glücklichen Instincte, der die letzten Absonderungen aus dem Mutterlande der Menschheit die Extreme nach der einen wie der andern Seite meiden liess, ist die bessere Bestimmung der Aramäischen und Arischen Art deutlich vorgezeichnet: dem Stamme, der sich nach Sibirien oder in die Sahara verirrt hätte, wäre es vielleicht besser, aber nicht viel besser ergangen, als Negern und Eskimo. Die Aramäer hatten das Nächste ergriffen und waren dadurch zu Schaden gekommen; die Arier fanden den Weg nach Europa, für sie erhielten die Vorzüge des neuen Continentes, die zur Zeit der Höhlenbewohner geschlummert hatten, Leben und Kraft, und von diesen unterstützt, erstiegen sie in beständigem Fortschritt die Höhe, welche sie heute den Völkern der Erde überlegen macht. Den Asiatischen Osten aber jenseits des Hindu-Kusch, obwohl er gleiche Berechtigung und gleiche Befähigung hatte in die Arische Längenentwicke-

lung eingeschlossen zu sein, sperrte ein eigenthümliches, aber ebenfalls in der physischen Beschaffenheit des Landes begründetes Geschick zu seinem Schaden gegen die bessere Art ab: die geographische Scheidewand (I. S. 233) hatte Tschina den im Westen des Hindu-Kusch sich vollziehenden Wanderungen und Wandelungen entrückt seit Anbeginn, während es ebenso gut ein anderer, nach Osten sich breitender Flügel des die Welt umspannenden Arierthums werden konnte. Hätte Tschina, als es Zeit war, einen Arischen Ueberguss erhalten, so wäre dort vor diesem die gelbe Rasse geschwunden, wie die Kuschiten in Vorderasien, die Tschinesen gehörten heute zur Kaukasischen Rasse wie ihre Sprache zu den flectirenden, und ihre unnatürliche Verbindung mit den Mongolen wäre gelöst; so waren sie dem Geschick verfallen gelb zu bleiben für immer und trotz aller Fortschritte auch sonst nicht zu werden wie Europäer.

Somit haben wir den Grundstein unserer Ueberlegenheit gefunden: die Hoheit der Arischen Art. Nicht die geographischen Vorzüge Europas sind es in erster Linie, die uns gross gemacht und den Herrscherstab über die Welt in die Hand gedrückt, sondern die Arische Hoheit, die sich herschreibt vom Hindu-Kusch, die Arische Art, die zum Herrschen geboren war und dazu das beste Land, Europa, fand oder sich suchte. Die weniger gerüstete Art muss fallen im Kampf um das Dasein vor der besser gerüsteten, das ist das seit Anbeginn waltende Gesetz der Natur, das keine Macht der Erde zu wenden vermag: die Farbigen müssen den Weissen zur Beute werden; sie weichen allerwärts zurück, wo sich das weisse Gesicht zeigt. Die Zahl der Urbewohner Americas zur Zeit der Entdeckung hat man auf etwa 13 Millionen berechnet, jetzt zählt man kaum 2 Millionen. Die Australier, deren Classificirung uns so lebhaft beschäftigte, zählen vielleicht noch nicht $1/_{10}$ Million und von den Urbewohnern der Australien im Süden vorgelagerten Insel Tasmania, die 1803 von Europäern zuerst besiedelt wurde, starb 1869 der letzte. Ebenso nimmt die Bevölkerung auf den Inseln der Südsee in erschreckendem Maasse ab, sodass man fast die Zeit berechnen kann, wo sie auf manchen dieser Inseln vollständig ausgestorben sein wird. Den Europäer hat seine Ueberlegenheit zu dem Gedanken verwöhnt, dass es ihm erlaubt sei, die ganze

Welt zu seinem Nutzen auszubeuten: in allen Ländern, die ihm begehrenswerth erschienen und Gewinn verhiessen, hat er Niederlassungen gegründet, und seine Schiffe beherrschen die Meere. So ist er in der That, wie man bemerkt hat, allgegenwärtig auf der Erde; nicht nur, dass er die guten Gründe Americas den Rothhäuten abgenommen hat, er hat auch Australien, dem Stiefkinde unter den Erdetheilen, ein ungewohntes Leben aufgezwungen, und obwohl ihm das Klima des tropischen Africa den Tod droht, hat er sich auch an dessen Küstensaum angenistet, leider um hier und da das schändlichste aller Handwerke zu treiben, die Schwarzen, die er — aus naheliegenden Gründen, I. S. 235 — nicht wie die Rothen und Braunen gänzlich ausser Besitz setzen kann, einzufangen und in die Sklaverei zu schleppen. Von Asien sind weite Strecken längst gewohnt den Europäern zu gehorchen und Tschina, das unermessliche Reich, welches mit seiner Volksmasse Europa erdrücken könnte, hat die Uebermacht und den Uebermuth kleiner Nationen Europas bereits fühlen müssen.

Uebermuth, sagen wir; nicht als wenn es bloss der Uebermuth oder die Habgier wäre, was die Europäer hinaustreibt in die Fremde, es ist der Zwang des Naturgesetzes: da es ihnen in ihrem Vaterlande zu enge wird, so gehen sie hinaus und ringen um Raum und Nahrung, um Luft und Licht, wie wie es alle Geschöpfe thun. Dass es dabei nicht ohne Kampf und ohne Vernichtung des einen der Streitenden zugeht, ist selbstverständlich: das ist ja eben der „Kampf um das Dasein" (I S. 10), der Kampf in welchem nicht, wie es im Sprüchwort heisst, der Klügste nachgibt aus freier Wahl, sondern der Schwächere, weil er muss. Das Leben zertrümmert die Ideale, und so wenig bei uns die Kriege je aufhören werden, wo sich zwei Nachbarn in ihrem Besitzstand auseinanderzusetzen haben, so wenig wird sich der feindliche Zusammenstoss der Weissen mit den Farbigen vermeiden lassen, in welchem die letzteren entweder weichen oder untergehen müssen. Wir verabscheuen im Interesse der Menschlichkeit die schändliche Uebervortheilung der harmlosen Geschöpfe, die ihren werthvollsten Besitz, grosse Stücke Landes für Gegenstände von geringem oder gar keinem Werth, z. B. 13,000 Morgen Landes für 48 Aexte, und (was verhältnissmässig schon

gut bezahlt war) Länderstrecken so gross wie ganz Irland für Waaren im Werthe von etwa 8000 Pf. St. hergaben, wir verabscheuen namentlich die Grausamkeiten, wie sie in der Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen auf jedem Blatte gemeldet werden, und wie sie leider auch heute noch verübt werden: dass man die Brunnen vergiftete, wo die Indianer ihr Wasser holten, dass man die Kleider von solchen, die am Scharlach oder an den Blattern gestorben waren, in den Wäldern niederlegte, damit die Indianer sie nehmen und die Krankheit in ihrem Stamme verbreiten sollten, dass in Australien die Frauen von Ansiedlern unter das Mehl, welches sie den bettelnden Eingebornen schenkten, Arsenik mischten, ja dass man dort nach dem Essen mit Büchse und Jagdhund in die Wälder ging, um zum Vergnügen Jagd auf die Wilden zu machen. Aber wir warnen auch vor übertriebener Sentimentalität, die hier nicht überall angebracht ist: Lamanon, der Begleiter La Perouse's, erzählt Peschel, behauptete eines Abends im Gespräche mit seinen Begleitern, dass die Wilden viel besser seien, als wir Culturmenschen. Am andern Tage wurde er von ihnen erschlagen. Genau ebenso schrieb Helfer (der Indien bereist hat) einen Tag, bevor ihn die Andamanen ermordeten, in sein Tagebuch: „Das also sind die so gefürchteten Wilden! Sie sind furchtsame Kinder der Natur, froh, wenn ihnen nichts böses zugefügt wird.“ Das kann uns, wenn wir hier überall Macht vor Recht gehen sehen, in vielen Fällen ein Trost sein, dass es wirklich eine rohe Art ist, welche vertilgt wird, wiewohl nicht geleugnet werden soll, dass es mit der Civilisation, die den Naturkindern aufgezwungen werden soll, auch seine besondere Bewandtniss hat: in den meisten Fällen ist es abgefeimte Bosheit, Habgier und Selbstsucht, die vor den Wilden unverhüllt zur Schau getragen wird, und das Bemühen der Missionäre, die das Evangelium predigen, wird contrastirt durch das Leben derjenigen, die dieses Evangelium bekennen. Es sind ja eben, wie man weiss, nicht immer die besten Subjecte, die wir nach America schicken, und so schleichen sich mit der sogenannten Civilisation auch gräuliche Lasterein, welche den Naturkindern bisher unbekannt waren, wovon der Branntwein, den man gewöhnlich nennt, noch lange nicht das schlimmste ist. Darum befremdet es uns nicht, wenn die Wilden, wie dies in dem Seume'schen Gedichte seinen

Ausdruck gefunden hat, dem Europäer gegenüber sich für „bessere Menschen“ halten.

In den meisten Fällen wird aber auch das Bemühen, Europäische Civilisation unter den Wilden zu verbreiten schon dadurch wirkungslos, dass diese es nicht über sich bringen können, den liebgewordenen Gewohnheiten der Väter zu entsagen. Welche Mühe hat es Karl dem Grossen gekostet, die Sachsen, wo doch die Kluft nicht so gross war, zum Christenthum und zur Fränkischen Art zu bekehren! „Ein junger Botocudenknabe, erzählt Peschel, wurde von einer Brasilianischen Familie in Bahia erzogen, besuchte die Gymnasien, die Universität, erwarb sich das Doctordiplom und practicirte eine Zeitlang als Arzt in Bahia. Eine tiefe Schwermuth war immer der Grundzug seines Charakters gewesen. Eines Tages verschwand er, und nach Jahren erhielten seine Pflegeeltern die sichere Kunde, dass er Kleider und Erziehung abgestreift und nackt mit seiner Horde in den Wäldern umherstreife. So hatte der Admiral Fitzroy einen Feuerländer nach England mitgebracht, wo er Jemmy Button getauft, erzogen und in vornehmen Gesellschaften als Schoosskind verhätschelt wurde. Um ihn nach seiner Heimath zurückzubringen, wurde eine Expedition gerüstet, auf der Darwin seine Fahrt um die Erde vollzog. Jemmy Button, der in Europa stets Handschuhe und blankgeputzte Stiefel getragen hatte, wurde, in seine Heimath zurückgekehrt, sogleich ein nakter, ungewaschener und ungekämmter Feuerländer, wie er gewesen war, und unterschied sich 1855 nicht mehr von den Seinigen. Ein anderer bekannter Fall dieser Art betrifft einen Australier, Namens Bungari, der in Sydney erzogen wurde, auf dem Gymnasium Preise sich erwarb und ein gutes Latein sprach, dennoch aber später aus der Civilisation in den Busch entsprang, und hinterdrein geäussert hat, die Erziehung habe ihm nichts genützt, als dass er sein Elend gewahr geworden sei.“ Die Schwierigkeit, Jägerstämme an ein sesshaftes Leben zu gewöhnen, fährt Peschel fort, besteht nicht darin, dass sie nicht nach unserer Art leben könnten, sondern dass sie nach ihrer Art leben wollen. Sie betrachten jede Arbeit als erniedrigend und nur die Jagd als standesgemäss und manneswürdig. Der schwarze Mann arbeitet nicht, sagen die Australier, denn er ist von edler Geburt.“ Verwundert sehen die Eingeborenen zu, wie die Europäischen Ansiedler das Land pflanzen, nicht um es

zu lernen, sondern verächtlich den Rücken zu kehren. Freilich sind nicht alle so kurzsichtig. „Siehst du nicht, so sprach ein Indianer, dass die Weissen von Körnern leben, wir aber vom Fleisch? dass dieses Fleisch mehr als zwölf Monde braucht, um zu wachsen und oft selten ist? dass jedes jener wundervollen Körner, welches sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundert zurückgibt? dass das Fleisch, von welchem wir leben, vier Beine zum fortlaufen hat, wir aber nur zwei, um es zu erhaschen, die Körner aber da, wo sie die Weissen hinstreuen, bleiben und wachsen? darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der mich hören will: bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben sein und die Ahornbäume aufhören uns Zucker zu geben; wird das Geschlecht der kleinen Kernsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wenn diese Jäger sich nicht entschliessen, auch zu säen.“ Diese Worte, die zugleich eine Probe von dem Scharfsinne der verschrieenen Wilden geben können, enthalten die Wahrheit, dass Jägervölker, die, wie die Raubthiere, ein grosses Gebiet zur Gewinnung ihres Lebensunterhaltes brauchen, den Ackerbauern gegenüber, die auf kleinem Raum unendlich viel mehr gewinnen, überall den Kürzeren ziehen müssen. Darum vermochten, wo der Ackerbau bei der Entdeckung des Landes getrieben wurde, die Eingebornen wenn auch nicht den Europäischen Eindringlingen zu widerstehen, so doch ihre Existenz zu behaupten bis auf den heutigen Tag, da der Uebergang in die neuen Verhältnisse dadurch wesentlich erleichtert war: in Mexico und Peru treffen wir noch heute die Nachkommen der Indianer zahlreich, während sie in anderen Theilen Americas vollständig verschwinden, und zwar ebenso wohl aus freier Wahl, wie durch die Waffen ihrer Bedrücker: sie sterben lieber in stiller Resignation, als dass sie sich der Europäischen Civilisation anbequemten; man kennt Fälle, wo sie sich schaarenweise selbst das Leben nahmen, der ehelichen Gemeinschaft entsagten und die Kinder tödten, damit der Stamm zu Grunde ginge.

Den Process, der mit dem Untergang der Farbigen oder mit ihrem Aufgehen in der weissen Art enden wird, vermögen wir also nur menschlicher zu machen, nicht aufzuhalten, und wer die Habsucht und Blutgier der Europäischen Eroberer allein verantwortlich machen wollte, den müssten

wir der Kurzsichtigkeit zeihen, da er übersieht, dass es ja so war seit Anbeginn: wie im Privatleben der Besitz wechselt und der Reichthum vom Faulen und Unwissenden übergeht in die Hände des Fleissigen und Unterrichteten, so muss im Leben der Völker das abgestandene, in Schlaffheit versunkene Volk dem frischeren und lebenskräftigen, und was hier besonders zu betonen ist, das niedere, weniger entwickelte Geschlecht dem höheren den Platz räumen: die Arier drängten in Indien eine zahlreiche Bewohnerschaft aus ihrem Besitz, zerrissen die Fäden ihrer Entwickelung und warfen sie in die Berge, wo sie der Verkümmerung preisgegeben war, und in Europa warfen sie ein blühendes Geschlecht auseinander, von dem heute die Basken der einzige Rest sind. Und wer nach Beispielen von Grausamkeit und Blutgier sucht, der schlage die Bibel auf und überzeuge sich, mit welchen Mitteln die Hebräer ihre Vorgänger, die Kananiter, depossedirt haben: „Der Herr sprach zu Josua: Siehe ich habe Jericho sammt ihrem Könige und Kriegsleuten in deine Hand gegeben. Diese Stadt und alles, was darin ist, soll dem Herrn verbannet sein. Und sie verbanneten Alles mit der Schärfe des Schwertes, beide, Mann und Weib, Jung und Alt, Ochsen, Schafe und Esel. Aber die Stadt verbrannten sie mit Feuer und alles, was darin war. allein das Silber und Gold und eherne und eiserne Geräthe thaten sie zum Schatz in das Haus des Herrn.“ Nicht anders erging es, wie gleich darauf erzählt wird, der Stadt Ai, deren Einwohner erwürgt und deren König an einen Baum aufgehängt wurde. Grausamer noch wurden die fünf Könige der Amoriter tractirt, die Josua besiegt hatte in der Schlacht, in welcher er die Sonne hatte stillstehen lassen: „Da aber diese fünf Könige zu Josua herausgebracht waren, rief er dem ganzen Israel und sprach zu den Obersten des Kriegsvolks: Kommt herzu und tretet diesen Königen mit Füssen auf die Hälse. Und sie kamen herzu und traten mit Füssen auf ihre Hälse. Und danach schlug sie Josua und tödtete sie und hängte sie an fünf Bäume; und sie hingen an den Bäumen bis zum Abend.“ Und so erging es allen Kananitern, es durfte „nichts übrig bleiben, das den Odem hatte.“ Dagegen könnte es fast wie eine besondere Mässigung aussehen, dass am Euphrat die Kuschiten gegen die einziehenden Aramäer noch so lange ihre Existenz fristeten — wenn diese schein-

bare Mässigung nicht auf dem Zwang der Verhältnisse beruhte, da man des auf dem begünstigten Boden herangereiften Geschlechtes nicht so leicht Herr wurde, dieses vielmehr, wie wir gehört haben, insofern der Herr blieb, als es den neuen Ankömmlingen seine Cultur aufzwang. Die Aramäer am Euphrat und in Kanaan, und ebenso die Arier in Indien und Europa hatten nicht mehr und nicht weniger Recht auf den Besitz des occupirten Landes, als heute etwa die Engländer auf den Besitz von Australien; die eigenthümliche Verzerrung der Verhältnisse liegt nur darin, dass die Hebräer mit der Vertilgung der Kananiter ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun glaubten. Die Berufung auf den Cham'schen Fluch (I S. 172) brächte uns nicht weiter, da einmal Kanaan mit Cham nichts zu thun hat, sodann die leidige Consequenz für die heutigen Zustände sich ergeben würde: wer darin, dass heute noch, und zwar in grossartigem Maassstabe, das dunkle Geschlecht weicht, im Ernste die Vollstreckung eines in uralter Zeit prophezeiten Strafgerichts erkennen will — auch an solchen hat es nicht gefehlt — dem fällt die Last des Nachweises zu, warum dem Sem, der doch auch erlegen ist, sein Schicksal nicht richtiger prophezeit war, und warum heute die Sache zum Theil in's Gegentheil gekehrt ist: Sem ist der Knecht Chams d. h. die Türken beherrschen Vorderasien.

Unser Ergebniss ist also, dass sich die Rassenbildung, wie die Bildung der Sprache, vollzogen hat in einer Zeit, die durch keinen Strahl der Geschichte erhellt wird, aber nicht, wie die der Sprache, im Urlande der Menschheit, sondern in dem erwanderten Lande, nachdem auf die Zeiten des Drängens und Schiebens die Ruhe und Sammlung gefolgt war, welche die nothwendige Vorbedingung war, wenn sich unter den Einwirkungen der physischen Verhältnisse ein Rassencharakter gestalten sollte. Die Rassenbildung ist also autochthon, so autochthon, wie die Völker der Erde kaum etwas anderes aufzuweisen haben. Die Geschichte hat keine Rassenbildung gesehen, obwohl sie von den Wanderungen der Völker in ganz entfernte Wohnsitze zu erzählen weiss; was sie gesehen von solchen Vorgängen, ist im Ganzen und Grossen nur Differenzirung innerhalb derselben Rasse, Ansätze zu neuer Rassen-

bildung, leichte Verschiebungen der Rassengrenzen. Zu der Zeit, wo es uns erlaubt war den ersten Blick in das Innere des Africanischen Continentes oder in das Reich der Mitte zu werfen, waren hier die gelben, dort die schwarzen Menschen; sie waren es auch wohl schon zu der Zeit, als die Genesis entstand. Je ausgedehnter der Zeitraum ist, während dessen die unmerkbare Arbeit der Natur auf die körperliche Beschaffenheit eines Volkes unausgesetzt wirken konnte, mit andern Worten je länger ein Volk in denselben Strichen wohnt, desto mehr verhärten sich die typischen Unterschiede und vererben sich mit wunderbarer Zähigkeit auf die fernsten Generationen. Jetzt ist das Pigment, welches die Haut färbt, unzerstörbar; die beste Seife muss ihren Dienst versagen: der Mohr lässt sich nicht weiss waschen. Wie dauerhaft der Rassentypus selbst nach Veränderung des Wohnsitzes ist, zeigt das Beispiel der Juden; sie haben, obwohl sie seit 18 Jahrhunderten über alle Länder der Erde zerstreut sind, getreulich die bekannten Züge bewahrt: das Judasgesicht auf dem Abendmahl des Italienischen Meisters Leonardo da Vinci († 1519) ist genau dasselbe, wie wir sie heute noch sehen, und wie sie bereits auf den Bildwerken des alten Aegyptens dargestellt sind. Ebenso bekunden die schweifenden (erst im 14. Jahrhundert in Europa erscheinenden) Zigeuner ihre Indische Herkunft noch heute, wie in ihrer Sprache so in ihren typischen Eigenthümlichkeiten von der braunen Gesichtsfarbe bis zu den langen Schenkeln und dünnen, zugespitzten Fingern, wie sie die Hindus haben. Wie auf den Monumenten des alten Aegyptens der Indische, wie der Negertypus getreu abgebildet ist, so sind andrerseits die heutigen Fellahin, die Bauernbevölkerung am untern Nil, ziemlich genau die Aegypter der Monumente. Hieraus glaubten die Anhänger der Pluralität der Menschenart den Beweis herleiten zu können, dass jede Rasse in dem Mittelpuncte ihres Gebietes von eigenen Stammeltern entsprossen sei, die bereits mit den typischen Eigenthümlichkeiten der Rasse behaftet gewesen seien; die Uebergänge auf den Grenzgebieten aber seien durch Vermischung entstanden. Man hat die 600 Jahre der biblischen Chronologie (I S. 236) herbeigezogen und geltend gemacht, dass, wenn in den vier Jahrtausenden, über welche unser Blick zurückreicht, keine nennenswerthe Veränderung des Typus

constatirt werden könne, die übrigbleibenden zwei Jahrtausende nicht ausreichten, um aus einer Urform so feste Formen entstehen zu lassen. Wir ändern die Prämisse und dehnen, wie uns dies andere Gründe nothwendig erscheinen liessen, die 6000 Jahre bereitwillig aus, dann fällt dieser Schluss von selbst zusammen. Wer darauf seinen Beweis für die Vielheit der Menschenart gründen will, dass die Geschichte keine neue Rasse habe entstehen sehen, der begibt sich auf einen schlüpfrigen Boden: er schaffe erst ein neues Continent, einen Endraum mit neuen physischen Bedingungen, und lasse in diesen den hülflosen Urmenschen einwandern, so wird er gewiss nach Jahrtausenden dort eine neue Rasse finden. Die Bedingungen sind nicht zu erfüllen, da sie die Forderung einschliessen gewissermassen die Schöpfung zu wiederholen, und darum ist das Verlangen eine neue Rasse entstehen zu sehen, thöricht, so thöricht, wie wenn jemand die Sprache sich wollte noch einmal erzeugen lassen, um zu sehen, ob sie nicht einen Weg fände, der zu einem andern Ziele als zur Gewinnung der Flexion führte.

Und doch, wo ein so unbegrenzter Einfluss der physischen Bedingungen behauptet wird, erwartet man mit Recht, dass dieser Einfluss auch heute noch d. h. in der geschichtlichen Zeit sichtbar sein muss; und in dieser Erwartung finden wir uns nicht getäuscht. Nicht nur dass in alter Zeit die Arier, die doch von einem Stamme waren, sich zu zwei erkennbaren Abtheilungen, einer hellen im Norden und einer gebräunten im Süden (S. 197) differenzirt haben, und dass, wenn wir die Aramäer dazu stellen, Isländer neben den Juden als historisch erreichbare Variirungen stehen, nicht nur dass wir an den Basken, Finnen, Ungarn und Türken gesehen haben, wie sich ein Stamm, auch ohne dass Blutmischung herbeigezogen zu werden braucht, unter besseren Bedingungen körperlich veredeln kann: seit der Entdeckung der neuen Welt, die uns ihrerseits das alte Beispiel der Arier in der über vier Zonen gebreiteten Indianerwelt wiederholt hat, hat es sich allerwärts gezeigt, wie der veränderte Wohnplatz wenn auch nicht neue Rassen erzeugen so doch die augenfälligsten Veränderungen im Rassentypus herbeiführt. Wir hatten diese Veränderungen, die überall auf ein Sich-angleichen an den

herrschenden Ortstypus vor allem in der Hautfarbe, aber auch in den anderen Merkmalen, hinauslaufen, bereits mehrfach zu registriren, und haben bemerkt, wie eben durch diese ewigen Verschiebungen in den Rassengrenzen und-merkmalen eine gegen alle Angriffe sichergestellte Eintheilung des Menschengeschlechts geradezu unmöglich gemacht wird — der beste Beweis für die Einheit der Menschenart und den einheitlichen Ursprung unseres Geschlechts. Europäer, die längere Zeit in tropischen Gegenden gelebt, bringen von dort ein gebräuntes Antlitz mit, Neger, die in unsere Gegenden verpflanzt werden, bleichen sich etwas ab. Die Nachkommen der Portugiesen, die vor etwa vier Jahrhunderten sich in Vorderasien und auf den Africanischen Küsten niedergelassen haben, sind dunkelbraun geworden. In Nordamerica erwächst sozusagen unter unsern Augen in den Nachkommen der eingewanderten Engländer ein neues, eigengeartetes Geschlecht, das von seinem mitgebrachten Englischen Typus eingebüsst und von dem Americanischen angenommen hat; und die in America geborenen Neger sollen sich von der frischen Zufuhr aus Africa auf den ersten Blick unterscheiden lassen. Selbst die Juden, die als das Beispiel grösster Dauerhaftigkeit des Rassentypus angeführt werden, haben sich, ganz gewiss ohne den Verdacht einer Blutmischung, in manchen Stücken so accommodirt, dass es bei uns oft einem geübten Auge schwer fällt sie herauszukennen, wie ja auch umgekehrt manche gute Christen den jüdischen Typus so an der Stirn tragen, dass man sie bis zur Aufklärung des Missverständnisses für Juden halten muss. Die Zigeuner aber darf man, wie Gerland richtig bemerkt, eben darum nicht anführen, weil sie beständig wandern, also nicht die Natur eines Wohnplatzes beharrlich auf sich wirken lassen.

Wie eine beträchtliche Verschiebung, namentlich in andere Breiten, auf den ganzen Organismus wirkt, davon zeugen die sogenannten Acclimatisationskrankheiten. Der Mensch ist zwar wie kein anderes Geschöpf bestimmt, die ganze Erde zu bewohnen, das zeigt der Erfolg: den Menschen trifft man von Sibirien bis zu den äussersten Inseln der Südsee, von Grönland bis zum Feuerlande. Er erträgt die Kälte bis zu dem Puncte, wo selbst das Quecksilber gefriert, und eine Hitze von 50 Grad im Africanischen Sande. Ist also der Beweis

geliefert, dass der Mensch in allen Zonen zu leben vermag, so ist damit nicht gesagt, dass heute jeder aus jeder Zone in jede beliebige andere umzusiedeln vermag. Wenn der Europäer heute seinen Fuss ebenso sicher in das Eis der Polarländer, wie in den Africanischen Sand zu setzen vermag, so verdankt er dies zunächst seiner überlegenen Cultur, die es ihm möglich macht sozusagen seine häuslichen Bequemlichkeiten mit sich zu tragen durch alle Zonen und hier die Kälte dort die Hitze erträglicher zu machen; aber es ist ihm vorzugsweise dadurch möglich gemacht, dass seine Heimath zwischen den Extremen mitten inne liegt und ihm so der Uebergang zu diesen erleichtert ist. Die Extreme aber erlauben keine Vertauschung: der Neger im Eskimolande und ebenso der Eskimo im Negerlande würden, so gewiss wie das Eis schmilzt in der tropischen Sonne und das heisse Tropenwasser sogut wie jedes andere Wasser in Grönland gefrieren würde, elend zu Grunde gehen — aus dem einfachen Grunde, weil die Lebensbedingungen so conträr sind, dass nur der acclimatisirte d. h. vollständig danach organisirte Mensch sie zu ertragen im Stande ist. Einen solchen Acclimatisationsprocess hat die ganze Menschheit durchgemacht, er hat sich allmählich und schrittweise vollzogen, sowie die Menschheit schrittweise von dem Urlande vorrückte, um in ihren letzten Ausläufern bis zu den Extremen zu gelangen: hätte der Urmensch den Sprung machen sollen vom Hindu-Kusch nach Grönland oder Guinea, er wäre so sicher zu Grunde gegangen, wie heute dort der Neger, hier der Eskimo. So hat die Menschheit sich langsam an das Schlimmere und Schlimmste gewöhnt, und die vollendete Acclimatisation macht die innere Seite des Rassencharakters aus, die nicht in äusserlichen Merkmalen an's Licht tritt, aber an ihrer Wirkung erkennbar ist. Und diese Wirkung besteht darin, dass der Mensch das Klima seiner Heimath erträgt und sich wohlbefindet darin, einen plötzlichen Wechsel des Wohnortes aber nur bis zu einer gewissen Grenze ertragen kann. Weicht das Klima des neuen Wohnortes bedeutend ab, so versucht der Organismus, dem allgemeinen Gesetze entsprechend, sich anzupassen, der ganze Organismus wird „ungestimmt, wie ein Instrument" (Rauch); gelingt dies nicht, so stirbt er ab. (Im Kleinen kann es uns einen Be-

griff von der Acclimatisation geben, wenn in unseren Gegenden, wo Sommer- und Wintertemperatur beträchtlich differiren, namentlich das schwächliche und verzärtelte, an die Stubenluft gewöhnte Individuum durch allerlei Unpässlichkeit beim Uebergang in den Winter sich accomodiren, dem Winter gewissermassen seine Existenz abkaufen muss). So hat der Europäer, der sich in fremden Erdetheilen anzusiedeln versucht, einen Krankheitsprocess durchzumachen, der je nach dem grösseren oder geringeren Abstand des neuen Klimas kürzer oder länger ist und mehr oder minder Gefahr für das Leben bringt, oft auch, namentlich bei schwächeren Individuen, mit dem Tode endet. Den Neger raffen in unserem Klima leicht Lungenkrankheiten hinweg, der Europäer erliegt in den heissen Erdstrichen dem Gallenfieber, gegen welches der Neger gefeit ist. Während die Neger in America im Allgemeinen gut gedeihen, sind die Neger, welche von den Engländern nach Ceylon gebracht wurden, dem dortigen Klima erlegen. In Ostindien sterben die Kinder der Engländer, wenn sie ein gewisses Alter erreichen, und man ist genöthigt sie vor dem Eintreten der kritischen Zeit nach Europa zu bringen. Ebenfalls hat man dort die bemerkenswerthe Beobachtung gemacht, dass die Englischen Soldaten das Ostindische Klima besser bestehen, wenn sie nicht direct aus der Heimath kommen, sondern erst auf einer Zwischenstation, in Gibraltar oder auf dem Cap, eine längere Zeit gestanden haben. Soweit haben sich zwei Nachkommen desselben Arischen Stammes, der einst eins war, von einander getrennt, dass keiner in des andern Wohnplatz auszudauern vermag! Dieser Thatsache gegenüber musste der Versuch, die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit einer unbegrenzten Acclimatisation zu einem Beweise gegen die Einheit der Menschenart und für die ursprüngliche Geschiedenheit der Rassen zuzuspitzen, haltlos zusammenbrechen.

Nun können wir zum Schlusse auch zu der letzten der offenen Fragen Stellung nehmen. Wir haben (S. 198) angenommen, dass von den Ursachen, welche die Dunkelung der Haut herbeigeführt haben, jedenfalls die wesentlichste die grössere Wärmeentwickelung des betreffenden Landes sei. In dieser Ansicht wurden wir gestützt durch die That-

sache, dass das tiefste Schwarz nur in der heissen Zone, in der Nähe des Aequators, getroffen wird und dass nach dem Pole hin die Haut sich in allmählichen Uebergängen mehr und mehr bleicht. Wo die Grenze dieser Abbleichung ist, haben wir gefunden und die Gründe angegeben, warum die nächsten Menschen am Nordpol nicht die weissesten sind; und unsere Darlegungen enthielten zugleich die Gründe für die Wahrnehmung, dass die Farbigen eben überall farbig sind und in den günstigsten Breiten niemals weiss. Gleichwohl scheint unserer hohen Meinung von der Einwirkung der grösseren Wärmeentwickelung auf die stärkere Dunkelung der Haut die Thatsache nicht günstig zu sein, dass in geringerer Breite und sogar in der Nähe des Aequators hellere Stämme, und in viel grösserer Breite dunklere getroffen werden, sowie dass dunkelfarbige die Berge und hellere das Tiefland in gleicher Breite wohnen. Die Zulukafern in Africa, die bis zum 30. Breitengrade wohnen, gehören zu den schwärzesten Menschen; die Galla dagegen, vom 6. Grad nördlicher Breite bis zum Aequator, sind braun. Bunt sind die Farbentöne besonders in America durcheinander gewürfelt: die Aymara, die auf der Hochebene des Titicaca-Sees wohnen, zeichnen sich durch ihre dunkle Hautfarbe aus; umgekehrt haben die Orenoco-Indianer unter einer brennenden Sonne fast Europäisch-helle Farbe, während sie sich doch von den umgebenden dunkelfarbigen Stämmen in sonst keinem wesentlichen Puncte unterscheiden (wodurch die Möglichkeit einer Blutmischung mit Europäern ausgeschlossen wird). In diesen Fällen liegt der Verdacht einer — freiwilligen oder gezwungenen — Wanderung nahe und es kann an eine Verschiebung aus dem Sitze, in welchem durch langes Verharren die Hautfarbe sich gestaltet hat, gedacht werden, wie ja gerade für America eine über das ganze Continent reichende Circulation der Stämme nachweisbar ist, worauf wir zurückkommen werden. Es muss für jeden Fall constatirt werden, ob nicht der helle Stamm, wo er in geringerer Breite und hoher Temperatur wohnt, aus höheren Breiten und kälteren Gegenden eingewandert ist, und ob nicht, wo in der Ebene der hellere Stamm wohnt und in dem angrenzenden Berglande der dunkle, der dunkle der ursprüngliche und von

dem nachgewanderten hellen in die Berge zurückgestossen worden ist. Das Beispiel der Draviden, die jedenfalls in der Ebene, nicht auf den Bergen schwarz geworden sind, dürfte sich in der neuen Welt gewiss an manchen Stellen wiederfinden und eine Untersuchung der Stämme von diesem Gesichtspuncte aus vielleicht nicht überall aussichtslos sein.

XIV.

Die geistigen Unterschiede unter den Gliedern der Menschheit. Ihre Entstehung aus doppeltem Grunde. Tod der Nationen.

Es waren, wie wir angenommen, harmlose Naturkinder, die in den Thälern des Hindu-Kusch als die ersten Menschen erwuchsen, nicht vollkommene Gebilde, wie sie uns heute das Menschheits-Ideal vormalen könnte, weil der Begriff, der dieses schafft, damals noch nicht war: die Cultur, welche die Errungenschaft langer Zeitläufte ist; auch nicht wilde Menschenfresser, schon darum nicht, weil der Boden ihnen bessere und ausreichende Nahrung bot — aber beides d. h. die Möglichkeit beides zu werden im Keime in sich tragend. Die Kluft, die heute den Culturmenschen vom Wilden trennt, ist klaffender noch, als die Unterschiede in Haut, Haaren und Schädel; erschreckt uns schon der Anblick der Wilden, so schaudern wir mehr noch vor der wilden Art, der cannibalischen Rohheit zurück, die oft mehr an das Thier, als an ein menschliches Wesen erinnert. Nichts lag näher, als dass die neue Schule, die den Menschen aus der Affenart sich entwickeln lässt, diesen Abstand benutzte, um die Wilden für die Urbilder der Menschheit und sozusagen die lebenden Uebergänge vom Thier zum Menschen auszugeben. Wir haben uns mit dieser falschen Meinung auseinanderzusetzen gehabt (S. 64 und 217); es waren ebenso voreilige wie lieblose Urtheile, auf welche dieselbe gegründet worden ist. „Der Neger ist ein Thier, welches möglichst viel frisst und möglichst wenig arbeitet,“ sagte Benjamin Franklin, der Americanische Befreier, der sonst gern von Freiheit und Menschenrechten sprach, und seine Landsleute sprachen es ihm gerne nach, weil sie da-

mit die Brutalität zu beschönigen dachten, womit sie die unglücklichen Schwarzen tractirten: es waren ja so keine Menschen, wenigstens keine ebenbürtigen Menschen, die man in's Sklavenjoch schirrte. Damit hängt es zusammen, dass es gerade die Americanischen Gelehrten waren und noch sind, die für die Vielheit der Menschenart und den besonderen Ursprung einer jeden Rasse am lebhaftesten eintraten und damit der Wissenschaft einen Dienst geleistet zu haben glaubten, dass sie lehrten, dem Weissen gegenüber seien Neger und Indianer eher schädliche Thiere, die man unschädlich machen müsse, als gleichberechtigte Menschen. Die Abschaffung der Sklaverei führte bekanntlich einen schweren Krieg im Schoosse der Union herbei; der Sieg der Nordstaaten war zugleich ein Sieg der Menschlichkeit und der Wissenschaft. Uebrigens durften diejenigen, die sich auf den Anspruch Franklins berufen wollten, nicht übersehen, dass dieser sich auf die unglücklichen Opfer der Barbarei bezog, die in fremdes Land und fremden Dienst geschleppt, wahrhaftig keinen Antrieb hatten, zu Gunsten ihrer Bedränger möglichst wenig zu essen und möglichst viel zu arbeiten. Ganz anders stellt sich das Bild, wenn wir einen Blick in die Heimath der Neger, in das Africanische Continent werfen. Wenn wir absehen von den roheren Stämmen an der Westküste, aus denen gerade die Americaner ihren Sklavenvorrath erhielten, so treffen wir, nach den übereinstimmenden Berichten der Reisenden, weiter im Innern und im östlichen Theile des Continentes verhältnissmässig hochentwickelte Stämme mit Ackerbau und staatlicher Organisation, mit intelligenten Häuptlingen an der Spitze, welche Proben der Regierungskunst geben, die die Reisenden in Staunen setzen (unter Cap. XIV). Bei Gerichtsverhandlungen, die öffentlich und wie sich von selbst versteht, mündlich sind, zeigt sich ein Maass von Schlauheit und Beredsamkeit, welches hinter der Salomonischen Weisheit nicht zurückbleibt; die Missionäre, welche die Wahrheiten des Christenthums zu verbreiten bemüht sind, werden durch die naiven, aber vollkommen logischen Kreuz- und Querfragen ihrer Zöglinge oft so in Verlegenheit gesetzt, dass ein Bischof gestehen musste, „er sei erst durch die Einwände seiner Kaferzöglinge zum Zweifler an der mosaischen Schöpfungsgeschichte geworden" (Peschel). Diese Beobachtungen, die durch zahlreiche andere

vermehrt werden könnten, mögen uns die Ueberzeugung gewähren, dass das Bild des geistigen Negertypus ebenso übertrieben und verzerrt worden ist, wie das des leiblichen Typus (S. 190).

Nicht anders, wie den Negern, erging es den Eskimo: „Der Eskimo, schreibt ein Englischer Seefahrer, ist ein Raubthier, ohne anderen Genuss als den des Verzehrens; er isst nur, um zu schlafen und schläft nur, um sobald wie möglich wieder zu essen". Aber hören wir folgende Sätze aus ihrer Schilderung bei Peschel: „Hall, der so lange unter ihnen weilte, nennt sie das gutherzigste Volk auf dem Erdboden. Für ihren scharfen Verstand spricht die Thatsache, dass sie sehr rasch Domino- und Bretspiele, unter letzterem auch das Schach erlernten. Die nautische Geschicklichkeit, mit der sie ihre Fahrzeuge, die grossen Frauenboote (Umiak) und die Männerboote (Kayaken) handhaben, ist bekannt; Engländer und Nordamericaner reden mit Bewunderung, ja mit Neid sogar von dem Eskimo, der mit seinem Doppelruder und den Gleichgewichtskünsten eines Seiltänzers seine Kayake über die rauhen Wogenkämme hüpfen lässt. Da ihnen das Holz fehlt, setzten sie sich aus den Knochen der Thiere, die mit Thiersehnen festgeschnürt werden, Schlitten zusammen und Lanzen, die Dauerhaftigkeit genug besitzen, dass ein unerschrockener Jäger im Handgemenge den weissen Bären zu erlegen vermag (jetzt erhandeln sie von den Dänen Eisen zu Lanzen- und Harpunenspitzen). Sie haben es ersonnen, wie man aus Schnee ebenso rasch Hütten bauen kann, wie tropische Völker aus Zweigen und Blättern, ja sie haben aus Steinen Bogengewölbe ausgeführt, woran keines der Culturvölker Mexicos gedacht hat. Sie besassen, was in ganz America sonst nirgends der Fall war, ein Verkehrswerkzeug auf festem Grunde, den Schlitten, und sie hatten zu seiner Bewegung Hunde vorgespannt, während die höchste Stufe solcher technischen Fortschritte in America nur noch bei den Inca-Peruanern angetroffen wurde, welche die Llama zwar nicht zum Ziehen, aber doch wenigstens zum Tragen abrichten". Peschel weist auch auf die Verdienste hin, welche die Eskimo der Europäischen Wissenschaft leisten, indem sie den Seefahrern auf dem Schauplatz der nordwestlichen Durchfahrt behülflich sind: „Wenn wir den Berichten der ältern und neueren Seefahrer auf dem

Gebiet der nordwestlichen Durchfahrt folgen, und wir sehen ihre Schiffe vor uns in der Gefangenschaft des winterlichen Eises, es senkt sich dann auf sie die arktische Nacht herab, die drei oder vier Monate dauern soll, so beschleicht uns jedesmal die Bangigkeit, dass selbst der Europäer mit aller seiner Herrschaft über Stoff und Kraft doch jener strengen Natur nicht gewachsen sei und sein Leben und seine Freiheit abhänge von der Laune der künftigen Jahreszeit. Wenn dann am Bord der Ruf ertönt: die Eskimo sind angekommen! so ist es uns, als würden von befreundeter Hand die Thüren des arktischen Kerkers geöffnet. Wie die Helfer im Dunkeln erscheinen Wesen unseres Geschlechts, denen weder die Kälte noch die Nacht ihre Lebensheiterkeit rauben, und die vergnügt noch wandern und umherziehen, wo die Natur mit allen Schaudern eines Dante'schen Höllenringes gepanzert erscheint."

Die Indianer waren schon von den Spaniern, welche sich selbst die gente de razon, „Leute von Verstand", nannten, auf die Stufe des Thierverstandes herabgesetzt worden, der hombre blanco, weisse Mann, galt dem Indianer gegenüber als adelig; ja für die Brasilianischen Indianer musste sogar eine päpstliche Bulle vom Jahre 1537 die Anerkennung, dass sie richtige Menschen (veri homines) seien, erst feierlich aussprechen. Dafür hatten freilich die armen Geschöpfe den Vortheil, dass sie von der Spanischen Inquisition nicht erreicht wurden, „da sie wegen ihrer Dummheit als der Ketzerei unfähig betrachtet wurden" (Bastian, Mexico). Eine Probe von dem Scharfsinn der Indianer haben wir oben (S. 223) mitgetheilt. Wir können uns nicht versagen, (aus Waitz, Anthropologie der Naturvölker) die Rede eines Häuptlings an den Abgesandten der Vereinigten Staaten im Auszug zuzufügen, die uns zugleich einen Begriff gibt von der schnöden Art, womit die Unglücklichen von den weissen Culturbringern, welcher Nation sie auch angehörten, tractirt worden sind: „Bruder! Wir haben deine Rede gehört, wie wenn sie von den Lippen unseres grossen Vaters käme, des grossen weissen Häuptlings in Washington, und mein Volk hat mir aufgetragen, zu dir zu sprechen. Der rothe Mann hat keine Bücher, und wenn er seine Meinung mittheilen will, wie sein Vater vor ihm, so spricht er sie aus durch seinen eignen Mund. Er fürchtet

die Schrift. Wenn er selbst spricht, weiss er was er sagt, der grosse Geist hört ihn. Schrift ist die Erfindung der Bleichgesichter, sie gebiert Irrthum und Streit. Der grosse Geist spricht — wir hören ihn im Donner, im brausenden Sturm, in der mächtigen Woge — aber er schreibt niemals. Bruder! da du jung warst, waren wir stark, wir kämpften an deiner Seite, jetzt aber ist unser Arm gebrochen. Ihr seid gross, mein Volk ist klein geworden. Bruder! Meine Stimme ist schwach, du kannst sie kaum hören; sie lässt nicht den Ruf eines Kriegers erschallen, sondern den Ruf eines kleinen Kindes; ich habe sie verloren durch das Klagen über das Unglück meines Volks. Hier sind die Gräber der Geschiedenen, in diesen alten Fichten hörst du das Rauschen ihrer Geister. Ihre Asche ist hier und wir sind zurückgeblieben, um sie zu schützen. Unsere Krieger sind fast alle weit nach Westen gezogen, aber hier sind unsere Todten. Sollen auch wir gehen und ihre Gebeine den Wölfen überlassen? Da ihr unser Land wegnahmt, verspracht ihr uns ein anderes. Dort steht euer Versprechen im Buche. Zwölfmal sind die Blätter von den Bäumen gefallen, aber wir haben kein Land erhalten. Unsere Häuser sind uns genommen worden. Der Pflug des weissen Mannes gräbt die Gebeine unserer Väter aus der Erde. Wir wagen nicht unser Feuer anzuzünden, und doch habt ihr gesagt, wir sollten hier bleiben und ihr wolltet uns Land geben. Bruder! Ist das Wahrheit? Aber wir glauben jetzt, dass unser grosser Vater unsere Lage kennt, es wird uns hören. Wir sind wie trauernde Waisen in unserem Lande, aber unser Vater wird uns bei der Hand nehmen. Wenn er sein Versprechen erfüllt, wollen wir auf seine Rede antworten. Er meint es gut. Wir wissen es. Aber wir können jetzt nicht darüber nachdenken, der Kummer hat uns zu Kindern gemacht. Wenn unsere Sache geordnet ist, werden wir wieder Männer sein und mit unserem grossen Vater reden über den Vorschlag, den er uns gemacht hat."

Ein anderer Häuptling, Puschmataha, richtete 1824 an Lafayette, der gerade in Washington war, als jener an der Spitze einer Gesandtschaft dahin kam, zur Begrüssung folgende Anrede: „Fast fünfzigmal ist der Schnee geschmolzen, seit du das Schwert als Gefährte Washington's gezogen hast. Mit ihm kämpftest du gegen America's Feinde. Du hast dein

Blut mit dem der Feinde gemischt und dich als Krieger bewährt. Nach diesem Kriege kehrtest du in dein Vaterland zurück, und jetzt bist du wieder gekommen, um noch einmal ein Land zu sehen, wo du von einem grossen und mächtigen Volke verehrt wirst. Ueberall siehst du die Kinder derer, an deren Seite du in die Schlacht gingest, sich um dich drängen und deine Hand schütteln wie die Hand eines Vaters. Wir haben davon gehört in unseren fernen Dörfern, und unser Herz verlangt dich zu sehen. Wir sind gekommen, haben deine Hand in der unsrigen gehalten und sind zufrieden. Es ist das erste Mal, dass wir dich sehen, es wird wahrscheinlich das letzte Mal sein. Wir haben nichts mehr zu sagen. Die Erde wird uns für immer scheiden.“ Der alte Krieger sprach diese Worte mit ergreifender Feierlichkeit in Ton und Ausdruck, wie im Vorgefühl seines nahen Todes. Nach wenigen Tagen starb er, fern von der Heimath. Kurz vorher wendete er sich noch einmal zu seinen Freunden: „Ich werde sterben, ihr aber zu unseren Brüdern zurückkehren. Den Weg entlang werdet ihr die Blumen sehen und die Vögel singen hören, aber Puschmataha wird sie nicht mehr sehen und nicht mehr hören. Wenn ihr in die Heimath kommt, wird man euch fragen: „wo ist Puschmataha?“ und ihr werdet ihnen sagen: „er ist nicht mehr.“ Sie werden die Kunde hören wie das Krachen vom Fall einer mächtigen Eiche in der Stille der Wälder.“ — Klingt das nicht wie Ossian und Werther?

Und damit auch die Polynesier, die berüchtigten Menschenfresser, nicht leer ausgehen, sei noch (ebenfalls aus Waitz, Anthropologie der Naturvölker) folgendes Gedicht (von den Tonga-Inseln) mitgetheilt: „Wir sassen plaudernd über Wawau Tua Liku, da sprachen zu uns die Weiber: Lasst uns wandern nach Liku, den Untergang der Sonne zu schauen; lasset uns auf das Zwitschern der Vögel horchen und die Klage der Turteltaube. Wir wollen Blumenkränze pflücken am Abhange bei Matato. Wir wollen bleiben und vertheilen die uns von Liku One gebrachten Lebensmittel. Wir wollen baden im Meer, dann uns waschen im Wasser Wau Akas, salben mit wohlriechendem Oel; wir wollen Kränze flechten und die Blumen winden, die wir pflückten von Matato. Stehend innbeweglich am Abhang bei Ana Manu starren wir athemlos

hinunter in die Ferne des Meeres in der Tiefe. Wie unser Gemüth sinnet, rauschet von den hohen Toabäumen in den Ebenen des Inlandes der mächtige Wind zu uns her. Mein Gemüth erweitert sich, wie ich schaue die Brandung in der Tiefe, die sinnlos strebende zu durchbrechen den festen Felsen. Sollten wir nicht gedenken unseres früheren Zustandes, als der Krieg noch nicht zerrissen hatte unser Land? Wehe! ein furchtbar Ding ist der Krieg. Schauet hin! Wüst ist das Land und getödtet grausam der Menschen Menge. Wohnsitzlos sind die Häuptlinge, schleichen nicht mehr einsam beim Mondlicht zu ihren Geliebten. Brechet ab euer Sinnen! Es sind Wünsche! In Krieg ist unser Land. Das Land Fidschi hat hergebracht den Krieg in unser Land Tonga; nun müssen wir handeln wie sie. Lassen wir fahren das schwermüthige Sinnen! Morgen vielleicht sind wir todt. . . . Zu Ende gehet der Tanz und sie vertheilen das Mahl unseres Festes. Lasset uns morgen zum Wohnort kehren. Die Männer sind begierig auf uns, bitten um unsere Blumenkränze; die Worte ihrer Schmeichelrede lauten also zu uns: Schön sind unsere Frauen von Liku, reizend ist ihre sonnengebräunte Haut, ihr Duft gleich dem blumigen Abhang Matalokos und Weibuas; mich verlangt zu gehen nach Liku; morgen, morgen lasset uns wandern dahin." Gerade die Polynesier sollen uns (Cap. XV) zu einem mathematisch sicheren Beweise verhelfen, wie Naturvölker in ungünstigen Verhältnissen gesunken sind.

So könnten wir die Runde machen bei den als die tiefststehenden verschrieenen Stämmen, überall würden wir, wie Darwin (S. 168) von den Feuerländern sagt, „unaufhörlich von den kleinen Charakterzügen überrascht werden, welche zeigen, wie ähnlich ihre geistigen Eigenschaften den unsrigen sind." Allen den sogenannten niederen Rassen rühmt man grosse Geschicklichkeit und Anstelligkeit nach und namentlich grosses Talent zur Erlernung fremder Sprachen; in dem Kreise ihres Denkens, der freilich aus Gründen, die bereits angegeben, auf den wir aber noch einmal zurückkommen wollen, enger gezogen ist, als bei uns, entwickeln sie oft einen Scharfsinn, von dem der Europäer noch lernen kann. So wird das Selbstgefühl erklärlich, welches sie sich als die richtigen Menschen

(S. 203) und die Europäer als die niedere Rasse betrachten lässt. Die unbegrenzte Erziehungs- und Bildungsfähigkeit bezeugen die Beispiele, die wir (S. 222) angeführt; sie lassen sich leicht aus den Gebieten aller Rassen vermehren. An dem bekannten Neger Toussaint l'Ouverture, der als der Sohn einer Sklavin um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf einer Pflanzung geboren sich zum General und Befehlshaber der Französischen Truppen auf Haiti emporschwang, bewunderte man nicht nur die militärische Tüchtigkeit, sondern auch die hohe politische Begabung. Neger haben sich als Astronomen, als Theologen und Kanzelredner, als Schauspieler hervorgethan, von einem Neger, wie von einem Indianer wird berichtet, dass sie, nachdem sie von den Europäern die Schreibekunst gelernt hatten, für ihre Muttersprache ein ebenso sinnreiches wie zweckmässiges Alphabet erfunden haben — gewiss eine staunenswerthe Leistung von Menschen, denen man die Möglichkeit der geistigen Erhebung so gerne abstreiten möchte. Solche Beispiele, wie vereinzelt sie auch sein mögen, beweisen immerhin, dass bei den niederen Rassen die Unfähigkeit zu geistiger Erhebung und Europäischer Erziehung nicht rassenhaft ist. Hier mag also das Wort Darwins und seiner Schule, das die geistigen Fähigkeiten der bestentwickelten Thiere denen der wenigstentwickelten Menschen nahe zu rücken bestimmt ist (I S. 15), vollkommen an der Stelle sein: es ist nur ein quantitativer, nicht ein qualitativer Unterschied zwischen den geistigen Fähigkeiten der Weissen und der Farbigen. Darum sollte man endlich aufhören die Fabeln nachzusprechen von den Menschen, die „in Südasien und Africa in Horden beisammen leben, grösstentheils auf Bäumen kletternd und Früchte verzehrend, die das Feuer nicht kennen und als Waffen nur Steine und Knittel gebrauchen, wie es auch die höheren Affen zu thun pflegen.“ „Völkerschaften oder nur Horden in affenähnlichen Zuständen, antwortet darauf der besonnene Peschel, ist nirgends ein glaubwürdiger Reisender der Neuzeit begegnet. Es sind vielmehr selbst diejenigen Menschenstämme, welche nach den ersten oberflächlichen Schilderungen tief unter unsere eigene Gesittungsstufe gestellt worden waren, bei genauerer Bekanntschaft den gebildeten Völkern merklich wieder näher gerückt worden. Noch soll irgend ein Bruchtheil des Menschengeschlechtes entdeckt werden, bei welchem nicht ein mehr

oder weniger reicher Wortschatz mit Sprachgesetzen, bei welchem nicht künstlich geschärfte Waffen und manchfaltige Geräthe, sowie endlich die Kenntniss der Feuerbereitung angetroffen worden wäre“ — wir fügen hinzu: bei dem man nicht auch irgend eine Form von Religion und Gottesbewusstsein getroffen hätte. Denn auch hier musste der alte Satz des Cicero: „nulla gens est neque tam mansueta neque tam fera, quae non, etiam si ignoret qualem habere deum deceat, tamen habendum sciat“ zuerst gründlich verneint werden, damit eine besonnenere Betrachtung hernach wieder darauf zurückkam und ihn nun desto fester hielt. Nachdem Peschel alsdann die Wichtigkeit des Feuers für die Hebung menschlicher Gesittung besprochen, fährt er fort: „Ist noch nie eine Bevölkerung im feuerlosen Zustande überrascht worden, so passt auch für keine von ihnen die Bezeichnung als Wilde, die einer irrigen Anschauung entsprungen ist. Ebenso wenig dürfen wir von Naturvölkern, höchstens von Halbculturvölkern sprechen, denn sicherlich ist der Naturzustand des Menschengeschlechts unserer Beobachtung, ja sogar unserer Ahnung entrückt.“ Ein wahres Wort und der Wissenschaft, die ja auch gern eine exacte sein will, würdig! „Ein Volk, sagt ein Britischer Ethnograph, das nützliche Pflanzen cultivirt und nützliche Thiere domesticirt, das einige Kenntnisse von nützlichen Metallen besitzt und Gewebe anzufertigen versteht, das entweder selbst eine Schrift erfunden oder von einem andern Volke eine solche entlehnt hat — ein solches Volk muss als civilisirt betrachtet werden.“ Diese Definition verlangt mehr, als Peschel, für den es keine Wilden, nicht einmal Naturvölker gibt; aber auch nach ihr wird der grössere Theil der als Wilde betrachteten Stämme zu den civilisirten gerückt werden müssen. Das lieblose Wort Wilde sollte wenigstens der menschenfreundlicheren Bezeichnung Naturvölker weichen; hier können wir unseren Gefühlen nachgeben, ohne der Wissenschaftlichkeit Eintrag zu thun. Denn dem falschen Lehrsatz, dass die vielverleumdeten Wilden die lebenden Uebergänge vom Thier zum Menschen seien, hoffen wir mit guten Gründen für immer die Spitze abgebrochen zu haben.

Der Abstand, der uns heute trennt von den Naturvölkern, ist also nicht eine von Anbeginn gesetzte Scheidewand; wir werden, wie für die leiblichen Unterschiede, die Erklärung

suchen müssen, wie der Abstand sich gebildet hat, und kommen zu dem Satze: Auch die geistigen Unterschiede, wie sie sich nicht etwa bloss zwischen Weissen und Farbigen, sondern überhaupt unter den Völkern der Erde zeigen, finden in den meisten Fällen ihren letzten Erklärungsgrund in den Bedingungen des Wohnplatzes und in der physischen Verschiedenheit der Natur, in welche die Völker gestellt sind. Auch hier stehen uns die Grundzüge zu dem Bilde, das wir zu entwerfen haben, aus früherer Untersuchung bereits zu Gebote. Die Arier haben wir mit Bestimmtheit von einem Urstamme hergeleitet. Da dieser Urstamm in einem Lande wohnte, nur eine Lebensweise hatte, eine Sprache redete, so wird er auch in geistiger Beziehung eine Einheit gebildet haben, d. h. die Angehörigen werden sich von den Angehörigen jedes fremden Stammes durch gemeinschaftliche Sitten, gemeinschaftliche Religion, gemeinschaftliche Denkweise, mit einem Worte durch gemeinschaftliche Cultur mehr oder minder scharf geschieden haben, jenachdem Verwandtschaft und gegenseitige Berührung grösser oder geringer war. Aber heute, welch ein Unterschied zwischen dem schwachen und träumerischen Inder, der längst gewohnt ist das fremde Joch zu tragen, und dem thatkräftigen Europäer, der seine Herrschaft der Welt aufzwingt! Und unter den Europäischen Nationen selbst, welcher Unterschied in Bezug auf geistige Eigenthümliehkeiten und Entwickelung des Nationalcharakters, grösser noch als die typische Verschiedenheit, die den Süden vom Norden, den Osten vom Westen trennt. Alle diese Unterschiede haben sich also in dem neuen Lande gebildet; wir wollen sehen, wie viele davon sich durch dass neue Land gebildet haben.

Sehr verschieden waren die Verhältnisse, unter denen die sich ausbreitende Menschheit in den verschiedenen Himmelsstrichen zu leben genöthigt wurde. Zunächst zeichnete die Art des Bodens die Richtung vor, welche das ganze Leben seiner Insassen nehmen musste. Die von Wild durchstreiften Wälder erzogen ihre Bewohner zu Jägervölkern, an Fluss und Meer zwang die Natur den Menschen Harpune, Angel und Netz zu bereiten, in den grasreichen aber baumlosen Steppenländern drückte sie ihm den Hirtenstab in die Hand, die Wüste, für jedes ehrliche Handwerk unergiebig, nährte von

jeher nur Räuber. In allen solchen Gebieten ist der Mensch, da sich die Nahrung heute hier, morgen dort zeigt, gezwungen unstät zu schweifen; daher in ihnen das ewige Drängen und Schieben, keine festen Sitze, überhaupt keine dauernden Verhältnisse. Hier geht das ganze Leben des Menschen auf in der Sorge für die leibliche Nahrung; wo aber der Mensch ringen muss um seine leibliche Nahrung, da kann die geistige Wohlfahrt nicht gedeihen. Der Geist fängt erst an zu gedeihen, wenn für den Körper ausreichend gesorgt ist; alle Cultur geht aus von der Pflege des Leibes, die eben mit begriffen ist in dem Worte Cultur. Allgemeiner Wohlstand und blühende äussere Verhältnisse wecken in dem Volke, wie beim einzelnen Menschen, die Lust ausser für das Nothwendige auch für das Schöne und Nützliche zu sorgen: Kunst und Wissenschaft sind die Blüthen, welche nur im wohlgepflegten Ziergarten, nicht im steinigen Ackerfelde aufgehen. Homer und Thales sind entsprossen den reichen Handelsstädten an der Asiatischen Küste; im Griechischen Mutterlande brachte erst der günstige Ausgang der Perserkriege, der die Griechische Macht wie das Griechische Bewusstsein hob, einen Aufschwung auch in das geistige Leben.

Sodann blieb die Art der Nahrung, an die sich der Mensch gewöhuen musste, nicht ohne Einfluss wie auf sein körperliches Befinden (S. 207), so auf seine Sinnesart. Die thierische Nahrung macht wild und unbändig, und wer sich gewöhnt hatte die Thiere unbarmherzig zu zerfleischen und das Fleisch roh oder fast roh zu verschlingen, bei dem bedurfte es nur eines kleinen Schrittes weiter in der Rohheit, um auch zur Menschenfresserei zu gelangen, wenn der Hunger trieb: sehr mit Recht hat man darauf hingewiesen, dass der Genuss von Hundefleisch der Menschenfresserei, wie er mit derselben gewöhnlich verbunden erscheint, vorgearbeitet habe. Auch heute noch zeigen die Naturvölker, die sich nur von Pflanzen nähren, einen sanfteren Charakter, als diejenigen bei denen Fleischnahrung vorherrscht. Die fleischessenden Jägerstämme Nordamericas haben zum Theil in ihrer unbändigen Art den Kampf bis auf's Messer vorgezogen und haben so den Vertilgungskrieg, in welchem sie allmählich verschwinden, den Europäern selbst aufgezwungen; die Ackerbau treibenden und

von Pflanzennahrung lebenden Indianer Mittel- und Südamericas haben eher gelernt sich mit den Fremden zu versöhnen und friedlich in den neuen Verhältnissen aufzugehen oder weiter zu leben. Die Nahrungsmitlel mit Hülfe des Feuers verdaulicher zu machen, war schon eine Erfindung, zunächst das Braten des Fleisches am Spiesse, dann das Backen auf erhitzten Steinen und das Kochen im Topfe, welches, wie treffend bemerkt worden ist, „den Kochtopf zum Vormagen des Menschen macht". In sofern kann man mit Recht behaupten, dass sich in der menschlichen Küche die menschliche Gesittung spiegelt: Unsere Küche ist, wie die Mode, nicht bloss Luxus und Schwelgerei, sie ergibt sich aus unseren Culturzuständen von selbst, und die Griechischen Sybariten und die Luculle des alten Rom wiederholen sich überall bei vorgerückter Cultur. Der letzte Rest, in dem die Franzosen noch entschieden dem übrigen Europa überlegen sind und diesem voraussichtlich noch lange zum Vorbild dienen werden, ist ihre Küche und ihre Mode.

Es versteht sich von selbst, dass der grössere oder geringere Reichthum an nutzbaren Pflanzen und Thieren in einem Lande auf die Gestaltung des menschlichen Lebens wirkt. Länder, die arm sind an essbaren Pflanzen und Thieren, konnten nur ein ärmliches und dürftiges Menschenleben möglich machen. Die Pflanzenwelt nimmt aber sowohl in Manchfaltigkeit wie in Grossartigkeit der Formen nach den Polen hin ab. Vom tropischen Urwald in Brasilien mit seinen riesenhaften Bäumen gelangen wir in allmählichen Uebergängen zu unseren einförmigen Eichen- und Buchenwäldern, bis zu den kalten Strichen im Norden, wo die Bäume, die am längsten ausgehalten, zu Sträuchern zusammenschrumpfen. Wo in der heissen Zone zur grösseren Wärmentwickelung noch die nöthige Feuchtigkeit tritt, da ist der Pflanzenwuchs am üppigsten: das ist der Vorzug, der America durch den nirgends zu fernen Ocean und die gewaltigen Stromsysteme über das starre und flussarme Africanische Continent, von Australien zu schweigen, bedeutend erhebt. Die heisse Zone ist also das Paradies der Pflanzen, die von dort, soweit ihnen ihre Natur eine Acclimatisation in kälteren Gegenden möglich machte, nach den Polen zu vorgedrungen sind. Entsprechend, aber nicht ganz entsprechend stellt sich uns das Bild der über

alle Zonen gebreiteten Menschheit dar: entsprechend, weil auch das Menschenleben ärmer wird nach den Polen zu, nicht entsprechend, einmal weil der Mensch doch auch in den kältesten Strichen nicht zusammenschrumpft — die Eskimo sind zwar klein, gehen aber nicht unter das Maass einer mittleren Menschengrösse herab, und die Pygmäen der Fabel sollen gerade nicht am Eismeere, sondern in Africa gewohnt haben, wo wirklich die Buschmänner als kleine verelendete Gestalten berüchtigt sind; sodann nicht entsprechend, weil die heisse Zone ebensowenig wie die kalte des Menschen Urheimath sein kann, da er dann auf die heisse Zone vollkommen organisirt wäre, dort in der edelsten Form erscheinen und gegen die Pole hin ebenso allmählich verkümmern müsste, wie die Pflanzenwelt, ja zuletzt, wie diese es in der That fast ist in Grönland, eine Unmöglichkeit sein müsste. Man betrachte also nicht mehr die Negerrasse als die ursprüngliche (S. 214); der Mensch ist ein Product der gemässigten Zone, wo er in vollkommenster Form erscheint, und hat sich den Extremen im Norden und Süden erst anbequemen müssen, was ihm nur, weil er Mensch und nicht Pflanze war, möglich geworden ist. Die Thierwelt hat das mit der Pflanzenwelt gemein, dass ihre kräftigsten Formen in der heissen Zone, Löwe und Elephant sogar in dem geographisch verschrieenen Africa erscheinen. Aber da auch in der kalten Zone, von den Fischen abgesehen, mächtige Säugethiere wie Eisbär und Wal auftreten, da namentlich unsere Hausthiere alle oder zum Theil, der Hund geradezu überall mit dem Menschen zusammen erscheint, so sondert sich hier die Thierwelt ab von der Pflanzenwelt und steht mit dem Menschen zusammen. Beide aber hat sich der Mensch nutzbar gemacht, der Pflanzenwelt bedarf er mehr wie der Thierwelt, die oft um die Nahrung in eine Art Concurrenz mit dem Menschen tritt und ihm (— die reissenden Thiere —) so gefährlich wird, wie er selbst ihr.

Das Vorhandensein nutzbarer Pflanzen und Thiere ist also nothwendige Vorbedingung für die Existenz des Menschen in einem Lande; die grössere Fülle derselben fördert die Entwickelung des Menschenlebens, wie die grössere Armuth dieselbe hemmt. Von den Thieren sind es, wie gesagt, namentlich die Hausthiere, die so recht eigentlich zur Stütze

des Menschen geschaffen sind: wo die Pflanzenwelt anfängt karg zu werden, da bieten Milch und Fleisch der Heerden die Nahrung. Die Hausthiere haben darum eine erstaunliche Verbreitung erlangt und damit hängt es zusammen, dass sie, eben wie der Mensch selbst, am meisten variiren, wodurch sich ganz besonders der Hund, der treueste Begleiter des Menschen, auszeichnet. Unter den Pflanzen halten sich diejenigen, die unser Mahl versüssen und würzen und uns angenehme Anregung bereiten, Zucker, Gewürze, Kaffee, Thee, in den Grenzen der heissen Zone oder nicht weit davon (dem Thee und Kaffee haben wir freilich unseren Wein in der gemässigten Zone entgegenzustellen); die nothwendigen aber d. h. diejenigen, an denen sich das Menschenleben und die menschliche Cultur recht eigentlich grossgezogen hat, die Halmfrüchte, haben auch die weiteste Verbreitung: in den südlichen Gegenden der Mais und Reiss, in weiter Verbreitung der Weizen, und bis hoch in den Norden, bis in die nördlichsten Theile Skandinaviens hinein, gedeihen Gerste und Roggen. Wo auch sie aufhören, da fängt es freilich an trostlos für den Menschen zu werden.

Es ist ferner eine eigenthümliche Thatsache, dass Inseln, je ferner sie vom Continente liegen, desto ärmer in der Regel an Pflanzen- und Thiergattungen werden; sie haben in der Regel nur die ältesten Formen und zeigen desshalb eine fremdartige, auf dem Continente altmodisch gewordene Tracht. Kommt hier nicht durch den Verkehr mit dem Festlande die Einwanderung und Verpflanzung zu Hülfe, so kann sich in solchen abgerissenen Gliedmassen ein gedeihliches Leben der Menschheit nicht entwickeln. Das Australische Festland können wir in diesem Sinne als eine Insel betrachten; zu den anderen Gründen, die den Australier auf die unterste Stufe der Menschheit gebracht haben, kommt auch der, dass die Noth ihn zwang, Wurzeln zu nagen und Gewürm zu essen. „Ungenügende oder ungeeignete Kost, sagt Peschel, hat stets eine physische und geistige Verkümmerung zur Folge gehabt. Auf den reichen Jagdgründen Australiens haben die Reisenden nicht die dürren Missgestalten wie an der Westküste, sondern rüstige und wohlgebildete Menschen angetroffen.“ Seinem Boden bessere Nahrung abzwingen zu lernen, dazu war dem

Australier die Gelegenheit benommen, wovon wir gleich reden wollen; aus sich selbst hat er es nicht gelernt.

Unter den Stämmen ohne festen Wohnsitz hebt die Hirtenstämme der Umgang mit den Thieren ihrer Heerde über die Jäger- und Fischerstämme; die Sorge für die Thiere, die hier nicht, wie beim Jägerleben, getödtet werden, um dem Menschen nützlich zu werden, sondern erhalten und sorgfältig gepflegt werden, stellt ihrem Nachdenken höhere Aufgaben und wirkt mildernd auf ihr Gemüth. Jeder wahre geistige Fortschritt aber hat zur ersten Vorbedingung den Ackerbau, der die gewisse Nahrung verheisst und an feste Wohnsitze bindet (I S. 231); er drängt dem Menschen verhältnissmässig schon umfangreiche Kenntnisse auf und leitet sie von selbst zu dem ganzen Comfort des Lebens in Nahrung, Kleidung und Wohnung. Der Ackerbau erst macht, da er ausreichende Nahrung für grosse Massen schafft, die Ansammlung der Menschen auf geringem Raume, also den ersten grossen Verein, den ersten Staat möglich; er sammelt, während das Jäger- und Hirtenleben, das weite Räume zur Gewinnung des Unterhaltes braucht, zersplittert; daher die unzähligen „Sprachen“ der Jäger- und Hirtenstämme auf verhältnissmässig geringem Raum, während die Arische Sprache mit ihren Schösslingen die Welt umspannt. Völker und Staaten sind also entstanden in den Gebieten, welche den Ackerbau begünstigten und von selbst darauf zu leiten geeignet waren; darum wurden aus den Thälern des Euphrat, des Nil und des Ganges die alten Brennpuncte der Cultur, von deren Strahlen erst die Finsterniss anderer Länder erhellt werden musste, ehe auch diese theilnehmen konnten an der grossen Arbeit der Menschheit.

Der Einfluss der physischen Verhältnisse der umgebenden Natur lässt sich bis in die unscheinbarsten Unterschiede verfolgen. Die Berge, auf denen die Freiheit wohnt, erziehen andere Menschen, als die Ebene, wie uns das Beispiel der Schweizer und Tiroler, der Montenegriner und Kaukasusvölker zeigt; das nahe Meer sondert in einem und demselben Lande seine Anwohner wie andere Menschen von den Bewohnern des inneren Landes ab: der Holländer am Meere ist ein anderer Mensch, als der Holländer im inneren Lande. Die grössere Hitze macht heissblütig und treibt zu übereilten Entschlüssen, lähmt aber die nachhaltige Kraft; die grössere Kälte macht ernst und besonnen und zäh in der Ausdauer.

Das ist der Unterschied, der die Bewohner Europas wie äusserlich so innerlich in zwei bemerkbare Abtheilungen theilt: der Norddeutsche Ernst, die Englische Consequenz, die Russische Zähigkeit bilden den schärfsten Gegensatz zu dem Spanischen Ungestüm und der Italienischen Leidenschaftlichkeit, und den Uebergang bilden, wie ihr Land die Mitte hält, die eitlen, leichtfertigen Franzosen. Das Klima hat den Engländern in Nordamerica in den drei Jahrhunderten ihrer dortigen Existenz den Yankee-Charakter aufgedrückt, der sie dem Kundigen leicht erkennbar macht von den Bewohnern des Mutterlandes. Die heitere Luft bringt heitern Sinn, feuchte Luft verstimmt; die Englischen Nebel machen aus der Consequenz oft Starrsinn und erzeugen den bekannten Spleen der Engländer. Und wer unter uns hätte nicht schon den Einfluss des wechselnden Wetters auf die geistige Stimmung an sich selbst wahrgenommen! Wenn Göthe sagt, er arbeite am besten bei hohem Barometerstande, so ist er nicht der einzige und wohl auch nicht der erste, der auf diesen natürlichen Barometer aufmerksam geworden ist.

So wirkt die Natur, wie sie überall lebt, überall lebengestaltend; das ist der beständige Kreislauf des Blutes in dem grossen Körper, den wir Natur nennen. Einmal in den Kampf um das Dasein gesetzt bildete sich das Kind der Natur wie körperlich so geistig, um in diesem Kampfe zu bestehen; denn der Geist kann hier nicht getrennt werden vom Körper: es ist die wahre Zweieinigkeit, bei welcher mit dem einen der andere Theil steigt oder fällt. Die Gefahren, die dem werdenden Menschen drohten von wilden Thieren, schärften seine Sinne und machten ihn geschickt in der Bekämpfung derselben, die Ungunst der Witterung zwang ihn, sich zweckentsprechend zu kleiden und sich ein Obdach zu gründen, die Sorge für seinen Unterhalt lehrte ihn das Land bestellen und die Speise bereiten — das waren die Anfänge der Cultur, die ersten Exercitien der werdenden Menschheit. So erstarkte er allmählich im Kampfe gegen den physischen Druck, und mit der wachsenden Cultur gelang es immer mehr, die Abhängigkeit von den physischen Verhältnissenseiner Umgebung aufzuheben: heute schlägt der Europäer selbst in Australien, in welchem ein Geschlecht verdarb, ohne Gefahr seine Wohnung auf. Die Fortschritte ge-

stalteten sich für den wandernden Urmenschen vielfältig, jenachdem in dem neuen Lande die Aufgaben schwerer oder leichter waren, welche der Kampf um das Dasein stellte; sie wurden zu Rückschritten da, wo der Mensch im Kampfe gegen den Druck der physischen Verhältnisse erlag, im Africanischen Sande wie im Grönländischen Eise. Des Negers einzige Culturleistung ist, dass er die Hitze wie kein anderer Bewohner unseres Planeten zu ertragen weiss, und da steht für uns der Eskimo noch höher, der uns den finsteren Norden erschliessen hilft. Umgekehrt ging aber auch da, wo der Sieg zu leicht war, wo die Natur mühe- und gefahrlos ihre Gaben streut, die Spannkraft verloren, es entstand Schlaffheit und ein Schlaraffenleben, wie es die gepriesenen Lotophagen der Homerischen Poesie bei ihrer „honigsüssen Frucht“ führten, nur nicht überall so harmlos; und wenn gänzliche Absonderung von der übrigen im Fortschritt begriffenen Menschheit hinzutrat, war das Ende der vollständige geistige Tod, wie wir dies bei den Papuanen in der Südsee sehen, die ihr Brot d. h. ihren Sago gar zu bequem in dem Marke ihrer Palmen finden: bei ihrem Ueberflusse leiden sie zeitweilig Hunger, weil sie die Gottesgaben nicht zu erhalten und zu vertheilen verstehen. Es ist ein Segen für das Volk wie für den einzelnen Menschen, wenn ihm der Kampf um das Dasein nicht zu leicht gemacht wird; Hunger ist nicht nur der beste Koch, er ist auch ein vortrefflicher Zucht- und Lehrmeister. Der Boden, der die Anstrengung herausfordert, aber sie auch lohnt, ist der beste; wir preisen mit Recht das Land, welches uns zum Wohnplatz zugefallen ist: es würde Dornen und Disteln tragen, wenn es nicht bearbeitet würde.

Neue Offenbarungen dieses Gesetzes von der gestaltenden Einwirkung der äusseren Verhältnisse traten hinzu, sowie sich aus den Stämmen die Völker und Staaten gebildet hatten, sowie sich von dem grossen Leibe der Menschheit, der ursprünglich eins war, die Völkerindividuen abgelöst hatten, in denen nun das Blut besonders kreiste und ein eigner Geist sich entwickelte. Die durch den Wohnplatz bedingte Stellung zu den übrigen Völkern wurde wirksam und in manchen Fällen entscheidend. Auf dem Verkehr des Menschen mit dem Menschen beruht aller Fortschritt, und sowie der einzelne Mensch darauf angewiesen ist, von andern sich erziehen zu lassen, so erzogen

sich auch die Völker eines am andern. Aus dem Verkehre der Völker erwächst, wie der Handel d. h. der Waarenaustausch, so der Austausch der Ideen, das eine bereichert sich mit den Schätzen des anderen, die es mehrt und bessert. So ist das glänzende Ziel der Menschheit, die Cultur, die Arbeit vieler Völker und Jahrhunderte, wie wir (I S. 26) sagten, entstanden, weitergegeben unter den Völkern von Hand zu Hand. Das war unter den Vorzügen des Griechischen Landes wohl der wichtigste, dass es als empfangender Punct den Strahlen gegenüberstand, welche die Asiatische Cultur hinübersandte und dass die Phönikier ihm zuerst bringen mussten, was seine Bewohner selbst jenseits des Meeres zu holen in so früher Zeit noch nicht gelernt hatten. Hieraus ergibt sich die Wichtigkeit der geographischen Beschaffenheit eines Landes für die geistige Entwickelung seiner Bewohner: das Land muss so gestaltet sein, dass alle seine Theile leicht zugänglich sind, und dies bewirkt das überall einschneidende Meer, die bedeutende Küstenentwickelung, sowie im Inneren die grossen Flüsse, die Adern des Verkehres. Das Meer — wir meinen damit nicht den unbegrenzten Ocean. Freilich treffen wir bereits in den Anfängen unseres Geschlechtes die Bewohner der Gestade allerwärts in grösserer oder geringerer Vertrautheit mit dem Meere; eine ganze Rasse, die Oceanische, hat sogar, wie die anderen die Continente, das Meer und zwar das grösste, den grossen Ocean besiedelt. Aber diese Leistung liegt, wie wir (Cap. XV) nachweisen werden, bedeutend diesseits der Anfänge unseres Geschlechtes, und für diese Anfänge war der Ocean, der das jenseitige Land den Blicken entzog nicht die bindende Strasse, sondern die trennende Kluft, die zu überspringen erst einer vorgerückten Zeit vorbehalten blieb. Die Phönikier, wie grossartig auch ihre Leistungen für die damalige Zeit waren und wie förderlich für die Erziehung der Menschheit, trieben nur Küstenschiffahrt, und erst die Zeit des Compasses und mehr noch der Dampfkraft durfte es wagen, frei hinauszusteuern über die ungemessene Wasserfläche und die „non tangenda vada“ (Horaz) zu überspringen — wie uns denn heute, seit Columbus den Weg gebahnt, eine Fahrt nach New-York kaum mehr bedeutet, als die Reise von Petersburg nach Rom. Für die Anfangszeit unserer Entwickelung

spielen die Flüsse, die bereits der Arische Urstamm (I. S. 41) mit Ruderbooten befahren gelernt hatte, und die leicht zu erreichenden Buchten des Binnenmeeres die Hauptrolle, und darauf beruht die geschichtliche Bedeutung des Mittelmeeres, dessen Gestade durch Küstenschiffahrt überall zu erreichen waren, ohne sonderliche Gefahr: denn Gespenster wie die Scylla und Charybdis haben sich als Schiffermärchen erwiesen, welche die Phönikier in Umlauf setzten, um andere abzuschrecken, ihnen nachzufahren und ihren gewinnreichen Handel zu beeinträchtigen. Das Mittelmeer wurde das grosse Uebungsfeld der Menschheit: die Exercitien, welche diese auf dem Mittelmeer durchgemacht, machte sie fähig, auch das grosse Weltmeer zu bestehen.

Welche Rolle aber die Flüsse bei der Entwickelung der Menschheit spielten, davon kann uns das nächstliegende Beispiel, der Rhein, überzeugen, bei dem dies am grossartigsten hervortritt. Hier wogte das Völkerleben, seit es Völker gab in Europa, auf und ab; kaum hat darum ein Fluss in Europa grössere Bedeutung für die Geschichte dieses Welttheiles. Dem frühen Verkehr mit den Römern und der dadurch gebrachten Römischen Cultur verdankte Gallien seine frühe Zeitigung, und Frankreich das Uebergewicht in Europa, welches es bis in die jüngste Zeit besessen. Am Rhein, dem damaligen Grenzstrom, fielen, wie das Römische Schwert zuerst dem Germanischen begegnete, die ersten Saatkörner der Römischen Cultur auf Germanischen Boden. Hier entstanden die Römischen Colonien, aus denen sich blühende Städte, Mainz, Köln, Trier etc., entwickelten. Darum spielt sich das ganze politische und geistige Leben der folgenden Zeit am Rhein ab: Worms ist die Stätte des Nibelungenliedes, Aachen die Residenz Karls des Grossen, die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier sind die bedeutendsten Reichsfürsten, in Speier sind die Kaisergräber, bei Koblenz steht der Königsstuhl, auf welchem der neue Kaiser gewählt wurde, Frankfurt war bis zuletzt die Krönungsstadt der Deutschen Kaiser. Die zahlreichen Ruinen, die aus den Rebenhügeln herabblicken, erinnern an die glänzende Zeit des Ritterthums, die Städte, deren Dome sich in dem Wasser spiegeln, an die betriebsame, hochentwickelte Bürgerschaft der ehemaligen Freien Reichsstädte. Und darum war auch der Rhein seit den Tagen Lothars der Zankapfel

der beiden Nationen, die sich hüben und drüben entwickelt hatten: er war einmal Deutsch geworden, und war der Grundpfeiler der Deutschen Cultur, und darum ist er, in den Tagen der Schmach an die Wälsche Uebermacht verloren, heute nach der Auferstehung wieder Deutsch.

Die Cultur schlug, wie wir gehört haben, den Weg ein, der vom Hindu-Kusch nach den Westenden von Europa führte; was ausserhalb dieser Strasse lag und von ihr auch nicht berührt wurde, war der Vereinzelung preisgegeben, und diese schmälert, wie den einzelnen Menschen, so das Volk und lässt es nicht zu allseitiger Entwickelung gelangen. Denn wie der einzelne Mensch dem Prokrustesbette der Erziehung, in welchem alle gleichgestreckt werden, sich anbequemen muss und wie diejenigen, die dieses Lernens von anderen sich entschlagen zu können glauben, die sogenannten Autodidakten, in der Regel Sonderlinge sind, so erzeugt auch bei den Völkern Vereinzelung und Absperrung gegen den völkererziehenden Verkehr mit der übrigen Menschheit Einseitigkeit und Verschrobenheit und zwecklosen Eigensinn in dem Verharren beim Alten. So erging es Tschina, wo auf der einen Seite ein Wall hoher Gebirge, auf der anderen der Ocean seine trennende Gewalt übte: der fernste Punct Europas war für die Arier, die den Cultursegen Europa brachten, leichter zu erreichen, als der nächste auf dem Tschinesischen Boden. Das Ganze, was man unter dem Tschinesischen Reiche verstand und versteht, war zwar gross genug und reichlich ausgestattet von der Natur, um eine zahlreiche Menschheit zu entwickeln, aber zu einförmig, um vielgestaltige Staaten und Völkerindividuen nebeneinander zu erziehen, und von dem regen Wechselverkehre, der draussen unter den Völkern wogte und der treibende Factor des Fortschritts war, war Tschina ausgeschlossen, wenigstens für die älteste Zeit, in welcher sich die Entwickelung der Tschinesischen Cultur vollzog: die Handelsverbindungen, welche in späterer Zeit von abendländischer Seite her angeknüpft wurden, wie die nicht einmal gehörig beglaubigten Beziehungen zum alten Römischen Reich, erscheinen wie schüchterne Versuche eines nothdürftigen Waarenaustausches, welche den bereits abgeschlossenen Gang der Tschinesischen Cultur nicht mehr zu wenden vermochten. Ebenso stand Aegypten, das für die

Aramäische Einwanderung, wie für alle folgenden Versuche verschlossen war und sich erst öffnete, als es zu spät war, dem alten Culturleben so fremd gegenüber, wie jetzt Tschina dem modernen. Die neue Welt vollends war vom Ocean so wohl verwahrt, dass es erst vor verhältnissmässig kurzer Zeit den Anstrengungen der Europäer gelang, die Bewohner Americas und Australiens der Menschheit wiederzugeben. America war reicher noch als Tschina und vielseitiger ausgestattet von der Natur; aber es hat es nur an zwei Stellen, Mexico und Peru, zu einer Art von Cultur gebracht. Australien ist auch in dieser Beziehung ein abschreckendes Beispiel, und den Sagoessern in der Südsee half es nichts, dass ihnen ihr tägliches Brot so bequem bereitet war, dass die vierte Bitte im Gebet des Herrn für sie schier überflüssig erscheint.

Während die Verbindung mit der übrigen civilisirten Welt also nothwendige Vorbedingung zur allseitigen Entwickelung eines Volkes ist, kann der allzu leichte Ein- und Ausgang auch wieder nachtheilig werden. Ein Volk ohne geschlossene Grenzen ist den Angriffen des mächtigern Nachbars beständig ausgesetzt, und wenn es nicht in Krieg verwickelt ist, so zwingt es doch die Furcht, in beständiger Kriegsbereitschaft zu leben. Ein Sittengesetz gibt es nicht unter den Völkern; hier gilt das Recht des Stärkeren, und „in der Politik darf jeder, was er kann" (Mommsen, Römische Geschichte). Solche Zustände knicken mit der politischen Macht die schönste geistige Blüthe, die noch manche Frucht zu tragen versprach; dies zeigt das Beispiel der Juden, deren Land schutzlos zwischen zwei erobernde Grossmächte, wie das Lamm zwischen zwei Raubthiere gestellt war. Das moderne Gegenstück dazu bildet Polen, das die gute Beute dreier Nachbarn wurde; die einzige, aber auch triftige Entschuldigung für den Raub ist das allgemeine Naturgesetz: wer sein Leben nicht mehr vertheidigen kann, hat sein Recht zu leben verwirkt. Dass Holland nicht Deutsch, Belgien nicht Französisch, die Schweiz nicht zwischen beiden getheilt ist, verdanken diese Länder einer künstlichen Schöpfung der neueren Zeit, dem Europäischen Gleichgewicht: sie sollen die Riegel sein zu den grossen Thüren, welche die Grossmächte von einander trennen. Aber das Europäische Gleichgewicht ist vom politischen wie vom naturwissenschaft

lichen Standpuncte eine Missgeburt: hört die Rivalität der Grossmächte einmal auf — es ist freilich zur Zeit nicht abzusehen, wann und wie dies geschehen soll — so schwindet für die Mächte zweiten und dritten Ranges die schützende Aegide und es wird um die Niederländische und Schweizerische Idyllen-Existenz so gewiss geschehen sein, wie das Königreich Polen heute eine Russische Provinz ist. Denn das Naturgesetz ist einmal, dass „die grossen Fische die kleinen auffressen", die ihnen in den Weg kommen, und das Moralisiren dabei sieht oft genug fast so aus, wie das Flötenspiel des Lysander beim Niederreissen der Mauern Athens, wie Hohn und Schadenfreude; die Politik hat einmal, wie der grosse Napoleon sagte, kein Herz, sondern nur einen Kopf. England hat es dem schützenden Ocean zu danken, dass es alle Vortheile des Europäischen Fortschrittes geniesst, ohne sie zu bezahlen d. h. ohne die Nachtheile eines continentalen Wohnplatzes tragen zu müssen. Seine Widerstandsfähigkeit stützt sich auf den Ocean, den es mit seiner Flotte beherrscht; eine Landenge, wie schmal sie war, hätte den ersten Napoleon hinübergeführt und England wie das übrige Europa dem Willen des eisernen Imperators gebeugt. In anderer Weise ist Russlands Stellung eine unangreifbare; hier brach sich Napoleons Kraft, da er das Beispiel des Darius vergass oder vergessen wollte, und der jüngste Versuch, der Sebastopol zum Falle brachte, war ein unbedeutender Aderlass, der eher zur Kräftigung, als zur Vernichtung führte. Welche Lehre ergibt sich aus dem allen für unser Vaterland? Niemand rede mehr ein Wort, wenn es das Ziel einer weisen Regierung ist, das Volk wehrhaft zu machen.

Ebenfalls hilft der geographische Bau im Inneren eines Landes die Geschichte seiner Bewohner gestalten. Der vielspaltige Bau des Bodens, der die Landschaften Griechenlands nicht als politische Willkür, sondern als geographische Nothwendigkeit erscheinen lässt, brachte diesem Lande in den Zeiten seiner geistigen Blüthe die Einbusse der politischen Einheit; heute hat der Tod die Glieder vereint. Aehnliches gilt von Italien, welches durch einen gewaltigen Gebirgszug der Länge nach in zwei Hälften gespalten ist; nur dass sich hier eher der Platz an der Tiber fand für die dominirende

Landschaft. Der glücklich bestandene Kampf gegen die Samnitische Nation lieferte den Römern die andere Längenhälfte in die Hände, und der Besitz der ganzen Halbinsel, die herausfordernd und gebietend sich über das Mittelmeer legt, musste ein kräftiges Volk, wie die Römer waren, zur Eroberung der damaligen Welt d. h. der Länder um das Mittelmeer treiben. Als das eiserne Band, welches die Römer um Italien und die Welt geschlungen hatten, zerrissen war, da trat sofort die Natur wieder in ihre Rechte: Italien war gespalten bis in die jüngste Zeit. An derselben Krankheit litt unser Vaterland. Eine seltsame Mischung von zwei unverträglichen Elementen hatte im Mittelalter das Deutsche Kirchenreich, wenn der Ausdruck gestattet ist, zum ersten Reiche der Christenheit gemacht; als die beiden Elemente sich trennten und ihre Machtgebiete gegeneinander abgrenzten, da begann in Deutschland wieder die Spaltung zu walten, die in der geographischen Theilung und Isolirung begründet war und die schon zu Hermanns Zeiten die Stämme gegeneinander abgesondert hatte: das kaiserliche Ansehen zerfiel, es blühte die Herrschaft der vielen Fürsten auf und die vielberühmte Deutsche Einigkeit — und im Grossen trat der Unterschied, der das Land geographisch in zwei Hälften theilt, die Norddeutsche Tiefebene und das Süddeutsche Bergland, in ungehinderte Wirksamkeit, welchen Unterschied danach die Reformation verewigt hat. Auch Frankreichs Könige hatten mit widerstrebenden Vasallen zu kämpfen und Provinzen von verschiedenen Anlagen und Neigungen zu einigen; aber eine unerbittliche Politik flocht bald das Ganze zu einer musterhaften Einheit zusammen, und auch darin zeigt sich die von den Zeiten der Römer her datirende Priorität der Französischen Entwickelung.

So lässt sich der Einfluss der Bodengestalt auf die Entwickelung des geschichtlichen Lebens gewiss noch in vielen anderen Beziehungen nachweisen, nur muss man nicht mit dem Auffinden dieser Beziehungen geistreiches Spiel treiben und auch das, worin der Zufall oder die bestimmende Hand des Menschen gewaltet, auf Rechnung der Bodenverhältnisse setzen wollen. Hamburg, Stettin, Danzig an der Mündung grosser Wasserstrassen erklären ihre Lage von selbst; aber „Berlin im Märkischen Sande ist eine Kraftanstrengung der

Menschheit", dieses geflügelte Wort wird seine Wahrheit behalten. In solchen Dingen kann man wohl immer Gründe finden, warum es so kommen konnte, nicht aber, warum es so kommen musste und nicht auch anders hätte kommen können.

Wer, wie wir es wollen, den Einfluss der physischen Verhältnisse des Wohnplatzes zur Erklärung des Entwickelungsganges der Völker heranzieht, der sieht sich vor zwei Consequenzen gestellt, die seine Gesetze zu Falle zu bringen drohen; er muss zu dem doppelten Schlusse gelangen:

1. bei gleich günstigen physischen Verhältnissen muss sich aller Orten derselbe günstige Stand der geistigen Entwickelung zeigen;
2. dieselbe Folgerung muss auch für alle Zeiten gelten und dieselben günstigen Verhältnisse, die einst in einem Lande eine blühende Cultur hervorgerufen haben, müssen auch heute noch in demselben Lande bei dessen jetzigen Bewohnern fortwirken.

Aber beides trifft nicht zu: Die Tschinesische Cultur ist der Europäischen nicht vergleichbar, und die Italiener sind heute nicht die alten Römer. Unsere Antwort ist in früheren Untersuchungen bereits gegeben, wir haben sie hier nur zusammenzufassen.

Schichtenweise, sagten wir, breitete sich die Menschheit vom Urlande über die Erde. Die ersten Schichten zogen unfertig, wie wir aus der Sprache schlossen, aus; sie fielen der Verkümmerung anheim, wo sie in die physischen Extreme gerathen waren, denen gegenüber sie wehrlos waren: Neger und Eskimo sind die aufgegebenen, ihrem Schicksal überlassenen Vorposten der Menschheit, die ihr körperliches Dasein, freilich mit Verlust mancher menschlichen Züge, retteten, in ihrem geistigen Dasein aber völlig Schiffbruch litten. Wo der Weg sie aber in günstigere Erdreiche geführt hatte, die für die Entwickelung eines Volkes Raum und Nahrung boten, da gestaltete sich eine mehr oder minder reiche geistige Entwickelung: Tschina hat eine blühende Cultur entwickelt, eine für seine Zeit vielleicht noch blühendere Aegypten, und in America trafen die Spanier bei der Entdeckung die zwei Culturstätten in Mexico und Peru. Aber keinem, der ein

offenes Auge hat, wird es entgehen, dass diese Arten von Cultur sich mit der Europäischen nicht im Entferntesten messen können: sie würden ja eben sonst beim Zusammenstoss mit der Europäischen Cultur nicht überall den Kürzeren ziehen. Die Tschinesen können sich rühmen, manche für das praktische Leben höchst wichtige Erfindungen, wie die des Papiers und des Buchdrucks, der Porcellanbäckerei, des Pulvers, der Nordweisung der Magnetnadel etc. lange vor uns gehabt zu haben und zu manchen Grundsätzen, zu denen wir uns theils mühsam emporgearbeitet haben, theils noch emporzuarbeiten bemühen, z. B. dass jeder vor dem Gesetze gleich ist, dass kein Amt ohne eine Prüfung ertheilt wird, dass es keinen erblichen, nur einen persönlichen Adel gibt etc., längst gelangt zu sein; dies alles bekundet einen Fortschritt, der um so erstaunlicher ist, je weniger dabei eine Beihülfe irgend eines andern Volkes mitgewirkt hat, je gewisser es ist, dass die Tschinesen vollständige Autodidakten sind. Gleichwohl sind sie im Ganzen in ihrem Geistesleben über einen engen Kreis — mit dem Europäer verglichen — nicht hinausgekommen, in dem heute ihr Wissen und Forschen circulirt, wie das Volk selbst seit Anbeginn in dem in runder Masse geschlossenen Lande; nüchtern klebt ihr Geist an der Materie, auf ihre Erfindungen führten sie nicht wissenschaftliche Forschungen, sondern praktische Handgriffe. Darum haben sie von denselben Errungenschaften, worauf wir unsere Grösse gründen, nicht die Ausbeute gehabt wie wir: das Pulver hat ihnen nicht die Waffe in die Hand gegeben, mit der sie die Welt erobern konnten und dass sie es nur zu Feuerwerk verwendeten, zeigt deutlicher als alles andere ihren beschränkteren Gesichtskreis; der Compass hat sie nicht über die Meere geführt, dass sie, wie in so manchem anderen, auch in der Entdeckung Americas uns hätten zuvorkommen können; die Buchdruckerkunst hat ihnen nicht dazu genützt, andere Länder mit den Schätzen ihres Wissens zu bereichern und sich mit den Schätzen anderer Länder. Uebrigens blieb der Buchdruck bei ihnen Blockdruck (S. 69) d. h. er beschränkte sich auf die Herstellung ganzer Schrifttafeln und gelangte nicht zur Anwendung beweglicher Lettern. Dies hängt aber damit zusammen, dass die Tschinesen, wie es einst am Euphrat und Nil (I S. 163) der Fall war, nicht buchstabiren, ihre Schrift-

zeichen nicht Buchstaben-, sondern Silben- (oder wie man will Wurzel- oder Wort-) Zeichen sind; bei der Unmasse dieser Schriftzeichen musste der um 1000 n. Chr., wie angegeben wird, gemachte Versuch mit beweglichen Lettern zu drucken, praktisch unausführbar erscheinen. Wie schwer oder unmöglich es den Tschinesen war, sich über die Sphäre der praktischen Handgriffe zur Wissenschaft zu erheben, zeigt recht deutlich der Umstand, dass sie im Rechnen (namentlich im Kopfrechnen, wobei sie die Glieder der Finger an der linken Hand zu Hülfe nehmen) Meister sind, und den Pythagoreischen Lehrsatz in seiner praktischen Verwendung kennen, aber dadurch nicht zur mathematischen Wissenschaft geleitet worden sind.

Aehnliche Beschränktheit des geistigen Horizontes wird man vom alten Aegypten behaupten können, das in seinen Tempeln und Pyramiden noch heute die Proben seiner uralten Kunstentwickelung ausstellt; und so wird es auch wohl mit der Cultur der alten Kuschiten am Euphrat (I S. 164) bestellt gewesen sein, wo die objectivste und darum auch wohl die älteste Wissenschaft, die Astronomie, ihre besondere Pflege fand. Und die Americanische Cultur vollends, die freilich, vielleicht mitten in ihrer Entwickelung, von den einziehenden Europäern unterbrochen worden ist, ist noch viel weniger eine vollkommene Cultur zu nennen in dem Sinne, wie wir das Wort nehmen; man hatte es zu wohlgeordneten staatlichen Verhältnissen gebracht mit Brücken- und Strassenbau und Postdienst (durch Schnellläufer), und einer Baukunst, welche die Teocalli, dem Belosthurm ähnlich (I S. 157), thürmte (und in Peru auch schon die Bogenwölbung anwendete), die Mexicaner hatten auch bereits eine Bilderschrift, den Aegyptischen Hieroglyphen vergleichbar, Landkarten, die den Spaniern gute Dienste leisteten, und was das Staunenswertheste ist, ein Kalenderjahr von 365¼ Tagen, bei uns erst eine Leistung des grossen Caesar; aber daneben schlachtete man Menschen, denen man das Herz aus dem Leibe riss, um es den Göttern zu opfern — eine seltsame Mischung von Civilisation und Barbarei. Man berufe sich nicht auf das, was die Americanische Cultur noch hätte werden können, wenn sie nicht von den Fremden durchbrochen worden wäre: der geistige Werth wäre nicht gewachsen, wenigstens nicht zur

Europäischen Höhe; das kann Tschina zeigen, dem mindestens vier Jahrtausende ungestörter Entwickelung zu Gebote standen.

Wir sind also bescheiden genug, das Verdienst, wo es sich befindet, anzuerkennen, und heben gern hervor, dass diese Völker sich selbst zu erziehen genöthigt waren, während wir unsere Erziehung einer Reihe von Völkern, die nicht mehr sind, verdanken; aber damit ist die Kluft, welche sie von uns trennt, nicht erklärt. Diese schreibt sich vom Hindu-Kusch her: der Fortschritt bis zum Höchsten blieb der dritten Schicht vorbehalten, welche dort die Flexion gefunden hatte, den Aramäern und Ariern, der vornehmen Art, wie in der Rasse, so in der Cultur. Diese, sowie sie das helle Gesicht über die Erde breiteten und noch breiten, ohne irgendwo Schiffbruch zu leiden an ihrer Körpergestalt, sollten auch die bessere Grundlage geistigen Wachsthums, die sie mitgebracht hatten, nirgends in dem neuen Lande verleugnen: sie schlugen überall, wo sie hinkamen, die neuen Gerüste auf, aus denen sich der stolze Bau der Aramäischen und Arischen Cultur entwickelte, der gegenüber jede andere Cultur nur als Aftercultur erscheint. Die Aramäer wurden die Begründer der reinen Subjectivität, die sich ganz der Materie entwand, die Stifter dreier Weltreligionen, die Dichter der Psalmen; die Arier fanden namentlich in den Zweigen, welche den Boden Europas erreichten, die wundervolle Harmonie zwischen Subjectivität und Objectivität, welche die Religion menschlich machte, ohne sie des Schwunges zu berauben, und zur Lyrik das Epos und Drama gestaltete. Gleich das erste Land in Europa, in welchem sich die Macht des Arischen Geistes zu entfalten begann, richtete den stolzen Bau auf, der seitdem wohl an äusserem Umfang, nicht aber an innerer Tiefe und Schönheit gewonnen hat: die Griechische Cultur bezeichnet heute noch den Höhepunct geistigen Schaffens, die Grundlage der modernen Cultur, und jedes Abweichen von dieser Grundlage führt zur Barbarei.

Wir begreifen jetzt, warum die Inder auf dem Dravidischen Boden anderes geleistet als ihre Vorgänger, ebenso gut wie uns der Grund klar geworden ist, warum sie in demselben Lande die dunkle Hautfarbe ihrer Vorgänger nicht angenommen haben; wir begreifen, warum Europa erst für die einziehenden

Arier seine Vorzüge zu entfalten begann, während es für ihre ersten Vorgänger ein Land war, wo wilde Menschen in Höhlen hausten; wir begreifen endlich, warum für Tschinesen und Mexicaner die geographischen Vergünstigungen vergebens, wenn auch nicht so vergebens, wie etwa für die Papuanen der Südsee, aufgewendet waren und blieben: die paradisischen Fluren Americas, die üppigen Reisfelder des Hoangho, die markigen Palmen der Sago-esser konnten nicht helfen; das Einzige, was hätte helfen können, war versäumt: der Arische Ueberguss, der sich einseitig vom Hindu-Kusch nach Westen gewendet hatte. Tschinesen und Americaner, von den Negern und Australiern nicht zu reden, blieben verwaist für immer, abgesperrt von der Strasse, auf der die wahre Cultur einherzog — hiermit trifft das, was wir oben (S. 252) von den Folgen der Vereinzelung sagten, zusammen. Wäre Tschina nicht verschlossen gewesen seit Anbeginn und wäre der Ocean nicht gewesen, der nur auf einem Wege überschreitbar war, den ein Arier nicht mehr betreten hätte, so hätten vielleicht die Arier auch den Weg nach Osten genommen und auch America erreicht, und die Europäer hätten in America ebenbürtige Gegner getroffen — oder gar, die Americaner wären uns zuvorgekommen und hätten eher den Weg nach Europa, wie wir den Weg nach America gefunden. So ist der Europäer der unbeschränkte Alleinherrscher auf der Erde: sowie er das Gesetz der unbegrenzten Gestaltung des Lebens durch die physischen Verhältnisse zu Schanden macht, indem er selbst in verwahrlosten Ländern, in welchen vor ihm eine Menschheit verdarb, sich ohne Gefahr niederlässt, so drückt er die Ansätze zur Cultur, die sich in begünstigten Ländern der seinigen entgegenstellen, ohne Mühe nieder: das farbige Gesicht ist dem weissen gegenüber nirgends mehr lebensfähig. Jetzt kommt der Arische Ueberguss überall zu spät: das plötzliche Licht in die lange, nur hier und da mässig erhellte Finsterniss blendet die Augen, scheu weicht der Farbige zurück vor der Europäischen Cultur, die er nicht geschaffen und die seinem innersten Fühlen so schnurstracks zuwider läuft. Selbst die menschenfreundlichen Lehren des Christenthums verhallen darum oft wirkungslos; es fehlt eben eine lange Reihe von Zwischengliedern, an denen wir uns langsam emporgearbeitet und die die Farbigen nun mit einem Satz überspringen sollen. So war der plötzliche Uebergang

von der drückendsten Knechtschaft zum freien Staatsbürgerthum für die Neger in America kein Segen; ehe sie noch gehörig gelernt hatten sich überhaupt der Kleidung bedienen, muthete man ihnen zu den Frack mit Würde zu tragen. Darum vollzieht sich der Verwesungsprocess bei den Farbigen um so rascher, je tiefer ihre Gesittungsstufe ist, während bei höher gestiegenen Zuständen ein friedlicheres Aufgehen in die neuen Verhältnisse eher möglich ist; dies hat sich namentlich in Mexico gezeigt, wo die Rothhäute sich nicht allein erhalten haben, sondern sogar in der Ueberzahl sind. Die Existenz des Tschinesischen Sonderlebens ist von Europäern bis jetzt noch nicht ernstlich bedroht worden, wovon wohl einzig die Ursache ist, dass das Land dem Europäer zu sehr, wie man sagt, aus der Hand liegt; aber die Ohnmacht des gewaltigen Reiches hat sich bei den Gelegenheiten, wo ihm eine Europäische Militärmacht entgegentrat, hinreichend documentirt. Wie die Dinge jetzt liegen, wird man sich vorab mit einer friedlichen Ausnutzung des reichen Landes begnügen; was kommen wird, wenn einmal die Slavische Periode angebrochen sein wird und Russland das Scepter der Weltherrschaft schwingt, ist jetzt noch nicht abzusehen. Dass dann aber das Wehe für das gelbe Gesicht beginnen wird, ist gewiss: möglich dass einst Russland und England am Hindu-Kusch aneinander grenzen, möglich auch dass Russland, mit den nördlichen Theilen zufrieden, dem Reste des Reiches der Mitte bis auf Weiteres sein harmloses Stilleben wird gönnen müssen, wenn sich dort wie in einer bekannten Ecke Europas das politische Bedürfniss eines „kranken Mannes“ herausbildet. In die Rolle dieses kranken Mannes wird sich der gelbe Kaiser in Peking ohne Zweifel ebenso gut zu schicken wissen, wie der abtrünnige Rassenbruder zu Constantinopel; denn wenn — abgesehen vom Neger, dessen Existenz durch andere Gründe (S. 220) sanctionirt ist — irgendwo auf der Erde ein farbiges Gesicht Aussicht hat den Anprall des Europäerthums auszuhalten, dann ist es das gelbe in Tschina: wie schneidend auch jetzt noch der Gegensatz ist und wie sehr die „Barbaren“ aus Europa noch in Misscredit stehen, so ist Dank der hochgestiegenen Civilisation des Reiches der Mitte eine allmähliche Annäherung der feindlichen Elemente hier am wenigsten undenkbar.

Der zweiten irrigen Consequenz, dass der behauptete Einfluss der physischen Verhältnisse des Landes auf die geistige Entwickelung der Bewohner zu allen Zeiten, also auch bei den heutigen Bewohnern desselben Landes sichtbar sein müsse, haben wir ebenfalls (I S. 254) bereits vorgebeugt: Jede Nation, sagten wir, vollendet, wie der einzelne Organismus, den ihr bestimmten, Kreislauf der, wie beim Organismus, mit dem Tode, dem politischen Tode endet. Der grosse, aus vielen Factoren zusammengesetzte Körper, welchen wir Nation nennen, lässt sich freilich mit einem Organismus in sofern nicht vergleichen, als der Lebensgang und die Lebensgrenze des Organismus von der Natur genau vorgezeichnet ist und bei dem einen wie bei dem andern Individuum, wenn nicht gewaltsame Störungen von aussen hinzutreten, in völlig gleicher Weise verläuft. Das Leben einer Nation hängt aber von so manchen Umständen ab, die dasselbe fördern oder hemmen, hier länger erhalten, dort vorzeitig abbrechen können. Es ist zunächst die Stellung unter den übrigen Nationen, der Mangel an geschlossenen Grenzen zur Selbstvertheidigung, die mangelnde Ausdehnung des Gebietes, welche der Nation erlaubte sich zu entfalten und den Nachbar-Concurrenten gegenüber sich zu einer achtunggebietenden Höhe emporzuschwingen. Aber das sind im Grunde genommen doch ganz natürliche Verhältnisse, die der Kampf um das Dasein mit sich bringt und die sich überall auch im Leben der Organismen wiederholen. Polen hat man von der Karte Europas gestrichen, wie wir den Käfer am Boden todt treten oder das Wild einfangen, das wir uns zur Speise bereiten wollen. Nicht als wenn das Polnische Volk nicht mehr fähig gewesen wäre, unter günstigen Verhältnissen sein Leben noch lange zu fristen — die Kette der Polnischen Revolutionen beweist das Gegentheil — aber es war sein specielles Missgeschick, dass die Concurrenten mächtiger waren, und darum sagen wir eben: Polen ist nicht eines natürlichen Todes gestorben, und man könnte hinzufügen, dass es künstlich im Tode erhalten werden muss. Die Schläge, denen ein Volk von Seiten eines mächtigeren Nachbarn ausgesetzt ist, können den Tod zur Folge haben; hier und da sind die Wunden aber auch heilbar und das Volk erhebt sich aus dem Drucke zu höherer Energie: dies zeigt das Beispiel Preussens nach dem schwarzen Tag von Jena; in dem Ringen gegen den

Französischen Gewaltherrscher bestand Preussen die härteste Probe auf seine Lebensfähigkeit. Und wie unserm Vaterlande, so erging es damals manchem andern der Staaten, die Napoleon in Ketten geschlagen hatte; dass der sonst so scharfblickende Mann beim Beginne des 19. Jahrhunderts noch hoffte, das von ihm — nach Art der weiland Babylonischen und Assyrischen Weltmonarchieen — gewaltsam errichtete Gebäude der Fränkischen Uebermacht zusammenhalten zu können, diese Kurzsichtigkeit verzeihen wir ihm weniger, als den Uebermuth, der ihn Russland zu erobern trieb. Auf solche Fälle also, wo Gewalt die Rolle gespielt, bezieht es sich nicht, was wir unter dem Tode der Nationen verstehen.

Man hat ferner auf die Missregierungen hingewiesen, die ein Volk vorzeitig ruiniren könnten. Aber hier stellt sich das treffende Wort des Französischen Diplomaten de Maistre ein: toute nation a le gouvernement qu'elle mérite. „Kein Volk, sagt v. Hellwald, — voraus gesetzt, dass es nicht von einem anderen stärkeren unterjocht ist — muss eine Regierung dulden, die seinen Neigungen nicht entspricht; jedes besitzt die Kraft und die Macht sich deren zu entledigen, und hat es auch allemal gethan, so oft es das Bedürfniss dazu fühlte" (Ausland 1872 Nro. 52). Und wenn es dies nicht konnte und sich am Ende gar eine Reihe von Generationen hindurch die „Tyrannen" hat gefallen lassen müssen, so hat es damit bewiesen, dass es entweder noch nicht politisch reif war, um den Druck zu fühlen — was man von Russland sagen konnte und noch kann —, oder dass es an der Grenze angekommen war, wo die Lebenskraft erstirbt und nicht mehr ausreicht, sich des Druckes zu erwehren. Im ersten Falle wird bei steigender Reife die Zeit kommen, wo der Druck aufhört, nicht durch den freien Willen des Regenten, sondern durch den Zwang der Verhältnisse; im zweiten Falle aber wird ein Wechsel im Regiment den Process der allmählichen Verwesung vielleicht aufhalten, aber nicht zu wenden vermögen. Frankreich stand unter einem Despoten wie König Ludwig XIV, bei dem man gewiss berechtigt ist von Missregierung zu reden, auf der Höhe seiner Macht; es hat sich bald des Despotismus gründlich zu erwehren gewusst, und das beweist, dass es unter Ludwig XIV. bereits auf dem besten Wege war mündig zu werden. Umgekehrt gebe man den Despotien des Orients,

wozu wir auch die Türkei rechnen, den besten Regenten, unseren siegreichen Kaiser Wilhelm mit allen seinen Kronräthen, er wird vielleicht etwas, aber nicht viel zu ändern vermögen und hätte mit Türkischen Truppen die Franzosen nicht geschlagen, sowenig wie die Schafheerde den Hund verjagt. „So lange eine Regierung, sagt darum v. Hellwald sehr richtig, möge sie welchen Namen immer haben, besteht, wird der Culturhistoriker sie für den Ausdruck des Volkswillens halten dürfen und müssen. Dies ist so wahr, dass ein geschichtlicher Rückblick in den Regierungen auch die Spiegelbilder der Völker, ihrer Tugenden und Fehler zeigt. Damit ist das Märchen von der Völkerbedrückung durch die Tyrannen in das Gebiet der hohlen Phrase verwiesen; denn bedrückt ward stets nur der, welcher sich bedrücken liess.“

Einen geachteten Forcher hat die Sprachvergleichung zu folgendem Satze geführt: „Zu den wichtigsten Ergebnissen gehört die Wahrheit, dass die sogenannten neueren Völker nicht jünger sind, als die, welche wir die alten nennen. Und betrachten wir von der Zinne dieser Wahrheit die Weltgeschichte, so erhalten wir die zugleich ernste und ermuthigende Lehre: dass die Völker nicht wie die Individuen an Altersschwäche sterben müssen, dass sie aber untergehen, wenn sie der Fähigkeit ermangeln, sich im Kampf zu verjüngen“ (Cuno, Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde). Also die Deutschen sind nicht jünger, als die Inder, weil beide einst die Sprache gemeinsam hatten; aber die Deutschen haben die Fähigkeit gezeigt, „sich im Kampfe zu verjüngen,“ und diese Fähigkeit geht den Indern ab. Warum denn? warum sind es gerade die zwei Asiatischen Glieder unserer Sprachfamilie, die Perser und Inder, die abgestorben sind in einem blühenden Lande, unter den günstigsten physischen Verhältnissen, warum nicht vielmehr die Slaven in ihrer zum Theil recht kümmerlichen Natur? Und warum sehen wir den Process, ordnungsmässig, möchten wir sagen, sich auch in Europa vollziehen? warum hat Griechenland, das einst den geistigen Freiheitsbaum aufgerichtet, heute von seinen grossen Ahnen nicht mehr gerettet, als die verstümmelte Sprache und das verödete Land, welches bis vor Kurzem einem fremden Eindringling in Europa gehorcht hat? warum haben die Nachkommen der weltstürmenden Römer vor Kurzem aus der Hand eines gnä-

digen Nachbarn das Geschenk der Freiheit und politischen Wiedergeburt erhalten und annehmen müssen, nachdem sie sich selbst umsonst darum abgerungen hatten? Hier waltet ein Irrthum ob: die „neueren Völker“ sind allerdings „jünger als die, welche wir die alten nennen“; die Deutschen sind als Volk jünger als die Inder; sie zogen als schweifende Stämme noch in ihren Wäldern umher, als die Inder bereits ein Jahrtausend ihres Volksthums hinter sich hatten. So ist es auch mit der Sprache. Freilich sind alle Sprachen der Erde gleich alt, insofern sie alle auf denselben Ursprung zurückgehen, auf den ersten Menschen, der zuerst sprach. Aber die Sprachindividuen entstehen erst mit den Völkerindividuen und in sofern ist die Deutsche Sprache jünger, als Latein und Sanskrit, da es erst eine Deutsche Sprache gibt, seit es ein deutsches Volk gibt. Das Sanskrit, das selbst schon eine Entwickelung hinter sich hatte, ist nicht die Urgestalt der Arischen Rede, sowenig wie die heutige Arische Rasse die ursprüngliche ist (S. 214). Aber da die Inder Jahrtausende früher als die Germanen, gezeitigt wurden und zum Volke heranwuchsen, so wurde ihre Sprache auch soviel früher gebunden und hat darum die ältere Gestalt treuer bewahrt. Wir sprechen also mit Recht von alten Sprachen, indem wir damit die Sprachen der alten Völker meinen. Volk ist aber hier identisch mit Staat und Cultur und diese mit Geschichte, und hier kommen wir auf den Punct, wo die Völker sich aufzureiben beginnen und schliesslich dem Tode verfallen.

Heute schweifen, wie vor Jahrtausenden, Mongolen und Beduinen in ihren Steppen und Wüsten, Australier und Indianer kreisen in ihren Jagdrevieren; ihre geistige Kraft wird nicht gestärkt, weil es ihnen an neuen Objecten fehlt, sie sind stehen geblieben und stagniren: so kann Darwin leugnen dass „Fortschritt die normale Regel bei der menschlichen Gesellschaft sei.“ Bei dem civilisirten Theile des Menschengeschlechts — wir wissen, wo wir diesen zu suchen haben und warum wir ihn da zu suchen haben — ist allerdings „Fortschritt die normale Regel“. Der grosse Vorzug der civilisirten Menschheit besteht und bestand von jeher darin, dass der einzelne Mensch wie das Volk seine Errungenschaften durch die Schrift mittheilen und verewigen kann, und dass diese Errungenschaften nicht mit dem Tode des Menschen, mit dem

Untergang der Nation verloren sind für die Nachwelt, die sich vielmehr an ihnen erzieht, auf ihrer Grundlage weiter baut. Aber weil bei den Naturvölkern die geistige Kraft nicht gebraucht wird, darum wird sie auch nicht verbraucht; während sie auf den Segen der Cultur verzichten müssen, sind sie auch vor den Schäden der Cultur bewahrt: sie bleiben ewig jung oder stets gleich alt, wie man will, und die Geschichte hat auf sie keinen Einfluss. Die Mongolen haben wiederholt grosse Reiche gegründet oder gründen helfen; aber das waren Reiche und keine Staaten, wenn es erlaubt ist diesen Unterschied zu machen; sie zerfielen ebenso rasch, wie sie entstanden waren, und die Bruchstücke konnten, wie die Bestandtheile ihrer Rede, eine neue Zusammensetzung eingehen. Und hier knüpft sich die merkwürdige Erscheinung an, dass ein Jahrtausend nachdem die Aramäischen Völker Vorderasiens zusammengebrochen waren, der letzte Spross Sems, die Araber, hervorbrachen und die Welt mit dem Schrecken ihres Namens erfüllen konnten, während sie heute wieder in ihre alte Thaten- und Ruhmlosigkeit zurückgesunken sind. Ihre geschichtliche Bedeutung besteht weniger darin, dass sie grosse Reiche gründeten, als vielmehr darin dass sie — ähnlich wie die Germanen zur Zeit der Völkerwanderung — frisches Blut in die Adern der entnervten Geschlechter Vorderasiens und Nordafricas gebracht haben: dies können wir allein unter „Verjüngung“ der Völker verstehen, und dieser Process vollzieht sich ohne Zuthun des alternden Volkes; man darf desshalb nicht bei einem Volke die „Fähigkeit“ voraussetzen, aus eigener Kraft „sich zu verjüngen“. Das Arabische Blut brachte neues Leben unter die Völker des Orients, und ebenso Spaniens, das ihnen einen neuen Aufschwung verdankte — wie das Germanische Blut zur Zeit der Völkerwanderung die Völker, die man heute die Romanischen nennt, verjüngt hatte: das war der Grund, warum in Vorderasien das seit den Tagen Alexanders des Grossen bereits erloschene politische Feuer noch einmal aufloderte, das war auch die Grundlage, auf welcher die Romanischen Völker nach dem Sturze der Römischen Weltherrschaft ihr neues, eigenartiges Leben aufrichteten — obwohl die Franzosen sich der Franken, von denen sie den Namen tragen, nicht gern erinnern, und dem Italiener bis vor nicht langer Zeit Tedeschi ein verhasster Name war.

Während also die Stämme von den Turaniern bis zu den Botocuden, von den Eskimo bis zu den Polynesiern, aller Orten, wo nicht Europäische Vergewaltigung hinzutritt, in der alten Weise leben, ohne dass eine bemerkenswerthe Veränderungeintritt, haben sich alle Culturvölker, die auf der Bühne des Welttheaters aufgetreten, endlich erschöpft und sind zusammengebrochen. Heute erzählt die Geschichte nichts mehr von den Babyloniern und Assyriern, von den Aegyptern und Persern; neue Gestalten, die Griechen und Römer, sind über die Bühne gegangen und auch wieder verschwunden, und wo einst unbekanntes und nicht gesuchtes, sondern gefürchtetes Land der Wilden war, da ist heute das Leben aufgegangen und spielt sich die Geschichte ab. Ja es ist, als ob das Land selbst bei dem Falle der Nation in Mitleidenschaft gezogen würde und trauerte ob der heimgegangenen Herrlichkeit; diesen Eindruck macht heute die kahle Ebene des Euphrat nicht minder, als das einst blühende Nilthal, aus dem die Trümmer der riesigen Bauwerke als letzte Zeugen einer verschollenen Grösse der Nation emporragen. Und bei diesem allmählichen Hinsterben der Nationen zeigt sich eine gewisse Ordnung und Reihenfolge, die nicht auf Zufall beruhen kann: der Weg, den die Cultur genommen seit den Anfängen des Völkerlebens, bezeichnet zugleich die Strasse, wo die Nationen niedergestreckt liegen und zwar in der Reihe und Zeitfolge, wie sie einst gross und mächtig waren, vom Hindu-Kusch bis zum Atlas, vom Ganges bis zur Tiber. Die Cultur ist es also, die das Volk aufreibt; die Erklärung müssen wir in dem Wesen und den Bedingungen der Cultur suchen.

Die Cultur begreift in sich die Pflege des leiblichen und geistigen Lebens. Unser leibliches Leben wissen wir durch gute Nahrung, Kleidung und Wohnung ganz anders zu pflegen, als die Wilden, die in allen diesen Beziehungen verwahrlost sind. Wäre es möglich, den Vorsprung, den wir dadurch haben, in den richtigen Grenzen zu halten, so besässen wir darin wirklich einen Vorzug vor den Wilden und müssten diesen stets an Körperkraft eben so überlegen sein, wie wir sie an geistiger Kraft überragen. Aber der Schutz und die Pflege des Leibes artet bei steigender Cultur in Ueppigkeit und Verweichlichung aus, wenn es auch nicht gerade bei jedem Volke zu der Meisterschaft eines Lucullus und Vitel-

lius kommt, und damit entfernen wir uns von der Natur und unser Vorzug vor den Naturvölkern kehrt sich in's Gegentheil. Den Gegensatz können wir uns klar machen, wenn wir den verweichlichten Stadtbewohner neben den kräftigen Landmann stellen: bleichen und fahlen Gesichts schleicht das Geschlecht in den Strassen der grossen Städte umher, durch die Stubenluft verwöhnt und vor jedem Lüftchen bange, zu früh mit zehrenden Genüssen bekannt, die Leib und Geist in gleicher Weise verderben, und der grossen Krankheit unseres Jahrhunderts, der Nervenschwäche, vorzeitig verfallen. Ganz anders stellt sich uns der Landmann dar: eine kräftige Gestalt, abgehärtet und an Wind und Wetter gewöhnt, bei schlechter Kost, die der Städter verachtet, sich wohl fühend, in dünner Kleidung und „durchlauchtigem“ Obdach nicht frierend. Man frage jeden Militär, ob er lieber mit solchen Städtern oder mit Bewohnern des Landes, vorausgesetzt, dass sie militärisch gut geschult sind, gegen den Feind ziehen will; mit Schreibern, Commis und parfümirten Stutzern hätten wir die Franzosen nicht besiegt. Der Staat, in welchem die ackerbauende Bevölkerung, der Stand der Kleinbauern, nicht die Mehrzahl bildet, steht auf einer gefährlichen Basis; seine Wehrhaftigkeit ist bedroht, und da helfen andere Mittel der Vertheidigung, wie bei England die Flotte und der Schutz des Meeres, bald auch nicht mehr. Wer zweifelt, lese die Geschichte der Gracchen: sie erkannten den Uebelstand und machten es sich zu ihrem Ziele, den freien Bauernstand wieder zu Ehren zu bringen; als eine verstockte und habgierige Aristokratie sie zu Falle gebracht, stiegen am politischen Horizonte Roms die Wolken auf, die hernach ihre Fluthen vernichtend entluden.

Aber nun gehört es gerade zu den Bedingungen des Culturstaates, dass das Missverhältniss zwischen der Stadtbevölkerung und der des Landes immer mehr steigt. Wir leben in einer Periode, wo sich dies recht deutlich beobachten lässt; in den Städten wächst die Kopfzahl oft mit erstaunlicher, um nicht zu sagen erschreckender Geschwindigkeit. Berlin, im Jahre 1805 noch mit etwas über 150,000 Seelen registrirt, steht heute einer Million nahe und wird bald eine ganze Provinz aufwiegen. Von Haupt- und Residenzstädten, wo der Hof die Beamten und die Rentner, die ein vergnügtes Leben suchen, zusammenzieht, abgesehen verdanken die grossen

Städte in der Regel ihr Wachsthum dem Handel, und die Kaufmannschaft spielt in ihnen die Hauptrolle. Die Geschichte hat aber gezeigt, dass Kaufstaaten nie wehrhaft waren, weil einmal Kaufleute keine guten Soldaten sind: die Phönikier sind trotz ihrer Seetüchtigkeit und ihres immensen Reichthums den erobernden Grossmächten Vorderasiens nach der Reihe erlegen, und die Tarentiner griffen zu dem Mittel, womit die Handelsstaaten in Ermangelung eigener Kriegstüchtigkeit sich gewöhnlich geholfen haben: sie mietheten ein ganzes Heer und dazu einen Führer, den König Pyrrhus, um die Römer zu bestehen, und das Regiment dieses streitbaren Kriegsobersten, der die Thore der Stadt schloss und die jungen Kaufleute mit Gewalt unter seine Fahnen stellte, gefiel den Tarentinern bald noch weniger, als die Herrschaft der Römer. Wer für solche Fälle die geringe Zahl gegenüber der erdrückenden Uebermacht geltend machen wollte, dem würden wir das Beispiel Karthago's in's Gedächtniss rufen, das den Römern in dreifacher Hinsicht, an Ausdehnung des Gebietes, durch seine reichen Geldmittel und durch seine wohlgerüstete Flotte und seine Seetüchtigkeit überlegen war; es brach zusammen, weil es in einem Puncte nicht überlegen war: in der Wehrhaftigkeit des Volkes, und das war der entscheidende Punct. Darum musste der einzig fähige unter einer Unzahl unfähiger Karthagischer Generäle, der grosse Hannibal, als er den Rachekrieg gegen Rom beginnen wollte, sich erst aus Spaniern und Galliern das Heer erziehen, mit dem er die Römer schlug; abgeschnitten von seiner Operationsbasis und seinem Recrutirungsbezirk musste er in Unteritalien erliegen, da die dort gewonnene Verbindung mit seiner Vaterstadt ihm nicht aufhelfen konnte. Es war also ein kluger Rath, den Kroesos seinem Besieger Kyros gab, als die Lyder sich wider den neuen Herrn empörten: „Lass die Knaben unterrichten im Citherspiel und Gesang und in der Krämerei; dann, o grosser König, sollst du bald sehen, dass sie aus Männern Weiber geworden sind und du wirst nicht mehr zu fürchten haben, dass sie sich wider dich empören“.

Die Hauptseite und den eigentlichen Begriff der Cultur macht die Pflege des g e i s t i g e n Lebens aus. Der geistige Fortschritt ist so sehr in das Wesen des Menschen gelegt, dass er uns geradezu vom Thiere unterscheidet: unaufhörliches

Ringen nach Erweiterung unserer geistigen Erkenntniss ist unser Naturgesetz, das für uns so zwingend ist, wie für die Thiere das Beharren bei den ihnen gesetzten Grenzen seelischer Thätigkeit. Durch die grössere geistige Kraft erlangt der Mensch die Herrschaft über die Natur, ein Volk die Herrschaft über das andere, und darum darf man im Allgemeinen behaupten, dass das Volk, welches die besten Schulen hat, auch den Beruf hat den anderen überlegen zu sein und die Rolle des Herrschenden zu spielen. Aber das geistige Wachsthum einer Nation, dieser Wahrheit wollen wir fest in's Auge sehen, steht in umgekehrtem Verhältnisse zu der körperlichen Wehrhaftigkeit: die geistige Arbeit, wie sie den Geist schärft, verbraucht den Körper. Den Kindern sagt es der Instinct, dass das Spielen in freier Luft ihnen zuträglicher ist, als das Lernen in der Schule, und der Arzt muss nur zu häufig die kindliche Weisheit unterstützen durch den Machtspruch seiner Wissenschaft, der dem Kinde wegen Schwächlichkeit den Schulbesuch zeitweilig verbietet. So oft wird gepredigt von mitleidigen Philanthropen, dass in den Schulen auf die körperliche Gesundheit mehr Rücksicht genommen werden müsse, das Turnen wird als wirksames Gegenmittel fleissig betrieben, die Behörden mahnen vor Ueberbürdung der Schüler mit Arbeiten; aber alles hilft nichts, das Rennen und Jagen wird immer ärger, da nur derjenige in der gesteigerten Concurrenz bestehen kann, der die grösste Fähigkeit und die meisten Kenntnisse aufweist, mit einem Worte der das beste Zeugniss hat. Das ist der Zwang der Verhältnisse und der Widerspruch, der sich daraus ergibt: man sieht ein, dass zu viel gelernt wird und dass die körperliche Wehrhaftigkeit der Jugend unter dem Drucke leidet; aber die Anforderungen herabsetzen, was allein helfen würde, kann keine Behörde, selbst wenn sie es wollte. Darum geht unsere Jugend langsam aber sicher einer kritischen Zeit entgegen, die um so schlimmer wird, je mehr sich Bildung und Aufklärung auch auf dem Lande verbreitet — und doch muss es so sein, und es anders machen wollen hiesse sich selbst verstümmeln und dem überlegenen Nachbar sich in die Hände liefern.

Es kommt ein anderer Umstand dazu, worauf die Naturwissenschaft mit Recht hingewiesen hat: „Bei Wilden werden die an Geist und Körper Schwachen bald beseitigt, und

die, welche leben bleiben, zeigen gewöhnlich einen Zustand kräftiger Gesundheit. Auf der andern Seite thun wir civilisirten Menschen alles nur Mögliche, um den Process dieser Beseitigung aufzuhalten. Wir bauen Zufluchtsstätten für die Schwachsinnigen, für die Krüppel und die Kranken, wir erlassen Armengesetze und unsere Aerzte strengen die grösste Geschicklichkeit an, das Leben eines jeden bis zum letzten Momente zu erhalten. Man kann mit gutem Grund annehmen, dass die Impfung Tausende erhalten hat, welche in Folge ihrer schwachen Constitution früher den Pocken erlegen wären. So kommt es, dass auch die schwächeren Glieder der civilisirten Gesellschaft ihre Art fortpflanzen" (Darwin). Es sind edle, echt menschliche Gefühle, die uns dazu bewegen, uns unserer unglücklichen Mitmenschen anzunehmen und auch ihnen die „süsse Gewohnheit des Daseins" zu gönnen; aber von naturwissenschaftlichem Standpuncte sieht sich das etwas anders an. Wenn wilde Stämme ihre Kranken und Schwachen tödten, so mag bei ihnen der leitende Beweggrund sein, dass sie diese unnützen Glieder ihrer Gesellschaft nicht ernähren und pflegen wollen, um nicht den nützlichen die Nahrung und Fürsorge zu beschränken; sie würden aber auch nicht helfen können, wie wir, da sie ja keine Hospitäler zu bauen und keine Aerzte anzustellen haben. Wenn uns aber berichtet wird, dass sie die schwächlichen Kinder tödten, so werden sie dabei denselben Zweck verfolgen, wie er uns in den Anfängen civilisirter Völker entgegentritt, und zwar nirgends so deutlich, wie bei den gepriesenen Griechen: die Spartanische Verfassung, die sich an den Namen des Lykurg knüpft, überliess nicht einmal, wie dies in den übrigen Griechischen Gauen der Fall war, dem Vater die Entscheidung darüber, ob sein Kind lebenskräftig sei oder nicht, sondern machte dies zur Sache des Staates, der durch seine bestellten Vertreter die Entscheidung traf; das Auge des Vaters konnte ja parteiisch sein. Hier liegt es am Tage, dass es die Absicht war, die Wehrhaftigkeit der Gemeinde nicht zu beeinträchtigen dadurch, dass man schwächliche Kinder grosszog; und man darf schliessen, dass dies bei sämmtlichen Arischen Wehrmannschaften Brauch war — auch ein Erklärungsgrund für die Ueberlegenheit der Arier über Stämme und Staaten, die vielleicht damals schon abgelebt waren.

Die Naturwissenschaft kann uns noch weiteren Aufschluss geben. Darwin bespricht die Sorglosigkeit, womit der Mensch, der doch „mit scrupulöser Sorgfalt den Charakter und den Stammbaum seiner Pferde, Rinder und Hunde prüft, ehe er sie paart", zu seiner eigenen Verheirathung schreite, und verlangt, dass beide Geschlechter sich der Heirath enthalten sollten, „wenn sie in irgendwelchem ausgesprochenen Grade an Körper oder Geist untergeordnet wären". Das ist zu viel verlangt, wird der Leser denken. Desto beherzigenswerther aber ist die Mahnung, sich nicht „durch blosse Wohlhabenheit oder Rang" anziehen zu lassen. Dann fährt Darwin fort: „Der Fortschritt des Wohles der Menschheit ist ein äusserst verwickeltes Problem. Alle sollten sich des Heirathens enthalten, welche ihren Kindern die grösste Armuth nicht ersparen können; denn Armuth ist nicht bloss ein grosses Uebel, sondern führt auch zu ihrer eigenen Vergrösserung, da sie die Unbedachtsamkeit beim Heirathen herbeiführt. Auf der andern Seite werden, wenn die Besonnenen das Heirathen vermeiden, während die Sorglosen heirathen, die untergeordneteren Glieder der menschlichen Gesellschaft die besseren zu verdrängen streben." Soweit ist es in der That hier und da schon gekommen und die Zeiten des Römischen Kaisers Augustus scheinen sich zu wiederholen, wo das Gesetz eintreten musste, um das Heirathen den jungen Leuten, denen es ihre Stellung erlaubte, zu gebieten. Bei den gesteigerten Anforderungen und Bedürfnissen, die es uns nicht, wie den Wilden, erlauben die Kinder wie junge Hunde aufzuziehen, und bei der durch die steigende Concurrenz herbeigeführten Schwierigkeit, den Kindern eine ehrenvolle Zukunft zu sichern, zieht sich der Nachdenkliche zurück, verzichtet auf Heirath und Familienglück und überlässt das Geschäft der sorglos in den Tag hinein lebenden besitzlosen Classe. So kommen die eigentlichen „Proletarier" auf, der gefährliche Pöbel, und die Kluft, welche die wenigen Reichen von der grossen Masse der Armen scheidet, wird immer drohender. Das sind die Zustände, die uns aus den grossen Fabrikstädten hinlänglich bekannt sind und die in England in den grellsten Farben erscheinen. Vergebens haben weise Gesetzgeber, oder sagen wir besser der Instinct der sich bildenden Gemeinden diesen Unterschied des Besitzstandes unmöglich zu machen versucht, wie wir dies von der alten

Spartanischen Gemeinde genauer wissen: die Lykurgische Verfassung hatte zur Grundlage die gleiche Auftheilung des Grundes und Bodens an die einzelnen Familien so zwar, dass der Staat der Eigenthümer blieb, die Familien nur die Nutzniesser waren; daraus ergab sich die völlige Gleichstellung der einzelnen Bürger in Bezug auf Besitz und Rechte, mit Ausschluss jedes Sonderbesitzes. Ebenso war es im ältesten Rom, wo uns ebenfalls die Eintheilung der Bürgerschaft in eine feste Zahl von Familien entgegentritt, die nur denkbar ist bei gleicher Auftheilung des Grundbesitzes, und die ältesten Zustände Athens lassen ein Gleiches vermuthen: es war vielleicht Arischer Brauch, der sich überall wiederholte — eine hohe politische Weisheit in einer Zeit, wo es noch keine Staatsmänner und Diplomaten gab. Aber überall scheiterte diese Weisheit an dem eisernen Zwang der Verhältnisse: in Rom wie in Athen wich die alte Eintheilung bald einer neuen, die auf die Verschiedenheit des Vermögens gegründet war und Rechte und Pflichten der Bürger nach der Grösse des Vermögens begrenzte: dies war und blieb für alle Zeiten der einzige Ausweg, Servius Tullius hat darum seine Verfassung nicht von Solon abgeschrieben. Selbst in Sparta, wo sich bei der strengen Zucht die alte Ordnung am längsten erhalten hatte, wurde sie endlich, man weiss nicht recht zu sagen wann, allmählich durchbrochen, man lernte auch in Sparta das — anfangs nicht verbotene, wie die Märe berichtet, sondern nicht vorhandene und darum unbekannte — Gold schätzen und Sparta hatte bald mit denselben Schäden wie jeder andere Culturstaat zu kämpfen.

Fragen wir nun, worin diese Ungleichheit des Besitzstandes ihren Grund hat und warum die Versuche ihr vorzubeugen, scheitern mussten, so haben wir keinen andern Grund anzuführen, als das Anwachsen der Population. Für Rom können wir dies mit Bestimmtheit behaupten: der Zug der Plebejer durchbrach den alten Geschlechterstaat der Patricier und verlangte zwingend, in die Reihen des Staates eingeordnet zu werden, und dies konnte nur auf Grund des Vermögens d. h. ursprünglich des Grundbesitzes geschehen. Sobald die Zeit des Wanderns aufgehört hat und das Haften am Boden eingetreten ist, vermehrt sich wohl die Zahl der Bürger,

aber nicht die Zahl der Ackerloose, und eine immer grössere Zahl Menschen haben sich in denselben Ertrag zu theilen. Bei grossen Nationen wächst die Population in einem Maasse, dass der Boden, der anfangs leicht ausreichte, nicht mehr Raum und Nahrung genug hat für alle, die darauf leben wollen; und mit dieser Vermehrung der Population, steht es in keinem Verhältnisse, dass man durch Melioration, Roden der Wälder etc. dem Boden ein grösseres Nahrungsquantum abzwingt. Damit sind wir auf das von dem Britischen Nationalökonomen M a l t h u s (Schluss des vorigen Jahrhunderts) aufgestellte Gesetz gekommen, das seiner Zeit so viel Aufsehen erregte und heute als vollständig bewährt angesehen werden kann: Malthus behauptete nämlich, dass die Vermehrung der Population in geometrischem Verhältnisse (1, 2, 4, 8, 16 etc.) steige, die Vermehrung der Nahrungs- und Unterhaltsmittel dagegen im besten Falle nur in arithmetischer Progression (1, 2, 3, 4, 5 etc.). Es hilft nichts, dass zeitweise durch Krieg und Pest, sowie durch die Auswanderung ein Abfluss herbeigeführt wird, das Missverhältniss wird dadurch nicht ausgeglichen. Der Krieg rafft die Blüthe der Nation weg, und das schwache Geschlecht der „Dienstunfähigen" pflanzt sich fort. Die Auswanderung ist zur zwingenden Nothwendigkeit geworden und es ist ein Glück, dass durch die überseeische Colonisation überall gewissermassen die Vorländer gewonnen sind, wohin der Ueberfluss abgesetzt werden kann — wenn nur nicht immer der neue Ueberfluss gleich wieder da wäre. Es hilft auch nichts, dass der Zwang der Gesellschaft und festgegründetes Herkommen, gewissermassen die Natur corrigirend, bei uns die Zeit der Reife zur Heirath so weit hinausschiebt: die Farbigen, ebensowohl im kalten Norden wie im heissen Süden, werden früh reif und heirathen früh, und es hat ihnen keinen Schaden gebracht, da bei ihnen, wie wir sahen, andere Gegenmittel gegen Uebervölkerung so sehr wirksam sind, dass sich vielmehr leicht Entvölkerung einstellt. So entbrennt der Kampf um das Dasein mit seiner bittersten Schärfe, trotz Bildung, trotz Religion. Daher, wenn die Sache auf die Spitze gekommen ist, der Widerwille gegen das Heirathen, die Unlust Kinder zu erziehen, und daher der Rückschlag in der Population: es ist ein bedeutsames Zeichen — das nicht allein steht, wir werden gleich darauf zurückkommen — dass die Population in Norddeutchland rascher wächst,

als in Süddeutschland (Oestreich), wenn auch die Ueberflügelung Wiens durch Berlin nicht als allgemeines Maass angenommen werden darf. Ganz augenfällig aber zeigt sich der Umschlag in Frankreich: vor einem Jahrhundert ungefähr stand Frankreich mit 24 Millionen Bewohnern (gegen 15 Millionen in Deutschland ausser Oestreich, 18 Millionen in Oestreich, 17 Millionen in Russland) auch in dieser Beziehung an der Spitze der Europäischen Staaten; heute steht es hinter den genannten Staaten zurück und seine Bevölkerungsziffern weisen eine langsame Abnahme nach, die Zahl der Geburten ist verhältnissmässig geringer als in den übrigen Staaten, und dazu hat es die beiden Provinzen, wo das Verhältniss noch am günstigsten war, vor Kurzem an Deutschland verloren. Angesichts dieser Thatsache konnte in den letzten Jahren eine Französische Zeitung entrüstet ausrufen: „Woher diese Verminderung der Zahl der Heirathen? Woher das Zurückbleiben der Zahl der Geburten hinter der Zahl der Sterbefälle; Krieg und Pockenepidemie reichen bei Weitem nicht aus, diese Erscheinungen zu erklären. Der Luxus, die Ausschweifung, die ganze materialistische Lebensauffassung ist schuld daran, dass die Heirathen abnehmen und die Ehen unfruchtbar werden. Diese Zahlen drücken uns nieder mit ihrer Schande. Es war weniger schimpflich für uns, Europa unsere Niederlagen anzuzeigen, als die Statistik unserer Laster zu veröffentlichen. Wir sind auf der Bahn des Untergangs.“ Der Zorn der Zeitung wird die Sache nicht wenden.

Das ist die schiefe Ebene, auf der sich der Culturstaat befindet; er muss rollen, bis er am Boden liegt. An Verjüngung durch frisches Blut ist auch nicht mehr zu denken; woher sollte sie kommen? Heute sind die „natürlichen Grenzen“ wirksam geworden, die sorgsam gehütet werden; die Nationen haben im Wesentlichen ihren Besitz gegeneinander abgegrenzt und die geringen Verschiebungen an den Grenzen in Folge von glücklichen oder unglücklichen Kriegen fallen dagegen nicht in's Gewicht. Und hier lässt sich die Frage aufwerfen, ob nicht gerade die nach dem Ablauf des Zeitalters der Wanderungen eingetretene Nothwendigkeit, auf einem bestimmten Boden ewig zu circuliren, für die Nationen verhängnisvoll wird. Jedermann kennt die schlimmen Folgen

der Blutschande und weiss, wie die Ehen, die unter nahen Verwandten geschlossen werden, gewöhnlich des Kindersegens ermangeln. Die Geschichte bezeugt auch, wie schlecht die Regentenhäuser, die bei ihren Heirathen in zu grosser Nähe blieben, dabei gefahren sind. Sollten sich diese im Kleinen so beharrlich auftretenden Uebelstände nicht schliesslich auch im Grossen, wenigstens in analoger Weise, wiederholen und der Nation, unter welcher seit Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden dasselbe Blut kreist, allmählich verderblich werden? Wie wäre es sonst zu erklären, dass einer Nation, die einst grosse Dichter und Denker hervorgebracht, selbst bei ungestörter äusseren Entwickelung, allmählich die Zeugungskraft für die Genies abgeht? Ein Beispiel kann uns Tschina liefern: Bei dem Tschinesen kommt zu dem anderen, dass ihnen Arische oder Aramäische Höhe zu ersteigen verwehrte (S. 257), auch noch das, dass das unbehülfliche Gebäude längst an Altersschwäche leidet; selbst der begeisterte Lobredner der bezopften Nation, P e s c h e l, muss doch gestehen, dass „ihre geistige Entwickelung neuerdings nur sehr träge fortschreitet“ und dass die Tschinesen „von der Anschauung beherrscht werden, dass die geistigen Kräfte der Denker ihrer Vorzeit den heutigen Maassstab weit überschritten hätten.“ Diese „Anschauung“ ist auf gute Beobachtung gegründet: sie sind eben dem politischen Tode verfallen und zehren heute nur noch von dem Vorrath, den eine kräftigere Zeit einst gehäuft. Zuerst erstirbt, so ist der gewöhnliche Gang der Dinge, die körperliche Wehrhaftigkeit eines Volkes und sein geistiger Stern leuchtet noch lange; zuletzt verhüllt sich auch dieser und es folgt auf den glorreichen Tag die lange Nacht. So mag es schon bei den Kuschiten am Euphrat gewesen sein, so war es bei den Babyloniern und Assyrern, welche die Lehrmeister ihrer Bedränger, der Perser, wurden, so war es bei den Griechen, die in den Zeiten der politischen Zerfahrenheit, die sie den Römern unterthan gemacht hatte, das heilige Feuer der Wissenschaft hüteten, von welchem die Römer die ersten Funken ihrer eigenen Cultur herüberholten. Und derselbe Vorgang wiederholt sich in Rom, dem wir, die unbändigen Söhne des Waldes, unsere Erziehung verdanken. In allen diesen Fällen kann man sich freilich auf die Gewalt des Eroberers berufen, die das Ende der unterdrückten Nation herbeigeführt habe, und

kann die gefühllose Brutalität auf der einen, die zerfleischte Unschuld auf der andern Seite in herzzerreissenden Klagetönen besingen, wie man dies gerade bei dem Verhältniss Roms zu Griechenland gethan hat. Wir kehren den Spiess um und fragen: waren nicht diese Nationen reif geworden die Beute eines besser gerüsteten Nachbarn zu werden? hatten nicht die Babylonier dem Kyros, die Perser dem Alexander, die Griechen den Römern gegenüber ihre Unfähigkeit sich selbst vorzustehen hinreichend documentirt? Es ist nicht eines der geringsten Verdienste Mommsen's, hier das rechte Licht verbreitet und das Kind beim rechten Namen genannt zu haben; dort lese man von der Erbärmlichkeit der Nachkommen eines Miltiades und Perikles, die nach Rom wanderten, um dort ihr Heil zu erflehen und wie die Schulknaben einer die Zuchtruthe über den andern zu bringen. Ist die Zeit der Schwäche gekommen, so stellt sich der stärkere Concurrent von selbst ein, wie der Windstoss, der den Apfel, wenn er zu faulen beginnet, zur Erde schüttelt. Wo noch Kraft ist, da wehrt man sich seiner Haut, wenn man vergewaltigt werden soll; hier aber breitet sich in den meisten Fällen vor unsern Augen das Schauspiel, dass Nationen, die einst mächtig und gefürchtet waren, fast widerstandslos dem Eroberer zur Beute werden, eben wie eine Herde Schafe, die man nur in den Stall zu treiben braucht, um über sie zu verfügen. Das war das Schauspiel, welches sich im Orient seit den Tagen Alexanders schon öfter wiederholt hat und sich, wie es scheint, noch öfter wiederholen soll. Tschina existirt freilich noch, „aber fragt mich nur nicht wie", sagt der Dichter; der erste Windstoss wird es umblasen, wenn die Europäische Zugluft ihm erst einmal etwas näher gekommen sein wird. Die Türken sind breits das zweite Geschlecht, welches auf demselben Boden verdirbt; sie kamen frisch aus Asien in Verhältnisse, die sie um eine ruhige, aus eigener Kraft hervorkeimende Entwickelung betrogen und sie aus Jünglingen überschnell zu Greisen machten: die überstürzte Reife musste, wie einst bei den alten Persern (I S. 245), um so rascher zum Verfall führen, je weniger sie in Fleisch und Blut übergegangen war und die Fremdlinge zu vollwerthigen Europäern hatte machen können, was sie der Rasse nach

ganz oder fast ganz geworden sind. Der „kranke Mann“ lebt noch, weil, wie man bemerkt hat, der richtige Todtengräber für die Leiche noch nicht gefunden ist.

So erklären sich die Dinge, wie sie sich im Bereich unserer Völkerfamilie vollzogen haben: Die zwei Asiatischen Zweige sind abgestorben, Indien ist längst fremden Herren unterthan, Persien gehorscht einem Despoten, weil es werth ist von einem Despoten regiert zu werden, und seinen Vorzug vor dem Schwesterlande, dass es überhaupt noch seine Freiheit hat, verdankt es einzig dem Umstande, dass das Land minder begehrenswerth ist: wüchsen die Indischen Gewürze in Persien, so hätte das erste Europäische Schiff, das in jene Gewässer kam, ihm den Untergang gebracht. In Europa ist Griechenland, so wie es den Reigen der in die Geschichte eintretenden Nationen eröffnet, so auch zuerst zusammengebrochen und zwar so gründlich, dass selbst das frische Blut der Slaven (I S. 85) ihm nicht mehr aufhelfen konnte. Den Römern, dieser kernhaftesten aller Nationen, brachte das besiegte Griechenland mit dem Besitz seines Landes, das es den Römern mehr anbot als an diese verlor, die griechische Cultur, die wie überall zum Danaergeschenk werden sollte. Den Uebergang in die neue Ordnung der Dinge und zugleich die Vergeblichkeit des Widerstrebens gegen den Zwang natürlicher Consequenzen zeigt recht deutlich die Person des alten Cato, des bekannten strengen Censors († 149 v. Chr.) Das war die Zeit, wo zum ersten Male die Griechische Wissenschaft den Versuch machte in Rom festen Fuss zu fassen; 155 erschienen in Rom als Gesandte der Athener drei hervorragende Griechische Philosophen und ihre Vorträge zündeten wie elektrische Funken unter den jungen Römern; da trat Cato, der Römer von altem Schrot und Korn, der den Sokrates einen Schwätzer nannte und für die Philosophie nicht viel mehr übrig hatte, als bei uns der Bauer für die Pomade, in's Mittel und arbeitete so lange, bis die drei Gelehrten die Stadt verlassen mussten. Aber es war vergebens, ebenso vergebens, wie seine Standreden gegen den steigenden Luxus der Frauen: er selbst, der starre Mann, wurde zuletzt mit fortgerissen und lernte in seinem Alter noch Griechisch. So musste sich der Satz, den Cicero dem Cato in den Mund gelegt hat: Quid est

aliud Gigantum modo bellare cum diis, nisi naturae repugnare? an dem, der ihn spricht, selbst auf's glänzendste bewähren. Rom war seiner Aufgabe verfallen; ein Menschenalter nach dem Tode des Cato traten die Gracchen auf (S. 268), und zwei Menschenalter weiter brach die Republik in Trümmer, und die lange Kaiserzeit war der Winterschlaf, in welchem der Dachs von seinem Fette zehrte. Die Völkerwanderung brachte frisches Blut und neues Leben, und abermals trat Italien, mit Frankreich und Spanien, die Fall und Erhebung theilten, in einen Culturkreis ein, der nicht mehr Römisch, sondern Romanisch war, und die Romanischen Völker spielten auf Grund der geistigen Erbschaft Roms für die nächste Zeit eine bedeutende, Frankreich danach sogar die Hauptrolle in Europa. Inzwischen erlangte in Folge der Berührung mit der Römischen Cultur der Germanische Stamm, der bereits seine physische Ueberlegenheit durch die Zertrümmerung der Römischen Weltherrschaft gezeigt hatte, auch seine geistige Reife, die Germanen wurden den Romanen die gefährlichen Concurrenten, denen diese den Vorrang allmählich räumen mussten — so Italien und Spanien — und müssen — so jetzt eben Frankreich. Frankreich ist ein reiches Land, sagt man mit Recht; es hat fünf Milliarden in kurzer Frist aufgebracht und hat doch immer noch Geld genug — soll man es also nicht für unerschöpflich, unverwüstlich halten? Aber die Geschichte sieht weiter: war es denn am Nil und Euphrat nicht einst ebenso? und haben nicht die Schätze so manches der Länder des Ostens, namentlich Kleinasiens, schliesslich nur dazu gedient die unersättlichen Römer zu bereichern? Reichthum hat noch kein Volk vom Untergang gerettet, im Gegentheil, er beschleunigt nur den Zersetzungsprocess. Die Wohlhabenheit, die dem bevorzugten Boden entquillt, dauert nur so lange, als das Volk die Schätze zu heben im Stande ist.

Aber Deutschland? Hier scheint ja gerade unser Gesetz zu Schanden zu werden: Deutschland hat im Mittelalter, dadurch dass es seine Sache mit der neu-Römischen verflocht, eine hohe Blüthe erlebt, allen anderen Staaten, auch Frankreich, voraus; das „heilige Römische Reich Deutscher Nation", wie der umständliche Titel lautet, war unbestritten das erste Reich der Christenheit, das seinen Namen zu den Zeiten der

Kreuzzüge selbst dem Morgenlande furchtbar machte; das Nibelungenlied und die Minnelieder bezeichnen eine geistige Höhe, die uns erlaubt, unsere Dichtung neben Homer, Alkaios und Anakreon zu stellen. Das heilige Römische Reich Deutscher Nation brach zusammen, und zwar auffallender Weise durch innere Schwäche und Haltlosigkeit, wozu die im 16. Jahrhundert eingetretene religiöse Spaltung wesentlich beitrug, nicht durch Vergewaltigung von aussen; denn auch hier wird man sich gestehen müssen: dass die Franzosen auf Kosten Deutschlands Fortschritte machten und Deutschland aus seiner Stellung in Europa herausdrängten, geschah weniger durch die Französische Kraft, als durch die Deutsche Schwäche. Widerspricht also die Thatsache, dass sich heute Deutschland abermals erhoben — dauernd wie wir Grund haben zu hoffen — und Frankreich den Vorsprung wieder abgerungen hat, nicht unserm Gesetze, nach welchem unser Vaterland heute todt am Boden liegen müsste? Keineswegs! Täuschen wir uns nicht: das heutige Deutsche Reich ist nicht das Deutsche Reich des Mittelalters. Hier zeigt sich erst recht die Macht der geographischen Verhältnisse: das Deutsche Reich von 1871 ist ein Norddeutsches Reich, das alte war ein Süddeutsches und sein Rechtsnachfolger ist das heutige Oestreich. Der Gegensatz zwischen dem Norden (Niederdeutschland) und dem Süden (Ober- oder Hochdeutschland) war ausgesprochen mit dem Augenblicke, wo sich die Berge zu heben begannen, die Mainlinie ist nicht eine Erfindung moderner Politiker. Der Süden reifte zuerst durch die frühere Berührung mit der Römischen Cultur, die Donau neben dem Rhein und langsam tritt das Gebiet bis zur Elbe hinzu. Innerhalb dieser Grenzen vollzog sich die erste geschichtliche Entwickelung unseres Volkes, die einen festen Mittelpunct erhielt, seit der erste Habsburger Oestreich als Hausmacht und Wien als deren Hauptstadt erwarb; innerhalb dieser Grenzen entfaltete sich das erste dichterische Leben, mit dem Nibelungenlied am Rheine beginnend und an die Donau verpflanzt, und in Thüringen zu herrlicher Blüthe gedeihend — Brandenburger und Pommern sucht man umsonst unter den Minnesängern und Ependichtern; hier auch schliff sich die Sprache ab in dem Processe, den wir Lautverschie-

bung nennen (S. 106): es ist, wie wir sagten, ein Hindrängen zur Aspiration d. h. zur Erweichung der harten Consonanten, während der Norden bei der älteren und härteren Sprache blieb; mit den Bergen hat der Process nichts zu thun. Wir sprechen Hochdeutsch, das ist unsere Erbschaft vom Süden, und das heisst so viel als: der Süden hat den Norden erzogen. Wie dankbar der Norden dies auch anerkennen mag, heute kann er dem Süden die Superiorität nicht mehr zuerkennen.

Es war nicht Zufall, dass die Reformation den Norden ergriff: es war der erste Schritt in der Umwandlung, die den Schwerpunct Deutschlands in den Norden verlegte, die drei Jahrhunderte später, in unseren Tagen, zum Abschluss gelangte: jetzt ist Berlin die Hauptstadt von Deutschland, und Oestreich, sowie es einst Deutschland ausmachte, ist heute aus Deutschland hinausgedrängt. Und ebensowenig war es Zufall, dass die religiöse Bewegung, die sich in unseren Tagen im Schoosse der katholischen Kirche vollzog und vollzieht, gerade im neuen Deutschen Reich ihren Ausgangspunct fand: den mehr oder weniger stagnirenden Zuständen in den Romanischen Ländern steht die treibende Kraft in dem frischeren Deutschen Blute gegenüber. Die Romanischen Länder, Italien, das doch aus dem Widerstreite gegen das Papstthum, mit dem es ja seit mehr als einem Jahrzehnt im Zerwürfniss war, politisches Capital hätte schlagen können, und selbst Frankreich, das vor beinahe einem Jahrhundert die grosse Revolution — als Revolution war sie gross — geboren, nahmen das neue Dogma willig hin, der Deutsche Geist aber reagirte, und so musste sich der unselige Zwist, der vor drei Jahrhunderten Deutschland in zwei Theile gespalten, in zweiter Auflage erneuern — es wird die Zeit kommen, wo ein Vaticanisches Dogma auch in Deutschland kein Wasser mehr trüben wird. Der Kampf um das geistigste Gut der Menschheit, um die Religion, hört erst auf, wenn sich auf dem neutralen Boden des Indifferentismus die Gegensätze auszugleichen oder ihre Schärfe zu verlieren beginnen. Der religiöse Indifferentismus aber ist, wie die Uebersättigung und Blasirtheit überhaupt, die sich auf dem Höhepuncte der Cultur einzustellen pflegt, ein sicherer Vorbote des Auflösungsprocesses, der die Nation ergriffen hat: am Schlusse des Entwickelungsganges

der Völker nimmt der Indifferentismus bei den Gebildeten überhand und daneben blüht bei der Masse Aberglauben und starres Festhalten an den ererbten Formen, aus denen der Geist gewichen ist.

Nichts ist jedoch verkehrter, als die Gründe dieses Rückganges der katholischen Länder in dem confessionellen Gegensatz zu suchen und die katholische Religion verantwortlich machen zu wollen, wozu nur der blinde Eifer des Parteikampfes treiben konnte: nicht die Katholiken, weil sie Katholiken sind, sind der Stagnation und dem Quietismus verfallen, sondern die Nationen, welche die katholische Lehre bekennen, sind abgelebt oder dem Ableben nahe. Wollen wir etwa den Islam verantwortlich machen dafür, dass die Völker, die ihn heute bekennen, nicht mehr die alten sind? Steht es nicht im Gegentheil fest, dass die Araber den nationalen Aufschwung, den sie einst genommen, wesentlich dem Islam verdanken? Keine Religion hat ein Volk, das noch Kraft besass, gehindert, diese zu äussern, sowenig, wie die „Missregierungen“ (S. 263) ein kräftiges Volk dauernd im Drucke zu erhalten vermocht haben; nur sichern und beschleunigen kann geistige oder leibliche Gewalt den Process allmählicher Verwesung, der, wie wir gesehen, durch andere Gründe über das Culturvolk unfehlbar hereingeführt wird. Es ist eine bekannte Erscheinung, dass in unseren Städten mit confessionell gemischter Bevölkerung die protestantische Minorität in der Regel den potenteren Theil der Bürgerschaft ausmacht; käme dies von der Religion, so müsste die Jüdische die beste sein, da die Juden den Geldmarkt Europas beherrschen. Die Juden stellen das rührige Element der Unterdrückten unter der numerischen Uebermacht der Bevorzugten dar, welche durch das verbriefte Vorrecht träge geworden sind — und so war es auch mit den protestantischen Gemeinden, die sporadisch unter eine katholische Majorität gestellt waren. Für die Juden ist ihr Unglück zum Glück geworden: dass sie ihr politisches Ende rüstig bis heute überdauert haben, verdanken sie dem Umstande, den sie ursprünglich für ein Unglück ansehen mussten, ihrer gewaltsamen Zerstreuung; denn blieben sie in ihrem Lande zusammen, so wären sie heute in dem Meere der Vergessenheit versunken, wie die Phönikier, mit denen sie einst gehandelt; so aber leuchtete ihnen in fremden Landen in der

Vereinzelung eine neue Aufgabe und mit ihr neues Leben. Sie bilden heute keinen Staat, darum sind sie dem Geschicke aller Staaten entgangen.

Also der Norden Deutschlands, nicht weil er protestantisch ist, ist heute der kräftigere Theil, sondern weil er der kräftigere Theil ist, hat er sich auf's Protestiren gelegt. Aber der religiöse Zwist, sagten wir, hat den Spalt verewigt; Norddeutschland und Süddeutschland, Preussen und Oestreich geriethen in einen unversöhnlichen Gegensatz, der endlich in unseren Tagen durch gründliche Auseinandersetzung — bis auf Weiteres — beseitigt ist. Einsichtige Staatsmänner, wie Stein, der brave Deutsche Mann, hatten bereits, als es galt unser Vaterland nach der Abschüttelung der Napoleonischen Gewaltherrschaft neu zu ordnen, eine Theilung Deutschlands zwischen Preussen und Oestreich vorgeschlagen: die Staaten des Nordens bis zum Main sollten unter Preussens, die des Südens unter Oestreichs Oberherrschaft stehen. Der Gedanke, der, wenn es ausgeführt worden wäre, zwar einen fünfzigjährigen Hader zwischen Preussen und Oestreich und dessen blutigen Abschluss im Jahre 1866 unserm Vaterlande erspart hätte, aber auch ein gut Theil Deutschlands, die sogenannten Süddeutschen Staaten, von der nationalen Wiedergeburt ausgeschlossen hätte, erwies sich damals noch nicht als lebensfähig: man wollte die Theilung Deutschlands nicht und konnte sich auch kein Deutschland ohne Oestreich denken. Arndt hatte gesungen: „Das ganze Deutschland soll es sein", und seine Worte fanden freudigen Widerhall, „soweit die Deutsche Zunge klingt"; aber wie es das ganze Deutschland sein sollte, das hatte er vergessen anzugeben und es zeigte sich, wie viel leichter es ist patriotische Lieder zu dichten, als patriotische Politik zu treiben. Die Folge dieses unklaren Zustandes war die Jammergestalt des Deutschen Bundes, den Gott selig habe, und die schwarz-roth-goldenen Träumereien, die manchen ehrlichen Deutschen Mann in Schmach und Gefängniss und den politischen Werth unserer guten Nation so in Misscredit brachten, dass Heine spottend sagen konnte: „Die Deutsche Revolution raucht Tabak und kann den Tabaksdampf nicht vertragen". Fünfzig Jahre bitterer Erfahrungen mussten vergehen und das Schwert musste zuletzt seine blutige Sprache reden, ehe man zu der Einsicht kam, dass Preussen und Oestreich ein-

mal nicht nebeneinander in Deutschland sein konnten, und ehe es ersterem vergönnt war seinen geschichtlichen Beruf ungestört wahrzunehmen.

Es war keine günstige Combination, welche Preussen bei der Neuordnung der Europäischen Verhältnisse Westfalen und die Rheinlande zuwarf, zwei in ihren meisten Theilen fremdartige und widerwillige Provinzen, von denen namentlich die letztere ihrem Wesen nach zu Süddeutschland gehört und durch das kurfürstliche Schlaraffenleben verzogen war; es war ein isolirter Theil im Westen Deutschlands, mit welchem Preussen die Aufgabe zufiel, die Grenzen des Reiches an der gefährlichsten Stelle zu decken, ohne dass ihm dazu der nöthige Zusammenhang und die Stärke, die in einer festgeschlossenen Ländermasse und in dem organischen Zusammengehören aller Theile liegt, gegeben gewesen wäre. Aber „es wächst der Mensch — und auch das Volk — mit seinen grösseren Zwecken.“ Die Brandenburgische Zucht nahm sich der neuen Theile des Reiches väterlich an, wie bitter dies auch besonders den Rheinländern für den Anfang schmecken mochte: sie sehnten sich zurück nach dem idyllischen Kurfürstenleben und manche richteten auch ihre Blicke verrätherisch nach dem Lande im Westen, wo man längst besser und bequemer zu leben gelernt hatte. Das verflossene Jahrzehnt hat die Ziele der Preussischen Politik klar gelegt. Nicht umsonst war Preussen fünfzig Jahre das grosse Exercirhaus, in welchem das Volk auf die Siege von Königgrätz und Sedan vorbereitet wurde, und heute segnet jeder Einsichtige die kräftige Hand, die nicht etwa nur Preussen sondern Deutschland gross gemacht — wenn es auch nicht das „ganze Deutschland“, von dem Arndt gesungen, sein konnte. Unseren Deutschen Brüdern in Oestreich gönnen wir von Herzen eine gedeihliche Entwickelung; aber von dem besseren Theile, dem heute die Zukunft gehört, sind sie getrennt, ob für immer, muss diese Zukunft lehren.

Die Thatsache, dass die Cultur die Völker langsam verzehrt, darf also als wohlbeglaubigt angesehen werden; überall zeigt sich bei den Nationen, die eine Rolle in der Geschichte zu spielen berufen waren, nach dem jugendlich kräftigen Aufblühen und nach der Zeit ernsten, männlichen Schaffens ein krankhaftes Hinsiechen, ein Marasmus, der mit dem poli-

tischen Tode endet. Die Vergleichung der Nation mit dem den Gesetzen der Natur verfallenen menschlichen Organismus liegt desshalb so nahe, dass man sich wundern müsste, wenn sie nicht schon in alter Zeit aufgegriffen worden wäre: Der Römische Geschichtschreiber Florus unterscheidet für sein Volk die Kindheit d. i. die Zeit des Königthums, etwa 250 Jahre, des Jünglingsalter, die Republik bis zur völligen Unterwerfung Italiens, wieder etwa 250 Jahre, des Mannesalter, bis zum ersten Kaiser Augustus, etwa 200 Jahre, danach bis auf seine Zeit — er schrieb unter dem Kaiser Hadrian — die Zeit des Hinwelkens und Alterns. Hätte Florus vier Jahrhunderte später gelebt, so wäre er Zeuge gewesen, wie die kraftvoll errichtete Herrschaft des Volkes, zu dessen Preis er sein Werk geschrieben, auf jämmerliche Art zusammenbrach und der einst gefürchtete Name Romanus zum Schimpfnamen für einen Feigling wurde. Und wie würde er sich wundern, wenn er heute die Nachkommen des stolzen Volkes sähe, dem einst die Länder der Erde für immer gehören zu sollen schienen! Wenn heute die Sehnsucht nach Ruhe und Behaglichkeit, die das ganze Leben und sogar die Religion der Hindus durchdringt, in dem *dolce far niente* des Italieners wiederklingt, so hätten mit diesem Wahlspruch die Römer gewiss nicht die Welt erobert, und die Arier am Ganges hätten in dem Stande, in welchem heute die furchtsamen und feigen Bengalen sind, nicht einst die Draviden unterworfen und in die Berge gejagt. Das Ende des Culturstaates ist der Tod; ist dieser eingetreten, dann helfen — damit kommen wir auf unseren Ausgangspunct zurück — die Heilkräuter des besten Landes nicht mehr, sowenig wie der beste Arzt und die beste Arznei den Menschen unsterblich machen kann. Wir suchen desshalb heute am Euphrat keine Semiramis und keinen Nebukadnezar, in Aegypten keinen Amenophis und Ramses, in Griechenland keinen Perikles und Plato, in Rom keine Scipionen und keinen Caesar, unter den Berbern, die auf der Stätte des alten Karthago wohnen, keinen Hannibal mehr. Und das ist kein geheimnissvoller Zauber, sondern ein ganz natürlicher Vorgang, wie wir nachzuweisen bemüht waren. Was für eine Lehre sollen wir daraus ziehen? dass auch für uns die Stunde schlagen wird, wo alle Vergünstigungen hinfällig werden: die hohe Machtstellung, die reichen Hülfsquellen, das schlagfertige, siegreiche Heer, die grossen Feldherren, die

weisen Staatsmänner, alles ist vergänglich und im Tode ist jeder dem anderen gleich. Wer, anstatt die Gegenwart fröhlich zu geniessen, ängstlich weiter blicken will in die Zukunft, der mag (wie es in dem dem Makedonischen Könige Philipp ertheilten Orakelspruche heisst) „den Stier bereits bekränzt“ und den, der „ihn opfern soll“, im Hintergrunde sehen: den unheimlichen Riesen im Osten, Russland, durch seine Unnahbarkeit wie durch die Gleichartigkeit der Rasse diesseits und jenseits des Ural stark, selbst noch unverbraucht und auf unverbrauchte Kräfte sich stützend. Und wer noch weiter blicken will, mag in der Ferne die Zeit sehen, wo auch der Slavische Spross abgestorben sein wird, und mag erwartungsvoll seinen Blick nach dem Emporkömmling unter den Erdtheilen, jenseits des Oceans, richten — hier bricht uns der Faden ab, und ein Anderer mag ihn dort nach einem Jahrtausend wieder aufnehmen, der mit den Fahrten der Spanier das Dämmerlicht einer neuen Zeit zu beschreiben beginnt, wie wir mit den Fahrten der Phönikier, welche dem „Abendlande“ Europa die erste Cultur brachten. Am politischen Horizonte sieht es zur Zeit sehr friedlich aus, sodass es fast verpönt scheint von möglichen Verwickelungen zu reden, und alte Utopien, welche die Schrecknisse eines Krieges für immer unmöglich machen sollen: Europäisches Schiedsgericht, Abschaffung oder Verminderung der stehenden Heere und wie diese Sinnestäuschungen alle heissen, wieder auf's Tapet gebracht werden können. Aber diplomatische Versprechungen, Friedensschlüsse und Verträge gelten nur für eine Zeit, die man angesichts der ungeheuren Spannen, welche die Geschichte überschaut, „heute“ nennen kann; morgen bescheinen die Strahlen der Sonne vielleicht wieder ein blutgetränktes Schlachtfeld. Denn die Geschichte steht nicht still, sowenig wie der Erdball auf seiner Bahn um die Sonne, und im Leben der Völker gibt es, wie überhaupt in der Natur, kein Sein, sondern nur ein Werden.

Fassen wir die gefundenen Resultate mit kurzen Worten zusammen. Das Gesetz, dass die äusseren Verhältnisse, in welche der Mensch gestellt war, auf den Gang seiner geistigen Entwickelung bestimmend einwirkten, darf als wohlbegründet angenommen werden. Wir haben erkannt, dass diese Einwirkung der äusseren Verhältnisse um so mächtiger war, je

wehrloser die werdende Menschheit in der Urzeit ihnen gegenüber gestellt war, je weniger der Mensch gelernt hatte einerseits mit den Waffen einer überlegenen Cultur den physischen Hindernissen entgegenzutreten, andrerseits die Vortheile seines Wohnplatzes auszubeuten; wir haben ferner erkannt, dass zur Anpflanzung einer vollkommenen Cultur erst die dritte Schicht, die aus dem Urlande auszog, die Aramäer und Arier, berufen waren. In dem sehr abweichenden Gepräge, welches heute die Nachkommen des Arischen Urvolkes zeigen, konnten wir den Versuch wagen die Entstehung der gröberen Züge aus den Verhältnissen ihrer jetzigen Wohnplätze herzuleiten. Aber zur Erklärung all der feinen Nüancen in dem Volksgeist der Arischen Nationen reicht die Berufung auf die Bodenverhältnisse, wenn man nicht unberechtigten Zwang üben will, nicht aus. Wir gehen also noch einmal in das Arische Urland zurück, um zu sehen, ob wir auch hierüber Aufklärung finden.

Den Arischen Urstamm denken wir uns nicht, wie unsere heutigen Nationen, aus verschiedenen, hier und da widerstrebenden Bestandtheilen zusammengesetzt, durch verschiedene Confession getheilt, die Gesellschaft durch eine wohlgefügte Stufenleiter in eine Reihe verschiedener Stände getheilt, sondern wie noch heute die weniger civilisirten Stämme unter den farbigen Rassen, sowie ohne Unterschied in der Gesichtsfarbe und den körperlichen Merkmalen, so auch ohne Unterschied in dem Stande der geistigen Cultur. Aber bei dieser Einförmigkeit wird die Natur seit Anbeginn ihr Recht geübt haben zu variiren: bei möglichster Gleichförmigkeit in den Objecten des Denkens fielen die denkenden Subjecte doch sehr manchfaltig aus; die Summe des Erkannten war dieselbe, die Fähigkeit des Erkennens verschieden bei den einzelnen Individuen, wie heute. Es wird b e g a b t e und w e n i g e r b e g a b t e Menschen gegeben haben von Anfang an, und den einen wird es nach seiner Anlage mehr zu dieser, den andern mehr zu jener Thätigkeit gezogen haben. Eben diese Variirung wurde ein wesentlicher Hebel zur Förderung der Cultur: die höher begabten schwangen sich empor über den Standpunct der Menge und hoben diese zu sich herauf; es waren die G e n i e s, die ersten Priester, die ersten Gesetzgeber, die ersten Aerzte, die ersten Gelehrten — dies alles in e i n e r Person. Und neben dem besseren

Elemente wird sich der Hang zum Ausarten, zu gewaltsamer Störung der geselligen Ordnung geltend gemacht haben von Anfang an: in der biblischen Legende zeigt gleich die erste Menschenfamilie schon den Mörder Kain. Diese Versuche zu variiren und besondere Richtungen einzuschlagen, werden bei dem frei geschaffenen Menschengeist um so vielfältiger geworden sein, je vielfältiger mit der Zeit die Richtungen wurden, welchen sich die geistige Thätigkeit zuwenden konnte.

Nun trat, um die Freiheit zu zügeln, sowie sich der erste Verein unter den Menschen, von der Familie anfangend, gebildet hatte, die Erziehung dazu, deren Wirksamkeit sich ebenfalls schon gleich in der ersten Menschenfamilie der Bibel geltend macht: Kain wird getadelt, Abel gelobt. Es entstehen herrschende Begriffe von Recht und Unrecht, Gut und Schlecht, Schön und Hässlich, und diesen herrschenden Begriffen werden die Individuen gezwungen sich anzupassen. Wenn der Indianer seinen Leib mit rother Erde beschmiert und dem neugebornen Kinde den Schädel künstlich einpresst, wenn der Neger seinem Kinde die Nase eindrückt und die Ohren und Lippen langzieht, so ist dieses Verfahren schon Erziehung; denn es geht hervor aus dem Grundsatze, der Natur nachzuhelfen und den im Stamme herrschenden Ideen von Schönheit das Individuum conform zu machen. Die leitenden Ideen dehnen ihre Herrschaft über alle Gebiete auch des geistigen Lebens aus, sowie der Verein der Menschen grösser wird; sie werden zum Gesetz, welches Rechte und Pflichten der Bürger regelt, und neben dem „deutlichen Gesetz“ behauptet sich durch Alter und Ansehen „der Gebräuche tiefgetretne Spur“, wie der Dichter sagt. Sowie sich das Volk als Einzelwesen aus der Masse der übrigen Menschheit gesondert hat, entsteht aus der Gemeinsamkeit der leiblichen und geistigen Interessen der Volksgeist, der Volkscharakter, der die Grenze gegen die fremdartigen Nachbarn immer schärfer zieht, je fester der innere Zusammenhang und je enger der Abschluss gegen die Fremde durch die nun wirksam werdenden „natürlichen Grenzen“ geworden ist. Die gemeinsame Sprache hilft den zur Einheit strebenden Organismus vollenden, wie sie ihn scharf absondert von den Nachbarn, indem das fremde Idiom

eine nachhaltige Berührung und innerliche Durchdringung mit den Errungenschaften des Nachbarstaates unmöglich macht. Die so gebildeten Gegensätze werden durch die Natur und durch die Gewöhnung von Jugend auf vererbt und verewigt; sie sind es, welche die Menschheit in Nationen scheiden und diese geistige Trennung ist jetzt fast schärfer noch markirt, als die körperliche Trennung in Rassen. Darum erkennt, wer ein einigermassen geübtes Auge hat, den biederen Deutschen, den stolzen Spanier, den schmachtenden Italiener, den leichtgegürteten Franzosen, den starrsinnigen Engländer so sicher, wie man den Rheinwein vom Champagner, das Bairische Bier von dem Ale unterscheidet, und ebenso sicher an der inneren Eigenart, als an dem äusseren Unterschied in Körpergestalt und Gesichtsbildung oder gar an der Tracht.

Jetzt begann, seit die Nation war, die Nation zu wirken in ihrem Lande, in diesem Sinne mag man von begabten Nationen sprechen, die sich aus eigener Kraft über die Bedingungen ihres Landes emporgehoben haben. Ein Volk niederer Art hätte auf dem Griechischen Boden nicht das geleistet, was die Griechen geleistet haben; selbst das kann in Frage gestellt werden, ob jeder andere Arische Zweig dort sich zur Griechischen Höhe emporgeschwungen hätte; denn sowie es Arische Zweige gab, gab es auch schon Verschiedenheiten unter ihnen, welche die natürliche Folge jeder Sonderentwickelung sind. Eine geniale Nation unter den Nationen ist ebenso denkbar, wie das Genie unter den Individuen. Wie ein Homer, ein Sophokles, ein Sokrates auf ihr Volk, so wirkten die Griechen auf die ganze Arische Descendenz in Europa. Nun sind aber diese sogenannten Genies so recht auch wieder Kinder ihrer Zeit und ihres Landes, geboren und getragen von dem allgemeinen Schwunge der Nation: ohne Bismarck und Moltke keine Wiedergeburt Deutschlands, sagen wir mit Recht; aber man kann den Satz auch umdrehen: ohne die nationale Erhebung kein Bismarck und Moltke. Die Entdeckung Americas bezeichnet einen Wendepunct in der Geschichte, und wir preisen mit Recht den kühnen Mann, dem der Wurf gelang: aber die Zeit war reif geworden, America zu entdecken, das trieb den Columbus auf den Weg, und ohne diese Reife, ein Jahrhundert früher, wäre es dem besten Columbus nicht in den Sinn gekommen, das Land jenseits des Atlantischen Oceans zu

suchen. Der Name Darwin ist heute in Aller Munde, wir selbst haben ihn so oft genannt. Worauf gründet sich der grossartige Erfolg der Darwin'schen Lehre? doch eben darauf, dass die Zeit reif geworden war, die Einheit der Erscheinungen und die Consequenz ihrer Entwickelung zu erkennen und nach dem zu verlangen, der sie auch für die organische Natur nachwiese, wie sie für das Weltall im Grossen, die Gestaltung unseres Erdkörpers im Besonderen, zuletzt auch für die Formen der menschlichen Sprache nachgewiesen war. Das Genie kann wohl über, aber nicht ausser seiner Zeit stehen; der Nation gehört stets die Priorität, wo es sich um geistigen Aufschwung handelt, dafür ist der beste Beweis, dass die herrlichsten Producte geistigen Schaffens bei allen Völkern, die ihren Entwickelungsgang naturgemäss durchgemacht haben, so sehr ein Gemeingut und gemeinsames Erzeugniss der gesammten Nation sind, dass man nicht einmal den Namen eines Verfassers überliefert hat: die Ilias wie das Nibelungenlied sind von der Nation gedichtet worden. In den innersten Regungen der Völker, wie sie sich in der Dichtung offenbaren, spiegeln sich die Conturen der äusseren Verhältnisse, die realen Gestalten der Umgebung, wie die Götter der Völker mehr oder weniger nichts anders als Prachtexemplare von Menschen der eignen Art sind; mit Recht hat man darum die Dichtung einen Spiegel der Zeit genannt. Wo aber die Genies seltener werden, da ist dies das sicherste Zeichen, dass die Lebenskraft der Nation zu erlahmen beginnt: ein Volk, das keine Genies mehr hervorbringt, documentirt damit seine Lebensunfähigkeit, ebenso wie der Staat, der eine Reihe schlechter Regenten aufweist. Das war die Rolle des grossen Cäsar in der Geschichte, dass er die bereits träge gewordene Maschine des Staates, indem er die Räder neu einsetzte, wieder in neuen Gang brachte, wodurch sie befähigt wurde, noch fünf Jahrhunderte zu laufen; es war eine eigenthümliche Fügung, dass es ein harmloser Mann vom Dutzendschlage war, dem der Preis von selbst zufiel, für den Cäsar sein Genie und sein Leben eingesetzt hatte.

Aber wo treffen wir denn die „begabten Nationen“? Doch nur auf der guten Strasse, die vom Hindu-Kusch nach den Säulen des Hercules führte, über die Länder hin, die

einen günstigen Wohnsitz für eine gedeihliche Entwickelung darboten — und damit kommen wir auf den Ausgangspunct zurück: die genialste Nation ist an die Gunst des Bodens gebunden, die Griechen selbst wären, wenn sie sich verwirrt hätten in den brennenden Süden oder in den eisigen Norden, für die Geschichte verschollen. Wenn der alte Schlözer sagt: „Es ist noch kein grosser Mann zwischen den Wendecirkeln und auch noch keiner in der Nachbarschaft der Polarkreise aufgetreten“, so hat er damit den geographischen Raum bezeichnet, auf welchen sich die geistige Entwickelung der Menschheit vollzog; aber warum in den gemässigten Zonen bei gleich günstigen Verhältnissen nicht überall gleiche Höhe der geistigen Entwickelung erreicht worden ist, erklärt uns sein Ausspruch nicht. Wir haben uns nach einer andern Auskunft umsehen müssen: es war erst der letzten Schicht, die vom Hindu-Kusch sich ausbreitete, vorbehalten, allseitige Vollendung zu erreichen, den Aramäern und Ariern, die eben über die Grenzen der bezeichneten guten Strasse nicht hinausgegangen sind; hier arbeiten die Nationen der Reihe nach, die folgende die Errungenschaften der vorhergehenden mehrend, an der Erhebung der Menschheit; die letzte, die der Slaven, steht noch aus. Damit ist es uns klar geworden, worauf die „Begabung“ beruht und warum es Tschinesen und Mexicanern versagt war zu Arischer Höhe sich emporzuarbeiten — von den minder begünstigten Farbigen zu schweigen, bei denen ein Streit um den Vorrang der Begabung ebenso zwecklos wäre, wie bei den Eckenstehern unserer Grossstädte ein Streit um die Höhe des Vermögens. Und diese „Begabung“ hat sich uns bei genauerer Betrachtung als ein ganz natürlicher Vorgang offenbart; statt des geheimnissvollen Factors der „Rassenanlagen“ oder „angeborenen Prädispositionen“, wie ihn u. a. von Hellwald (Culturgeschichte) in die Rechnung einführt, konnten wir den Nachweis des natürlichen Entstehens einsetzen, auf welchen ja v. Hellwald sonst mit Recht so viel Gewicht legt.

Hier müssen wir uns aber dagegen verwahren, dass man z. B. die Tschinesen wegen ihres geistigen Abstandes von den Europäern zu einer eigenen „Menschenart“ im naturwissenschaftlichen Sinne stempelt. Geistige Unterschiede gestatten noch viel weniger, als körperliche, eine Abgrenzung

nach „Arten“, man käme sonst zu der Consequenz, dass man bei der grossen Manchfaltigkeit die Menschheit in eine unbegrenzte Zahl von Arten auflösen müsste, wobei der Willkür wieder Thür und Thor geöffnet wäre. Abgesehen von den niederen Rassen, bei denen es ja platterdings unmöglich wäre einen solchen Gradunterschied genauer abzugrenzen, haben sich unter den Gliedern der weissen Rasse solche Unterschiede in der Höhe und Eigenart der geistigen Leistungen gezeigt, dass der Franzose Rénan die Semiten den Ariern gegenüber eine „race inferieure“ nennen konnte (I S. 251). Es ist kein Grund, darüber in Eifer zu gerathen, da der Beweis der Inferiorität der Semiten geführt ist; nur darf man dann folgerichtig verlangen, dass auch die Abstufungen, die im Bereiche der Arischen Familie sich zeigen, Berücksichtigung finden d. h. dass die beiden Asiatischen Zweige den Europäern gegenüber als eine race inferieure bezeichnet werden. Denn fast in demselben Grade, in welchem sich Inder und Perser über die Semiten erheben, bleiben sie hinter dem Europäer zurück. Die Semiten hätten, als letzte, statt als erste Glieder eingereiht in die Kette der Culturvölker, gewiss dasselbe geleistet wie die Arier, und ebenso steht es mit dem Verhältniss der beiden Gruppen des Arischen Stammes. Die Reihenfolge, in welcher sich ihre Urväter vom Urlande absonderten, wurde für sie, wie für alle Erdbewohner, verhängnissvoll, ohne jedoch eine Verschiedenheit der „Art“ zu begründen. Wer der Ueberzeugung ist, dass die Arischen Nationen aus einem Urstamm erwachsen sind, für den muss es in letzter Instanz als Zufall erscheinen, dass die Inder nicht Deutsche, die Deutschen nicht Inder sind — die Urväter brauchten ja nur ihre Wege zu vertauschen; denn da wurde nicht überlegt und erwogen, da man ja nicht wissen konnte, wohin die Wege führten. „Abram war reich an Vieh, und Lot, der mit Abram zog, hatte auch Schafe und Rinder; und das Land mochte es nicht ertragen, dass sie bei einander wohnten, denn ihre Habe war gross“, so erzählt die biblische Urkunde. Und nun hiess es einfach weiter: „willst du zur Linken, so gehe ich zur Rechten, willst du zur Rechten, so gehe ich zur Linken“ — besser kann keine Urgeschichte

den Hergang beschreiben. Kein vernünftiger Mensch wird annehmen wollen, dass die geistigen Differenzen der Arischen Nationen, und wenn wir auch die Semiten herbeiziehen, die Charakterverschiedenheiten, die Sems Nachkommen so scharf von den Nachkommen Japhets scheiden sollten, schon in den Stammvätern am Hindu-Kusch ausgeprägt gewesen seien. Es bildet sich ein Charakter in dem Strom der Welt, sagt der Dichter, und dieser Strom der Welt, fügen wir hinzu, entquillt eben den äusseren Verhältnissen und Lebensbedingungen, in welche der Mensch — und ebenso die Nation — gesetzt ist.

Im Ganzen mag daher der edle Ritter Recht behalten, wenn er die Erde „das grosse Erziehungshaus der Menschheit“ nennt. Die Erde ist die grosse Mutter, die Völker sind ihre Kinder; sie gab wie sie es hatte, und hat darum, ohne es zu wollen, die einen zu Lieblingskindern erzogen, während sie anderen zur Stiefmutter geworden ist. Wer darin blindes Verhängniss und schauerliche Prädestination erblickt, die den einen Menschen ohne sein Verschulden in massloses Elend gestürzt, dem anderen ohne sein Zuthun ein glänzendes Dasein bereitet, der steht an der Schwelle der Frage, welche in allen Jahrhunderten die Geister beunruhigt hat, die Frage nämlich, wie das Böse in die Welt gekommen, da doch der Schöpfer nur das Gute habe bezwecken können. Sie erzeugte bei den Eraniern den bekannten Dualismus, die Lehre von dem guten und dem bösen Gott, von denen der eine immer dem andern in die Quere arbeitet, ebenso bei den Griechen die finstere Idee von dem unabwendbaren Schicksal, welches über dem Haupte des Menschen schwebte und gegen welches selbst die Götter machtlos waren. Die Ethnographie hat auf diese Frage keine andere Antwort, als den Hinweis auf die Thatsachen. Aber wir beeilen uns hinzuzufügen, was Ritter entgehen musste: die Gunst des Wohnplatzes allein wirkt keine Wunder, zur guten Waffe gehört der gute Schütze, wenn das Ziel getroffen werden soll. Für die niederen Rassen war die Gunst des Bodens ein vergebliches Geschenk: er hob sie nicht in dem Maasse, wie der ungünstige Wohnplatz das Gegentheil bewirkte. Umgekehrt wusste die bessere Art die schlummernden Schätze des Bodens zu wecken und auch einem minder begünstigten Boden Erfolge abzuringen

— eben wie der gute Schütze mit schlechter Waffe fester am Ziele ist, als der schlechte mit guter Waffe. Der Werth aller geographischen Vergünstigungen ist also ein relativer und richtet sich nach der grösseren oder geringeren Reife dessen, der sich anschickt davon Gebrauch zu machen; und der Grad dieser Reife war bereits messbar in dem Urlande am Hindu-Kusch, wo der erste Uebungsplatz der werdenden Menschheit war.

XV.

Die Urwanderungen und die Wege der Einwanderung in die heutigen Wohnsitze.

Als mit dem Beginne der neuen Zeit die Weltmeere geöffnet wurden und dem erstaunten Reisenden allerorten in den neuen Continenten eine so eigen geartete Menschheit entgegentrat, lag nichts näher als die Frage, wie doch diese Menschheit in ihre dermaligen Wohnsitze gelangt sein möchte, da man ja überzeugt war, dass das gesammte Menschengeschlecht von einem Paare, aus dem Garten Eden, herstamme. Fast nirgends konnte man eine Verbindung entdecken, die zu den farbigen Menschen hinübergeführt hätte, da sich fast überall der trennende Ocean, nur mit dem Europäischen Seeschiffe, wie man meinte, bezwingbar, dazwischen legt und in Africa die Sandwüste, die in Bezug auf ihre trennende Macht einem Ocean gleich kommt. Man erschöpfte sich in Hypothesen, die meist ebenso rasch wieder zusammenbrachen, wie sie entstanden waren, bis man denn endlich damit glaubte zur wahren Erkenntniss gekommen zu sein, dass man jede Verbindung leugnete und die Menschheit in den neuen Continenten unabhängig von der alten Welt entstanden sein liess: dies galt nun allein für wissenschaftlich und damit war der Streit abgethan — bis auf Weiteres d. h. bis Darwin sprach und der Sache eine andere Wendung gab. So hoffnungslos der Versuch, die Wege festzustellen, auf denen die Menschheit in die neuen Continente gelangt ist, vor nicht langer Zeit noch war, heute darf er ohne Bedenken gewagt

werden: diese Wege mit wissenschaftlicher Präcision anzugeben, ist jetzt noch eine Frage der Zeit, die an manchen Stellen noch Licht verbreiten und genauere Erkenntniss der Thatsachen herbeiführen muss. Der freundliche Leser wolle daher im Folgenden nicht ein ausgeführtes Gemälde, sondern nur einige Grundlinien erkennen, die für jetzt als feststehend angenommen werden können — für jetzt; denn wir wagen den Versuch auf die Gefahr hin, dass manches, was wir schreiben, bei der Rührigkeit, womit man sich an die Durchforschung der fremden Erdetheile gemacht hat, nicht etwa nach zehn Jahren, sondern während wir es schreiben, veraltet ist.

Zwei Leitsterne sind es, die uns auf den dunkeln Bahnen führen müssen: die Sprache und der Rassentypus. „Die Sprache, sagt Alexander v. Humboldt, ist das älteste und dauerndste Monument menschlicher Cultur.“ Sie ist das älteste, weil sie vor der Geschichte, ja fast sozusagen vor aller Zeit war, die erst ein Begriff für die Menschheit wurde, als man anfing sie zu messen; sie ist das dauerndste Monument, weil sie erst mit dem Volke selbst, wenigstens mit seiner Freiheit und Selbstständigkeit als letzter Rest nationalen Bewusstseins untergeht. Aehnlich der Rassentypus, dessen Spur nicht eher vollständig verwischt wird, bis mit dem letzten Epigonen die, Rasse selbst ausstirbt oder das Volk durch Vermischung sich gänzlich in ein anderes versenkt. Und wie die Entstehung der Rassen, weil autochton, jünger ist als die Sprache, die, wie in der Urzeit, so auch in dem Urlande entstand, so kann sich dafür der Rassentypus auch dauernder als selbst die Sprache erweisen: ein Volk kann gezwungen werden, mit seiner Heimath und allem, was ihm einst lieb war, auch seine Sprache aufzugeben, wie das Beispiel der Juden zeigt; seines Typus vermag es sich, wenn es ihm vielleicht lieb wäre, niemals vollständig zu entäussern. So wird uns einer der beiden Führer immer treu bleiben, hier die Rasse, wie bei den Juden, dort die Sprache, wie bei den Türken und Basken, gewöhnlich beide, wie namentlich bei den Farbigen, auf die es uns ja hier zunächst ankommt.

Das Gesagte bedarf indessen einer Beschränkung. In einem Puncte hält gerade bei den Farbigen die Sprache für unsere Frage nicht Stand gegenüber dem Rassentypus: dieser

bleibt trotz aller Abänderung durch Zeit und Klima stets bis zu einem gewissen Grade erkennbar; die Sprache aber, beweglich wie der Geist selbst, dessen Aussenbild sie gewissermassen ist, verändert, wie wir gehört haben, ihr Antlitz oft so rasch und so gründlich, dass hier und da nur grobe Familienzüge, oft gar keine Verwandtschaft mehr erkennbar bleibt. Wo die Verwandtschaft der Sprache festgestellt ist, da gibt es keinen zuverlässigeren Führer durch das Dunkel der Urgeschichte, das sahen wir im Grossen an unserer Sprachenfamilie, deren Zweige wir, wie weit sie sich auch vom Stamme entfernt haben mochten, leicht zusammengelesen und an diesen angeknüpft haben; und im Kleinen können wir es jeden Tag unter uns beobachten, an den Dialekten. Wir wählen ein Beispiel statt vieler: es ist bekannt, dass am Mittelrhein, an der Mündung der Mosel sich der Niederrheinische und der Oberrheinische Dialekt berühren; im Munde des Volkes gilt der „Weisse Thurm“, zwischen Koblenz und Andernach, als Grenze von Niederland und Oberland, und nicht weit abwärts hat man bei Brohl die alte Grenze von Germania superior und inferior zur Römerzeit d. i. heute von Ober- oder Süddeutschland und Nieder- oder Norddeutschland erkannt. Der Oberrheinische Dialekt reicht Rheinabwärts bis in die Nähe von Koblenz, etwa von Andernach ab beginnt der Niederrheinische. Aber die feindlichen Brüder sind geschieden durch den wie ein Keil zwischen sie getriebenen Moseldialekt: der Koblenzer steht in seiner Sprache dem entfernten Trierer näher, als dem Andernacher und Bopparder. Hieraus ist der Schluss erlaubt, dass die Besiedelung des Moselthales bis nach Koblenz hinunter von der oberen Mosel her erfolgt ist, während am Rheine die Oberdeutschen Alemannen und die Niederdeutschen Franken sich gerade hier den Besitz streitig machten, wie ja auch bei Zülpich in der Feldschlacht um die Entscheidung zwischen Franken und Alemannen gerungen wurde. Lägen die Verhältnisse überall so klar, so hätten wir, wie gesagt, keinen zuverlässigeren Wegweiser, wo es sich darum handelt den Wanderungen der Völker und Rassen nachzuspüren, als die Sprache. Aber sowie wir aus dem Gebiete der Arischen und Aramäischen Sprachgemeinschaft heraustreten, verlieren sich sofort die sprachlichen Spuren, welche in die weiten Gebiete

der Farbigen hinüberleiten, uns an sie, sie an uns anknüpfen könnten. Wohl bindet grössere oder geringere Sprachgemeinschaft, der unsrigen ähnlich, die meisten der farbigen Rassen unter sich, wie die Oceanische und die Americanische, wohl mögen wir dort aus wiederkehrenden geographischen Benennungen (z. B. Savaiki S. 101), wie bei uns (z. B. Verden-Verdun I S. 78, wozu wohl auch Würtemberg, Würzburg; Hard-Harz etc. I S. 109; Limburg an der Lahn — Limburg in den Niederlanden, (dazu Lüneburg, Luneville?) die doppelte Neisse, Saale, Elster etc., Moldau — Mulde, Mosa (Maas) — Mosella (Mosel); Ruhr und Roer etc.) den Zug der Wanderungen zu ergründen versuchen, wie sie sich innerhalb des eigenen Rassengebietes vollzogen haben: aber der Zusammenhang mit den anderen Rassen ist, wie in anderen Dingen, so auch in der Sprache zerrissen und es ist wie die Dinge jetzt liegen, wenig Aussicht, dass er je wieder vollkommen überzeugend angeknüpft werden kann. Hier kann sich der Rassentypus daher dauernder und mächtiger erweisen als die Sprache, was namentlich bei America zutrifft, wie wir hören werden.

In den Thälern des Hindu-Kusch erwuchs die erste Menschheit, das war das Resultat unserer Untersuchungen, und wir hatten hinzugefügt, dass eine geeignetere Stelle für den Anfang der Menschheit auf der Erde nicht hätte ausgesucht werden können. Denn einmal war diese Stelle von der Natur in jeder Beziehung begünstigt und dadurch in ausnehmendem Maasse befähigt, die werdende Menschheit in ihren hülflosen Anfängen zu nähren und zu erziehen; sodann war der Hindu-Kusch als Ausgangspunct für die Wanderungen darum am passendsten, weil er, wenn man überhaupt von einem Mittelpunct der Ländermasse reden darf, diesen am entschiedensten bezeichnet: zur Linken hat er, wenn wir vor Mercators Projection stehen, Vorderasien, das Gebiet, auf welchem die Geschichte beginnt, zur Rechten Hinterasien, wo sich in dem Tschinesischen Reiche ein nicht minder altes, wenn auch für uns verschollenes geschichtliches Leben entwickelte; die Strasse nach Norden führt in das Turanische Gebiet, von dem aus die Wege nach Europa leiten, im Süden lagert sich, durch eine wohlgefügte Inselbrücke erreichbar, das bis zuletzt vergessene Inselcontinent Australien vor. Und wie in Westen

die Landenge von Suez Africa an den Asiatischen Länderstamm anküpft, so leitet im Nordosten die Beringsstrasse in das fünfte Continent hinüber, bei dem allein der mächtig eindringende Grosse Ocean das Gleichgewicht einigermassen gestört und die Verbindung mit dem Herzlande Asien über Gebühr zerrissen hat. Damit sind die Linien, auf welchen die farbige Menschheit in ihre dermaligen Wohnsitze gelangt ist, im Ganzen und Grossen bereits vorgezeichnet, es bedarf nur noch einer kurzen Ausführung, die uns namentlich klar stellen muss, wie die meerbewohnende Oceanische Rasse in ihre jetzige Heimath, den Grossen Ocean, gekommen ist.

Die Verbreitung der Menschheit erfolgte, so nahmen wir (I S. 230) an, wellenförmig nach allen Seiten, und kein physisches Hinderniss vermochte ihr Einhalt zu thun: kein noch so hohes Gebirge, da neben den Kämmen die Thäler einher laufen, die zum Versuche locken mussten, keine noch so reissenden Ströme, die vielmehr gerade die Wegweiser wurden, selbst nicht das Meer, sofern nur ein Land in Sicht, oder die Aussicht war, drüben eines zu finden. Erstaunliche Leistungen, jedenfalls mit den einfachsten Mitteln ausgeführt, stehen in den Anfängen der Entwickelung unseres Geschlechtes, die unseren Blicken gänzlich verborgen, aber durch die Thatsachen erhärtet sind: es waren eben M e n s c h e n, welche hier die ersten Proben ihrer Geisteskräfte zu geben hatten, kein Thiergeschlecht, den Affen nicht ausgenommen, hätte solches zu Wege gebracht; denn dass der Hund mit dem Menschen über die ganze Erde gebreitet ist, verdankt er eben dem Menschen, der ihn mitgenommen. Und doch hält man in dieser Beziehung in der Regel weniger für möglich, als wirklich möglich ist. Man preist den kühnen Entschluss, der den jugendlichen Napoleon gegen Schluss des vorigen Jahrhunderts über die Alpen führte, um die Oestreicher in Italien anzugreifen. Gewiss war das Unternehmen bei so unzureichenden Mitteln mit grossen Schwierigkeiten verbunden; aber der Ruhm zerrinnt, wenn wir lesen, wie zwanzig Jahrhunderte vor Napoleon bereits der Karthagische Feldherr Hannibal unter viel schwierigeren Verhältnissen mit einem grossen Heere, bei dem sich sogar Elephanten befanden, den Weg über die Alpen gewagt: er hat freilich dabei mehr als die Hälfte seines Heeres, von 60,000 Mann 34,000, einge-

büsst, und hatte es nur dem Ungeschick seiner Gegner, der Römer, zu danken, dass er nicht beim Herabkommen mit Mann und Maus vernichtet wurde. Und auch das war noch lange nicht der erste Versuch, von dem wir Kunde haben: wiederum vier Jahrhunderte vor Hannibal, nach der Angabe des Römischen Geschichtsschreibers Livius, vielleicht aber auch noch viel früher, hatten die Gallier (I S. 66) den Weg über die Alpen nach dem schönen Lande der Südfrüchte gefunden, von dem sie ein gut Theil dauernd besiedelten, während einzelne Schwärme den Schrecken vor dem Gallischen Namen durch die ganze Halbinsel verbreiteten und einer von diesen Rom in Asche legte. So konnte sich Hannibal seinen Soldaten gegenüber, die vor dem ungewohnten Anblick der schneebedeckten Bergriesen zurückschreckten, auf das Beispiel der Gallier berufen, die in viel früherer Zeit und unter viel schwierigeren Umständen bereits gezeigt hatten, dass ein Alpenübergang keine Unmöglichkeit sei; er konnte sich darauf berufen, dass für das Menschengeschlecht nichts unüberwindlich sei, so lange der Boden unter den Füssen nicht ausgehe: nullas profecto terras coelum contingere nec inexsuperabiles humano generi esse (Livius). Und so war es in der That: es gab für die Menschheit, als sie anfing zu wandern, keine andere Grenze als die Luft, die zum nächsten Himmelskörper führte.

Mächtige Gebirgsrücken, deren Knotenpunct eben der Hindu-Kusch ist, trennen den Asiatischen Osten vom Westen, und die Frage, wie die erste Menschheit über sie hinweggekommen ist, hat uns bereits einmal beschäftigt (I S. 223). Was lag daran, wie viele bei den ersten Versuchen zu Grunde gingen? Das erste Paar, das hinüber kam, konnte jenseits der Berge ein neues Geschlecht begründen, aus dem die Millionen erwachsen konnten, welche heute das „Reich der Mitte“ bewohnen. Und doch sind auf dem Hindu-Kusch die uralten Pässe und Thalstrassen, welche aus dem Norden in den Süden, aus dem Oxusthale in das Hochland Eran und nach Indien führten, noch heute sichtbar und noch heute ebenso begangen wie damals. Trümmer verschollener Städte, Ruinen gewaltiger Thürme, deren Urprung und Bedeutung gehörig aufzuhellen bis heute noch nicht gelungen ist, be-

zeichnen die Linie der „Königsstrasse", welche die alten Perserkönige bereits aus Eran nach den reichen Oxusprovinzen hergerichtet hatten — wer vermag zu sagen, wie viele Jahrhunderte diese Strasse schon vor den Perserkönigen begangen worden ist! Selbst der viel unwirthlichere Bolor-Tagh, wie scharf er den hier an die Arischen Länder anstossenden Zipfel des Tschinesischen Reiches abgrenzt, hat den Verkehr der sich fremden und bis heute im Ganzen und Grossen fremdgebliebenen Menschen hüben und drüben schon in uralter Zeit nicht ganz unmöglich gemacht: hier war die Stelle, wo sich Tschina und Westasien berührten, wo schon zu den Zeiten der alten Phönikier die Kaufleute das kostbarste Erzeugniss Tschinas, die Seide, holten, um sie in den ganzen Westen weiterzutragen; hier sollen noch jetzt die Trümmer des „Steineren Thurmes" stehen, bei welchem die Waaren ausgetauscht wurden. Der Verkehr mit den Nachbarvölkern oder wenigstens die Versuche zu den Nachbarvölkern Beziehungen zu finden, werden in den meisten Fällen so alt sein wie die Völker selbst, wenn auch in vielen Fällen die Spuren dieses Verkehres erst da aufgedeckt werden, wo die Menschheit im Ganzen und Grossen davon Notiz nimmt.

Es gibt also für die Anfänge der Menschheit, das war unsere Meinung (I S. 230), keine „natürlichen Grenzen", wie sie heute die Nationen von einander scheiden. Die Pässe, die wir heute begehen, haben vor Jahrhunderten die ersten Menschen über die Alpen geführt; das Weltmeer hat vor Jahrtausenden die Baumstämme getragen, auf denen die ersten Menschen hinüberruderten in das neue Land; und einmal an das Meer gewöhnt lernte die Menschheit vor Jahrtausenden schon die Kähne zimmern, welche den fernsten Inseln im Ocean ihre ersten Bewohner brachten. Ja für das älteste Menschenleben sind gerade die höchsten Gebirge am wichtigsten, dies können uns die Alpen, der Kaukasus und der Hindu-Kusch selbst beweisen, welche die Zufluchtsstätten einer uralten Bewohnerschaft waren, und, die beiden letzten wenigstens, heute noch sind. Es bezeichnet bereits einen vorgeschrittenen Standpunct der menschlichen Entwickelung, dass man die Wege *wählte* und gewisse Wege, durch die physische Hindernisse gesperrt waren, für's nächste nicht mehr beging.

Jetzt entwickelten sich hüben und drüben die Völker, und die Zeiten der Urwanderung hatten aufgehört. Nun waren die „natürlichen Grenzen" die bequeme Scheidewand, aufgerichtet zwischen Volk und Volk, wie die Marksteine, die wir zur Begrenzung des Mein und Dein aufrichten, und von diesen nur dadurch verschieden, dass jene von der Natur gesetzt sind und darum nicht willkürlich oder nach freiem Uebereinkommen verschoben werden können. Heute sind also die „natürlichen Grenzen", sowie durch sie die Scheidung der Nationen sich vollzogen hat, für diese eine Wohlthat und nothwendige Bedingung ungefährdeter Existenz: in der Urzeit gab es keine natürlichen Grenzen, weil es keine Völker gab und die weiten Länder der Erde dem gehörten, der sie in Beschlag nahm und zu behaupten wusste.

Die Wege, die vom Hindu-Kusch nach Osten führten zu den gesegneten Niederungen des Hoang-ho und Yang-tse-kjang, wo das Volk der Tschinesen erwuchs, sind unseren Blicken entrückt, wie dieses Volk selbst dem Culturleben, das sich im Westen des Hindu-Kusch entwickelte, für Jahrhunderte oder vielmehr Jahrtausende entrückt war. Nur weisen die schwer zu deutenden Traditionen der Tschinesen darauf hin, dass die Einwanderung von Westen oder Nordwesten her stattfand, wo die Höhen des Küen-lün den Ausgangspunct bezeichnen sollen. Auch in Tschina erfolgte, wie anderwärts, die Einwanderung nicht mit einem Schlage, wir treffen vielmehr auch hier die allerwärts beobachtete schichtenartige Aufhäufung: die heutigen Tschinesen sind das jüngere Geschlecht, von dem ein älteres, dunkler gefärbtes, die sogenannten Miao-tse, „Söhne der Erde", in die Berge im Süden des Landes zurückgedrängt wurde. Nach den Erfahrungen, die wir anderwärts gemacht, werden wir jedoch die Miao-tse nicht für ein ureingebornes Autochthonen-Geschlecht halten, sie können vielmehr nur ein Vortrab sein, der auf gleichen Wegen von Westen her zuerst anlangte, und dem alsdann das jüngere Geschlecht, das in dem Tschinesichen Aram-Aryana, dem Küen-lün, eine bessere Consistenz gewonnen hatte, auf den Spuren nachfolgte.

Die Spuren des Weges, der vom Hindu-Kusch nach Westen führte, in das Gebiet, in welchem Sem's Geschlecht

aufblühte, konnten wir deutlich verfolgen, ebenso den doppelten Weg südwärts und nordwärts des Kaspischen Meeres, auf welchem Europa seine Bewohner erhielt. Sem voraus füllte das Geschlecht des Kusch Vorderasien und fand von dort aus den Weg nach Africa. Auch dieser Weg war ein doppelter, wie wir sagten (I S. 148): über die Landenge von Suez und über die Meeresstrasse Bab-el-Mandeb, und beide, so nahmen wir an, waren begangen seit Anbeginn, wenn wir auch zu der wohlgestützten Vermuthung gelangten, dass die Bevölkerung, welche die Trägerin der Aegyptischen Cultur wurde, nicht über Suez, sondern über Bab-el-Mandeb kam und Nilabwärts sich breitete, wo das spätere Memphis die Stelle bezeichnet, an welcher die älteste Aegyptische Cultur, das Reich der Pharaonen, erblühte. Hier schliessen wir das Wenige an, was sich über Herkunft und Wanderung der Africanischen Schwarzen sagen lässt.

Das Blendlicht der uralten Aegyptischen Cultur hat andere und namentlich Darwin (I S. 19) verführt, Africa für die Urheimath des Menschengeschlechts zu nehmen. Freilich lassen sich die Wanderungen, wie wir sie angenommen, auch ebenso gut rückwärts denken: von Ostafrica aus konnte die älteste Menschheit ebenso gut über Bab-el-Mandeb und Suez nach Asien und von da nach Europa und America gelangen, wie umgekehrt von Mittelasien nach Africa. Aber einmal ist das vermeintliche Anrecht Aegyptens, die älteste Cultur der Welt gezeitigt zu haben, eben ein Blendlicht: wir waren (I S. 155) bemüht zu zeigen, dass der älteste Culturherd in der Ebene des Euphrat zu suchen ist, da wo später die stolzen Zinnen Babylons ragten, und dabei mussten wir noch absehen von der Tschinesischen Cultur, deren Ursprung und Alter unseren Blicken entrückt ist. In Aegypten blieb es der alten Kuschitischen Art vorbehalten, ungestört ihr Dasein zu fristen über Jahrtausende hin und in ihren Pyramiden und Hieroglyphen die Documente zu bewahren, welche das Alter des Staates annährend zu berechnen gestatten; in Babylonien dagegen kamen über die Kuschiten die Aramäer und vertilgten die Errungenschaften ihrer Kuschitischen Vorgänger, oder machten sie sich so zu eigen, dass sie nun als jung erschienen gegenüber der Aegyptischen Cultur: der Belosthurm

oder ein Belosthurm stand gewiss früher am Euphrat, ehe die erste Pyramide sich bei Memphis erhob, und die Babylonische Cultur mit den Aramäern beginnen zu lassen wäre derselbe Fehler, als wenn man Basken, Wolchen und Finnen streichen und das Europäische Leben mit den einziehenden Ariern beginnen lassen wollte. Sodann muss es mindestens zweifelhaft erscheinen, ob es dem im Africanischen Klima erwachsenen Urmenschen möglich gewesen wäre, sich in allen Zonen bis in das Eis des Nordens hinein, wenn auch in sehr allmählichen Uebergängen, so zu acclimatisiren, wie es die nach unserer Annahme zwar in warmer Gegend, aber doch in der gemässigten Zone erwachsene Menschheit thatsächlich ausgeführt hat (S. 245). Wir dürfen also glauben, wahrscheinlich gemacht zu haben, dass für Africa eben sowohl wie für Europa Asien das gebende Land war, aus dem sich der Anfang der Cultur herleitet. Das war für uns, was wir bezweckten; den eigentlichen Beweis hat hier die Naturwissenschaft zu liefern, welche darzuthun hat, dass die äusseren Hülfsmittel, an denen sich die werdende Menschheit grossziehen konnte, in Asien reichlicher als in irgend einem anderen Erdetheile vorhanden sind, und dass das Beste davon, die nahrungsbereitenden Halmfrüchte und die Hausthiere, in Asien ihre Heimath haben und von dort, wie der Mensch selber, durch Wanderung in die andern Erdetheile gelangt sind. Diesem Beweis rückt, wie es scheint, die Naturwissenschaft immer näher, wie denn Gerland, welcher in dem mehrfach citirten Buche (Anthropologische Beiträge) die Frage nach der Urheimath des Menschengeschlechts von dieser Seite her prüft, zu einem Resultate gelangt, das mit dem unsrigen ziemlich genau übereinstimmt: „Unsere Meinung ist also die, dass die Menschheit sich vom Südwestrand etwa des Himalaya entwickelt hat . . . Wir kommen damit auf eine alte Ansicht zurück, glauben sie aber mit sicheren Gründen gestützt zu haben.“ Statt der allgemeinen Bezeichnungen haben wir den bestimmten Namen Hindu-Kusch eingesetzt, was wir ebenfalls „mit sicheren Gründen gestützt zu haben“ glauben.

Wir dürfen also getrost daran glauben, dass die Urväter der Africanischen Bevölkerung aus Asien herübergekommen sind, und zwar auf einem der beiden angegebenen Wege, die beide seit Anbeginn begangen waren und von denen

der eine, der bei Suez, erst gesperrt wurde, als jenseits im Nilthal das Volk der Aegypter erwachsen war — d. h. zu der Zeit, als dort die Urwanderung ihr Ende nahm und die Zeit der festen Wohnsitze begann. Die Sahara mag denen, die über Suez kamen, den Weg gewiesen haben, indem sie dieselben nordwärts ablenkte, am Mittelländischen Meere entlang bis zum Atlas hin; dabei blieb die Wüste selbst nicht menschenleer, die spärlichen Oasen genügten, um auch der Wüste eine Bewohnerschaft zu verschaffen. Der eigentliche Herd, von dem aus Africa seine Bevölkerung erhielt, war das Hochland am oberen Nil, Aethiopien in alter Zeit, heute Abessinien genannt, was wiederum darauf hinweist, dass die Meeresstrasse im Süden viel fruchtbarer für die Bevölkerung Africas geworden ist, als die Landenge im Norden. Dort lag am Nil, zwischen dem Hauptstrome und dem „blauen Nil", dem Quellstrome, der aus dem Alpenland von Habesch kommt, in fruchtbarer Gegend der uralte und mächtige Staat Meroe, an dessen Spitze Priester standen, welche den König aus ihrer Mitte wählten — ein Verhältniss, bei dem man unwillkürlich an die Chaldäer in Babylon erinnert wird. Man wird nicht sagen dürfen, dass die Aegyptische Cultur, die in jeder Beziehung eigenartig und an den Boden, auf dem sie erwuchs, gebunden ist, von Meroe ausgegangen sei (I S. 149), aber hinter Memphis, Theben und Meroe liegt, wie hinter Babylon und Ninive die Berge Armeniens, das Hochland, von welchem der Urstamm der Bevölkerung herabstieg, um in dem Flussthale die Cultur zu begründen.

Die Wirkungen dieses Verhältnisses zeigen sich bis heute: je näher wir diesem uralten Brennpuncte der Cultur kommen, desto höher steigt bei den Stämmen Civilisation und die Fähigkeit dieselbe anzunehmen, je weiter wir uns davon entfernen, desto primitiver und roher werden die Zustände. Die Neger der Westküste, am Busen von Guinea entlang bis in den Süden hinab, sind die wildesten und hier tritt auch der abschreckende Negertypus (S. 190) namentlich der Prognathismus, am stärksten hervor: es ist das Revier, in welchem die Sklavenjagd stets am einträglichsten war, und in welchem die Stämme, indem sie unter sich ewig in Fehde lagen und die erbeuteten Gefangenen in das Sklavenjoch schleppten, den Fremden ihre eigne Schande offenbarten und ihnen zeigten,

wozu sie nütze waren. Man wird also mit Recht behaupten dürfen, dass dieses die Nachkommenschaft der ältesten Geschlechter ist, die Spitze der Wanderzüge, die von Osten nach Westen hinüber gingen. Sie verdarben in der Vereinzelung und widerstrebenden Natur, und der gewaltige Ocean war für sie unerbittlich, indem nicht jenseits ein Continent winkte und keine Inselbrücke hinauslockte zum Verkehr mit der übrigen Menschheit. So erklärt sich die merkwürdige Thatsache, dass im Inneren des Continentes, wo nicht die Africanische Natur hindernd in den Weg tritt, meist viel höher entwickelte Zustände getroffen worden: auf dem Wege, der vom Alpenland von Habesch nach Westen bis zum Niger führt, wo die tropischen Regen den unter der senkrechten Sonne schmachtenden Boden erquicken und zu einem ergiebigen Kornland machen, — man nennt den ganzen mittleren Theil Africas, der sich an den Südrand der Sahara anschliesst, Sudan — treffen wir eine Reihe mächtiger Despotenstaaten, Dartur, Bornu, die Haussa-Neger, und in der Nachbarschaft der letzteren am Niger die räthselhaften Fulbe (S. 169), die hier die überlegenen Eindringlinge sind, wenn auch über den Zug ihrer Wanderung noch wenig Bestimmtes zu sagen ist. In Bornu haben die Africa-Reisenden so wohl geordnete, vorgeschrittene Verhältnisse getroffen, dass Rohlfs die Neger von Bornu den Arabern, Berbern und selbst den Türken in der Erzeugung aller Kunstproducte für überlegen hält. Der Sultan verfügt über eine kleine Heeresmacht und hat Kanonen, die im Lande selbst gegossen sind; die Hauptstadt zählt etwa 60,000 Einwohner und hat Schulen, in welchen mehrere tausend Kinder unterrichtet werden. Freilich wird das Meiste auf Rechnung des Islam zu setzen sein, der bis hierhin vorgedrungen ist; immerhin ist aber auch hier der Beweis geliefert, dass die Neger einer besseren Entwickelung fähig sind.

Den Negern des Sudan stehen in der südlichen Hälfte Africas die sogenannten Bantu-Neger gegenüber. Abantu heisst in der Sprache der Kafern (der „Ungläubigen“ I S. 137) die Menschen: die Wurzel ntu d. i. Mensch, mit dem Plural präfix ba (va, aba, ova — a und o gehören unter die Classe der ansetzenden Vocale S. 104) geht durch alle diese Sprachen durch, daher der Name Bantu-sprachen und -völker. Wie sich

von dieser grossen Gemeinschart die Hottentotten und Buschmänner durch die Sprache ebensowohl wie durch ihre besonderen Köpermerkmale abtrennen, ist gesagt (S. 43 und 178). Gehen wir aus dem alten Aethiopenlande südwärts, so gelangen wir in unmerklichen Uebergängen aus dem Gebiete der Galla (S. 169), die selbst wie die Abessinier noch zur Europäischen Rasse gezählt werden, in das eigentliche Negergebiet. Hier lassen sich deutlicher die Spuren von Wanderungen erkennen, die von Ostafrica ausgehend bis in die Südspitze des Continentes führten und dann in kreisender Richtung im Westen sich wieder hinaufzogen. Die Kafern sassen ursprünglich weit höher im Norden, dorthin weisen auch ihre Traditionen; sie schoben sich nach Süden vor und stiessen hier auf die Hottentotten, die ehemals in dem südöstlichen Theile Africas weit verbreitet waren. So wurden die Hottentotten allmählich abwärts nach Süden gedrängt und im Bogen an der Westküste wieder hinauf. Die Hottentotten, wozu wir immer gleich die Buschmänner mit einrechnen wollen, sind für den Ethnographen eines der merkwürdigsten Völker der Erde und zugleich eines von denjenigen, die ihm am meisten Kummer machen, weil er nicht weiss, wohin mit ihnen. Bei ihrer abweichenden physischen Beschaffenheit, die durch den fundamentalen Unterschied in der Bildung der Sprachformen unterstützt wird, schien es geboten, eine eigene Rasse aus ihnen zu bilden. Aber nun fand man für die Besonderheit des Haarwuchses, abgesehen von Ansätzen auch in der Africanischen Negerwelt, einen zweiten Vertreter in den Papuanen, mit denen man sie darum zusammenstellte: warum dies nicht thunlich ist, haben wir gesagt. Andere betonten das breite und platte Gesicht, wodurch sie gegen ihre Negerumgebung abstechen, die starken und vorspringenden Backenknochen, die schiefstehenden oder doch schmal geschlitzten Augen, und versuchten sie auf Grund dieser Merkmale mit den Mongolen zusammenzustellen, wobei auch ihr Nomadenthum, ihre Viehzucht und Milchwirthschaft herangezogen wurde: man liess sie aus einer Mischung von Negern und Mongolen entspringen, vergass aber zuzufügen, wo und wie sich diese Mischung vollzogen haben könnte. Gewiss, ihre Eigenart sondert sie ab von ihren Nachbarn, sie müssen, wie wir sagten, ihren eigenen Weg gegangen sein lange Zeit; aber ihr Ver-

wandtschaftsverhältniss zu den Mongolen, Papuanen, Tschinesen, oder womit man sie sonst noch zusammengestellt hat, wird so lange eine schöne Phantasie bleiben, bis die genaueren Nachweise einer früheren Gemeinschaft geliefert sind — d. h. voraussichtlich für immer. In Bezug auf die Sprache bezeichnen Suffigirung und Präfigirung, wie wir früher zu zeigen versucht haben, keinen principiellen d. h. in den Anfängen unvereinbaren Gegensatz, und die körperlichen Besonderheiten der Hottentotten zeigen sich, vereinzelt und in grösserer Ausdehnung, auch anderwärts: wir halten sie also für einen Africanischen Stamm so gut wie ihre Nachbarn, an die sie doch auch hinwiederum durch manche Eigenschaften gebunden sind, und erkennen in dem Umstande, dass ihre körperliche Beschaffenheit in gewissen Beziehungen an fremde, weit entlegene Stämme erinnert, das freie Recht der Natur, an verschiedenen Plätzen der Erde die gleiche Eigenthümlichkeit hervorzubringen. Verschweigen dürfen wir hier nicht, dass angesehene Sprachforscher ein Verwandtschaftsverhältniss zwischen der Hottentottischen und der Altägyptischen Sprache haben erkennen wollen — wie man sprachliche Beziehungen zu Aegypten auch nach anderen Seiten hin in Africa hat finden wollen. In der Sprache der Galla hat man einen nahen Verwandten der älteren Keilschriftgattung (I S. 161) erkennen wollen, womit die Anknüpfung an das grosse Kuschitische Geschlecht hergestellt wäre. Aber während der Sprachvergleichung hier eine reiche Ausbeute in Aussicht steht, sind die Ermittelungen zur Zeit noch so wenig bestimmt und zuverlässig, dass sich keine Schlüsse darauf bauen lassen.

Für die Hottentotten dürfen wir also einstweilen festhalten, dass sie in irgend einem Theile Africas, vielleicht in den Gebieten, die sich im Süden an Abessinien anschliessen, in völliger Sonderung von den übrigen Stämmen gesessen haben eine geraume Frist, während welcher ihre besonderen Merkmale zu fester Ausprägung gelangen konnten — bis sie denn endlich, aufgescheucht durch hereinbrechende Wanderzüge fremder Stämme, sich südwärts in Bewegung setzten, wo sie nun in eine Umgebung geriethen, der sie völlig fremd gegenüber standen. Eine eigene Rasse aus ihnen bilden, dazu liegt, wie es uns scheint, kein zwingender Grund vor, und am wenigsten sollte dies der, der sich gegen die Abtrennung

der Fulbe von den Negern so entschieden erklärt: wir meinen Peschel. Das Ganze aber, was wir über Africa zu sagen hatten, wird den Eindruck hinterlassen, dass, wie viel Verdienstliches auch durch die kühnen Männer, die ihr Leben an die Erforschung dieses Continentes gesetzt haben und setzen, bereits geleistet ist, immer noch viel zu leisten und zu erforschen bleibt: vielleicht wird das unbekannte Innere, wenn es einmal zugänglich wird, auch über die Herkunft der Hottentotten Aufschluss geben.

Weniger günstig, als bei Africa, scheinen auf den ersten Blick bei America die Verhältnisse für eine Anknüpfung an Asien zu sein: der Grosse Ocean hat das neue Continent vollständig von Asien losgerissen, kein Suez bindet die beiden Erdvesten an einander, America ist eine grosse Insel. Die Folge war, dass man für die Americanische Menschheit am wenigsten Rath wusste. Die Gläubigen der alten Zeit erschöpften sich in Vermuthungen: da mussten die vereinsamten Rothhäute entweder die Reste der vorsündfluthlichen Menschheit sein, die von der Fluth verschont, dort ein neues Geschlecht begründeten, oder man fabelte von einer continentalen Verbindung der neuen mit der alten Welt, welche der Ocean, nachdem die Menschheit bereits drüben gewesen, zerrissen habe, ja man griff zu dem Kühnsten: Engel sollten die ersten Menschen hinübergetragen haben. Da war freilich der einfachste Ausweg, dass man die Americaner zu Autochthonen ihres Landes machte, und in ihnen gerade den Beweiss gegen die Einheit des Menschengeschlechts fand: nun hatte man nicht mehr nachzuweisen, „wie die Einwanderer über die See oder durch Länder kommen konnten, in denen selbst Wölfe verhungern mussten." Heute erlaubt uns Darwin nicht mehr, die Sache uns so leicht zu machen, und dazu ist der verlangte Nachweis so schwierig nicht, wie es scheinen könnte. Eine natürliche Verbindung der beiden Continente ist vorhanden: hat America auch kein Suez, so hat es doch ein Bab-el-Mandeb; und das ist die Beringsstrasse.

Eine Meeresstrasse, die nicht so breit ist, dass sie das jenseitige Land den Blicken entzöge, konnte den ersten Menschen, die dorthin gelangten, sowenig den Uebergang verwehren, dass sie dieselben vielmehr dazu verlocken musste.

Zwei Umstände kommen dazu, um diesen Uebergang zu erleichtern, einmal dass auch hier die natürliche Brücke nicht fehlt: mehrere kleine Inseln liegen lockend in der Mitte der Strasse; sodann dass die Strasse im Winter zufriert, sodass man so zusagen trockenen Fusses aus dem einen Continente in das andere gelangen kann. Und selbst wenn an der Beringsstrasse nicht die Continente einander zuwinkten, so wären wir doch nicht rathlos: etwas südlicher konnte die Inselbrücke der Alëuten hinüberführen, da das Geschlecht, welches einmal hier an's Meer gelangte, die geringe Schwierigkeit des Uebergangs von Insel zu Insel bald überwinden lernen musste. Wir brauchen uns also nicht auf eine Erdrevolution oder ein langsames Sinken des Bodens zu berufen, wodurch die ehemalige continentale Verbindung zerrissen worden sei. Wir nehmen vielmehr die Gestalt der Erdoberfläche überall im Wesentlichen, wie sie jetzt ist, und werden damit überall zum Ziele kommen. Auch darf uns die unwirthliche Natur jener Gegenden nicht zurückschrecken, in denen wie man meinte, „selbst Wölfe verhungern müssten." Der Mensch hat sich an ganz anderes gewöhnen müssen, wie das Beispiel der Australier zeigt, und dauert in Gegenden aus, wo wirklich „Wölfe verhungern müssten". Der verwöhnte Europäer könnte sich freilich keinen Begriff davon machen, wenn er die Beispiele nicht vor Augen sähe. „Die Schwierigkeiten, sagt Peschel, sind überhaupt nur in der Einbildungskraft des verwöhnten Culturmenschen vorhanden. Im Innern Australiens, wo europäische Entdecker vor Hunger ermatteten, ziehen Horden sorgenfreier Schwarzer umher, und wenn uns bei dem Gedanken schaudert, dass vor Jahrtausenden schon asiatische Stämme zur Bevölkerung Americas über das Beringsmeer gezogen sein sollen, so vergessen wir vollständig, dass noch heutigen Tages im Feuerland, wo doch die Gletscher bis zum und bis ins Meer herabreichen, ein nacktes Fischervolk haust" — wir vergessen, könnten wir zufügen, das Beispiel unserer Vorfahren, die halbnackt, mit Thierfellen nur nothdürftig bekleidet, in den Wäldern umherzogen. Darwin erzählt von seinem Aufenthalt bei den Feuerländern, dass er mit seinen Europäischen Gefährten in warmer Kleidung dicht beim Feuer gesessen habe, ohne dass es ihnen zu warm geworden sei, dass dagegen den nackten Wilden, die viel ferner

sassen, der Schweiss herablief, als wenn sie geröstet würden. Und so ziehen an der Beringsstrasse, heute wie von jeher, die Polarmenschen halbnackt oder leicht bekleidet — denn die wenigsten hüllen sich so wohl in Pelze, wie die Eskimo — fröhlich umher und fühlen sich wohler in der Kälte, als in der Wärme. Die Kamtschadalen stellen sich abends ein grosses Gefäss mit Wasser, in welches sie Eisstücke werfen neben ihr Lager, um es während der Nacht auszutrinken. Die vielen Fettstoffe, welche die Polarvölker in ihrer Nahrung zu sich nehmen, fördern die Körperwärme. Freilich darf man nicht den hülflosen Urmenschen mit einem Sprunge vom Hindu-Kusch an die Beringsstrasse versetzen: sehr langsame Uebergänge gewöhnten von Schritt zu Schritt den wandernden Menschen soweit, dass er zuletzt auch die Beringsstrasse bestehen lernte.

Unterstellen wir nun die Richtigkeit unserer Annahme, dass die Beringsstrasse die ersten Menschen nach America hinübergeleitet, so ergibt sich eine wichtige Folgerung. Leicht wurde für die werdende Menschheit der Weg, der aus dem Urlande des Menschengeschlechts immer in fast gleicher geographischen Breite nach Westen, nach Vorderasien und an die Thore von Suez und Bab-el-Mandeb führte; das waren die ältesten Strassen, die begangen wurden, hier blieb man im gleichen Klima und fand die fruchtbaren Stationen, an denen sich die Menschheit leicht entwickeln konnte. Aber der Weg, der zur Beringsstrasse führte, schliesst schon eine Leistung des Menschengeschlechts in sich, die Menschheit musste sich dem unwirthlichen Asiatischen Norden bereits acclimatisirt haben, ehe die ersten es wagen konnten, jenseits der Beringsstrasse, so hoch im Norden, das neue Land zu suchen, — sagen wir es kurz: sie mussten Turanier geworden sein, ehe sie Americaner werden konnten. Hieraus ergiebt sich weiter die Folgerung, dass sie bereits mit einem Rassengepräge behaftet waren, als sie den Fuss auf den Boden des neuen Continentes setzten, wenigstens mit einem bestimmter ausgeprägten Typus, als diejenigen, welche nach der andern Seite hin die ersten Bewohner Africas werden sollten. Und da sich einmal fest gewordene Rassenformen, wie wir sahen, constant vererben und wenn der Wohnplatz gewechselt wird, den Bedingungen des neuen Klimas um so zäher Widerstand leisten,

je fester der Typus geworden ist, so darf man, wenn unsere Einwanderungshypothese Bestand haben soll, mit Recht verlangen, dass man im Americanischen Typus den Mongolischen (oder Asiatischen, wie wir ihn nennen wollen) wiedererkennen muss. In dieser Voraussetzung werden wir nicht getäuscht.

Zunächst tritt eine gewisse Familienähnlichkeit unter den Indianerstämmen des ganzen Continentes so sehr hervor, dass man sagen konnte: wer einen Indianer gesehen, habe sie alle gesehen. Wenn dieser Ausspruch auch übertrieben ist — der Europäer ist den Naturvölkern gegenüber leicht der Täuschung ausgesetzt, dass er über ihrer Verschiedenheit von seiner eigenen Art die Verschiedenheiten der Stämme unter sich übersieht — so ist immerhin Uebereinstimmung in den Rassenmerkmalen so bedeutend, dass ein Versuch die Urbewohner Americas in mehrere Rassen zu zerlegen, misslingen müsste. Wäre die Americanisehe Menschheit in America entstanden, so mussten die Contraste in dem durch vier Zonen sich erstreckenden Continente viel stärker hervortreten, und America musste seine Neger haben sogut wie Africa. So beschränken sich die Unterschiede im Wesentlichen auf die Hautfarbe, die nichts wengier als durchgehends kupferroth ist, sondern alle Schattirungen vom Weisslichen durch das Kupferrothe, Gelbe und Braune bis in's Schwarze durchläuft; wobei bemerkenswerth ist, dass gerade hier die stärkere oder geringere Dunkelung nicht mit der grösseren oder geringeren Entfernung vom Aequator gleichen Schritt hält — eine Folge der Verschiebung der Wohnsitze durch Wanderung, wie wir annahmen (S. 230). Die neben den Australiern und Buschmännern auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehenden Botocuden in den Wäldern Brasiliens zeichnen sich durch helle Gesichtsfarbe und röthliche Wangen aus: sie müssten die Neger Americas sein, wenn die Americaner Autochtonen wären.

Sodann wird der enge Anschluss an die Asiatische Rasse dadurch besiegelt, dass sich alle Merkmale dieser Rasse bei den Americanern wiederfinden. Von der Schädelform, die beträchtliche Schwankungen zeigt, müssen wir freilich absehen, da die Unsitte der künstlichen Formung (S. 204) unter den Indianerstämmen weit verbreitet war und ist — eben wie auch bei den Mongolen, bei denen wohl der Ursprung dieser

Sitte zu suchen ist. Dagegen findet man überall das lange, straffe Haar, die vortretenden Backenknochen, verbunden mit einem mässigen Prognathismus, an manchen Stellen auch die enggeschlitzten, schiefen Augen, wie bei der Asiatischen Rasse, wesshalb manche Reisende die typische Aehnlichkeit der von ihnen beobachteten Stämme mit Mongolen, Tschinesen oder Japanesen betonen. Nur in einem Merkmale verleugnen manche Indianerstämme ihre Asiatische Urheimath: statt der platten Nase der Mongolen findet man bei den Indianern oft hohe Nasenrücken bis zur der Form, welche wir Adlernasen nennen. Käme diese Besonderheit allen Stämmen zu, so könnte man sie zu einem Rassenmerkmal stempeln; dann bliebe aber immerhin das Missliche, dass dieses das einzige wäre und dazu ein recht nebensächliches: wer allein auf die Beschaffenheit der Nase hin eine Rasse abtrennen wollte, dem würde es noch schlimmer ergehen, als denjenigen, welche das Haar zum Eintheilungsgrund genommen haben.

Nach dem Gesagten kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn nicht nur alle darüber einig sind, dass, wenn man überhaupt die Americanische Rasse mit einer anderen in Verbindung bringen wolle, dies nur die Asiatische sein könne, sondern gewichtige Auctoritäten, wie Peschel (S. 186) geradezu die Americaner zu den Mongolen stellen. Wir waren mit der allumspannenden Bezeichnung „mongolenähnliche Völker“ nicht einverstanden, und wenn wir auch in den Americanern eine aus der Asiatischen abgeleitete Rasse erkennen wollten, so glaubten wir sie mit grösserem Rechte als eine besondere Rasse abtrennen zu dürfen, als von Peschel so manche andere kleine Rassenindividuen abgetrennt werden. Es hiesse die Eigenart eines neuen Continentes verkennen, wollte man bei einem grossen Bruchtheil der Menschheit, der in einer ungezählten Reihe von Jahrhunderten in völliger Isolirung von der übrigen Menschheit dieses Continent bewohnt, unterstellen, dass sie den mitgebrachten Typus, der doch immer noch bis zu einem gewissen Grade biegsam war, so getreu bewahrt habe, dass man sie heute noch mit den Turaniern zu einer Rasse vereinigen dürfte. Zudem sind diese Turanier gewiss auch nicht mehr ganz die alten, welche sie waren, als aus ihrem Ge-

biete die ersten Menschen den Weg über die Beringsstrasse fanden. Vor allem aber sträubt sich die Sprache dagegen, die wir ja auch immer zu befragen haben: sie bestätigt eine eigenthümliche, über die Turanische Weise hinausgehende Entwickelung. Die Einverleibung ist eine Errungenschaft, die an dem Americanischen Boden haftet, insofern trennt sie den Americaner vom Turanier; freilich ist diese Trennung, wie wir die Sache auffassen wollten, keine ursprüngliche: von der Wurzelhäufung, wie sie z. B. auch im Türkischen erscheint (S. 42) ist zur Einverleibung nur ein Schritt; die Turanischen Sprachen erstarrten in der alten Weise, die Americanischen, noch biegsam in den jüngeren Verhältnissen des neuen Continentes, gelangten zu der neuen Weise. Könnten wir also rückwärts schauen bis in solche Fernen, so würden wir die Urväter der Americaner mit denen der Turanier in Nordasien, wie in der Rasse, so in der Sprache vereint sehen.

Der gemeinschaftliche Typus der Sprache bindet die sämmtlichen Stämme der Indianer zu einer Einheit und weist uns auf ein Stammgebiet in America hin, wo der Urkeim der Americanischen Bevölkerung sich bereits so weit entwickelte, dass er zu dem einverleibenden Verfahren gelangte, und von wo alsdann die Wanderer die Grundzüge dieses Verfahrens allmählich weiter trugen durch das ganze Continent. Dieses Stammgebiet kam nur in Nordamerica gewesen sein, wo die Einverleibung am ausgeprägtesten sich findet und bis zum Uebermaasse sich ausgebildet hat. Nur einen Theil der Americanischen Bevölkerung sondert eben die mangelnde Form der eigentlichen Einverleibung von dem grossen Leibe ab: die Eskimo, worunter wir die ganze unter sich verwandte Bevölkerung des höchsten Nordens, von der Beringsstrasse bis hinüber nach Grönland, verstehen. Das gesuchte Stammgebiet muss also weiter südlich liegen. Die Eskimo vermögen freilich auch die Wurzeln einzuschachteln bis zu einer unbeholfenen Satzeinheit, aber damit ist nur der Ansatz zur Einverleibung gemacht: sie sind im Ganzen bei der Turanischen Weise geblieben, sie bilden ihre Formen durch Suffigirung, und dies genügt, freilich nicht um sofort eine Identität der beiderseitigen Sprachen daraus zu folgern, wohl aber um einen engeren Anschluss und gemeinsamen Ursprung nicht unwahrscheinlich erscheinen zu lassen.

Bilden so die Eskimo in der Sprache das Bindeglied zwischen America und Asien, so ist dies noch viel mehr der Fall in Bezug auf ihren Typus: dieser stimmt bei den Polarvölkern diesseits und jenseits der Beringsstrasse „zum Verwechseln“ überein, wie denn auch ein beständiger Verkehr hinüber und herüber stattfindet. Hierin liegt der unwiderstehliche Beweis, dass diese Polarvölker wenigstens von einer Herkunft sind und dass eine Einwanderung von einem Continente in das andere hier stattgefunden hat. Haben wir nun die Wahl, entweder die Eskimo aus Asien nach America, oder die Tschuktschen, die dort auf der Asiatischen Seite wohnen, aus America einwandern zu lassen — wofür sich auch Stimmen erhoben haben — so werden wir keinen Augenblick zweifelhaft sein: eine spätere Rückwanderung eines einzelnen Stammes in das Land der Väter wäre immerhin denkbar; aber wer über die Tschuktschen hinweg die Sache in's Grosse sieht, kann für die Urzeit nur eine Einwanderung von Asien nach America, nicht umgekehrt, annehmen, und hierfür finden wir ausser den allgemeinen Gründen, welche uns der Verlauf unserer Untersuchungen nahe gebracht, noch zwei besondere Beweise bei den Eskimo: einmal können wir die Spur ihrer Wanderungen historisch verfolgen, und diese waren nach Westen gerichtet, sodass sie Grönland, mit dem heute ihr Name so eng verbunden ist, zuletzt erreichten (S. 209); sodann haben die Eskimo allein unter den Americanischen Stämmen das Mongolische Gepräge ganz unversehrt bewahrt — dies bliebe unerklärlich, wenn sie Americanische Autochthonen wären, es wäre wenigstens mit dem Hinweis auf die gleichartigen physischen Verhältnisse in den Polarländern beider Erdetheile nicht genügend erklärt, da die Menschheit, die in dem neuen Erdetheil ohne Verbindung mit dem jenseitigen Lande erwachsen wäre, ohne Zweifel in dieser oder jener Beziehung eine besondere Specialität zeigen würde. Die gleichartigen physischen Verhältnisse erklären vielmehr zur Genüge, warum die Eskimo so getreu den Mongolischen Typus bewahrt haben und sich dadurch von den übrigen Urbewohnern Americas absondern: diese hat die Macht der veränderten Verhältnisse ergriffen und ihr Gepräge mehr oder minder modificirt — gebessert, wird man im Allgemeinen

sagen können, sowie in dem besseren Wohnsitz auch die Entwickelung der Einverleibung gedieh; die Eskimo dagegen konnten in der widerstrebenden Natur ihres Wohnplatzes weder in dem Einen noch in dem Anderen Fortschritte machen. In der Südspitze Americas wohnen unter ähnlichen Verhältnissen die Feuerländer, die von allen Indianerstämmen den Eskimo in Bezug auf die physische Beschaffenheit am nächsten kommen sollen, wie mehrfach bemerkt worden ist: es ist der Rückfall zu der alten Art, sobald die der alten ähnliche Umgebung wirksam wurde.

Einen deutlichen Hinweis auf die Urheimath Asien enthalten auch die Wanderungen der Stämme durch das Americanische Continent, soweit wir dieselben verfolgen können. Sie gehen vom Norden aus und bewegen sich in der Richtung des gewaltigen Gebirgsrückens, der unter verschiedenen Namen (Felsengebirge, Cordilleren, Anden) das ganze Continent durchzieht, nach Süden weiter. Von Norden kommt stets der neue Stamm, der sich über den vorhergehenden lagert oder denselben südwärts weiter drängt; und diese Völkerbewegung vollzieht sich auf der westlichen, Asien zugekehrten Seite des Continents, während die östliche, Europa zugekehrte Seite, auf welcher sich heute das Americanische Leben vorzugsweise bewegt, für die Zeiten vor der Entdeckung bedeutungslos ist. So standen die Dinge, als die Spanier landeten: im westlichen Theile Mittel- und Südamericas trafen sie eine blühende Bevölkerung, zwei grosse Staaten, das Reich der Azteken in Mexico und das der Incas in Peru, mit beträchtlicher Cultur (S. 258), in dem Europa zugekehrten Theile die schweifenden Wilden, welche den Namen Indianer, den man ihnen beilegte, furchtbar machten. Die vorgeschrittenen Verhältnisse in Mexico und Peru haben es uns möglich gemacht einen Blick rückwärts zu thun: weder die Azteken dort, noch die Incas hier sind die ursprünglichen Bewohner jener Länder und die Begründer ihrer Cultur, sie überkamen diese Cultur von ihren Vorgängern auf demselben Boden, wie die Semiten am Euphrat von den Kuschiten. Der Vorgang, der uns am Euphrat und Nil begegnet ist, wiederholt sich in America an verschiedenen Stellen: riesige Bauwerke, die gewaltigen Erdhügel (Mounds), in den Flussthälern des Missisippi und Missouri, colossale Steinbauten in Mittelamerica — in Yucatan zählt man allein

54 Ruinenstädte — namentlich die Teocallis (I. S. 157), endlich die Tempelruinen in Peru, besonders die Tempel der Sonne und des Mondes auf zwei Eilanden im Titicaca-See, alle diese Ruinen ragen, wie die Pyramiden, der Belosthurm und die Keilschrift-Denkmäler aus einer verschollenen Zeit herüber und die Stämme, welche später diese Gegenden bewohnten, wussten über ihren Ursprung so wenig zu sagen, wie die Moslems über die Keilinschriften und Pyramiden.

Die Azteken bewahrten in ihrer Ueberlieferung den Namen Aztlan als den Namen der Stätte, von wo ihr Stamm ausgegangen und nach Mexico eingewandert sei; aber wo dieses Mexicanische Aram-Aryana zu suchen sei, lässt sich nicht ergründen. Ein Stammgebiet, wo sich die letzte, culturfähige und culturbringende Schicht, welche die Aramäer und Arier für America werden sollte, entwickelte, hat es in Nordamerica gewiss gegeben, dies schlossen wir bereits aus der Sprache (S. 314), und hie rtreten wir gern der Vermuthung v. Hellwalds (die Americanische Völkerwanderung) bei, der das geheimnissvolle Aztlan in den „üppigen Grasfluren der Gegenden an den Riesenwassern des Missisippi, Missouri und Ohio“, dem Boden, worauf die räthselhaften Erdhügel (Mounds) stehen, gefunden haben will. Ein günstiger, die Americanische Menschheit in ihren Anfangs-Exercitien unterstützender Wohnplatz muss es ja gewesen sein, und da entsprechen diese Gegenden südlich der fünf Seen, wo sich heute ein blühendes Leben entwickelt, vollständig dieser Bedingung. „Die Cultur dieses mound-erbauenden Volkes, wie sie sich aus den gemachten Funden offenbart, stellt dasselbe fast auf die Stufe der europäischen Bronzevölker. Die alten „Moundsbuilders“ kannten das Tuch, besassen Geräthe aus künstlerisch und mühsam geschliffenem Stein und aus Kupfer, welche ungeheure Ausdauer ihrer Verfertiger und grosse Geschicklichkeit in der Behandlung in kaltem Zustande bekunden; ihre Töpferkunst überragte um vieles jene der Ureuropäer, und ihre Festungswerke zeugen von geschickter Anlage. Sie waren wahrscheinlich Ackerbauer und wie die meisten höheren Völker Americas Sonnenanbeter, lebten in Städten und besassen eine wohlgeordnete Verwaltung“ (v. Hellwald, Culturgeschichte). Aus dem Gebiete der Mounds mag dann der Weg, dem Laufe des Missisippi folgend, südwärts bis zum Rio Grande del Norte

gegangen sein, womit das Mexicanische Gebiet erreicht war. Dies schliesst freilich nicht aus, dass andere Stämme auch noch andere Wege aus dem Norden in den Süden fanden; es kam uns nur darauf an, Aztlan, das Americanische Aram-Aryana, zu finden.

Es war nach 1000 n. Chr., als die Azteken aufbrachen aus ihrem Stammsitze im Norden, und ihre Annalen verstatten uns, ihren Weg zu verfolgen, der sie ein Jahrhundert später, gegen Schluss des 12. Jahrhunderts, auf das Hochland von Anahuac d. i. nach Mexico führte. Ihnen gingen vorher die Tolteken, welche um 600 n. Chr. in Mexico als der herrschende Stamm aufgetreten waren. Auch sie waren nicht die ersten Bewohner Mexicos: die Geschlechter, welche vor ihnen dort gewohnt und geherrscht, waren gezwungen worden nach Süden weiter zu wandern. Das Geschick, welches sie diesen bereitet hatten, traf nach vierhundertjähriger Herrschaft sie selbst: auch sie wurden von nachdrängenden Stämmen zum Wandern gezwungen, bis es denn endlich den Azteken gelang, das mächtige Reich zu gründen, dem der Anprall der Spanier ein jähes Ende bereitete. Kaum drei Jahrhunderte (nach anderer Rechnung wenig mehr als ein Jahrhundert) zählte also das Reich, dessen Thron damals Montezuma inne hatte — ein deutlicher Hinweis auf die Jugendlichkeit der Verhältnisse in America. In Europa begann bereits die „neue Zeit", während man in America kaum noch aus dem Zeitalter der Wanderungen herausgekommen war. Wie anders stellen sich uns die ergrauten Häupter Tschina und Aegypten dar! America, das Continent, ist nicht jünger, als Asien, da derselbe Ocean, der Tschina seine Gestalt gab, auch America gestaltete; aber die Menschheit ist in America jünger, als in Asien, ja selbst in Africa und Europa, da nach Suez und an den Kaukasus ein näherer und leichterer Weg ist, als an die Beringsstrasse. Nur damit erklärt sich auch die geringe Bevölkerungs-Dichtigkeit, die man bei der Entdeckung Americas constatiren konnte. Die Bauwerke aus verschollener Zeit, von denen die Rede war, werden in Bezug auf ihr Alter leicht überschätzt, dies gilt namentlich von den Mounds. „Ein alter Osagenhäuptling, heisst es bei Waitz (Anthropologie der Naturvölker), erinnerte sich, dass er als Kind einen derselben hatte entstehen sehen, man baute ihn, um einen berühmten Krieger

darin zu begraben, und er wuchs und erhielt seine konische Form vorzüglich dadurch, dass vorüberziehende Indianer lange Zeit dafür sorgten, ihn immer um etwas zu vergrössern". Damit ist übertriebenen Vorstellungen von dem hohen Alter der Mounds ein Damm gesetzt, und zugleich der Zweck dieser Erdhügel erkannt. Hinzuzufügen ist noch, dass diese Grabstätten sowenig wie die Hünengräber in unseren Landen (I. S. 214) die Knochen einer riesigen oder riesig alten Bewohnerschaft an's Tageslicht gebracht haben. Wo ein Stamm den andern ablöste und verdrängte, konnte, was die frühere Zeit geschaffen, rasch in Vergessenheit gerathen: hätten die Germanen zur Zeit der Völkerwanderung sich vollständig Italiens bemächtigt, das Land von der alten Bevölkerung gesäubert und jede Verbindung mit der alten Zeit zerrissen, so hätte man sie nach einigen Jahrhunderten vergebens nach der Bedeutung der Römischen Monumente befragt.

In Peru war der herrschende Stamm zur Zeit der Spanischen Invasion die Incas — so nennt man sie nach dem Namen ihrer Könige. Auch sie waren so wenig wie die Tolteken und Azteken in Mexico, die ursprünglichen Bewohner des Landes: vor ihnen herrschten andere Stämme, welche die Begründer der Peruanischen Cultur waren, und die Incas waren (nach der gewöhnlichen Annahme) erst etwa 1000 n. Chr. eingezogen — also auch hier jugendliche Verhältnisse wie in Mexico. Die Stämme kamen von Norden, und wenn man auch nicht sagen kann, dass die Peruanische Cultur ein Kind der Mexicanischen gewesen sei, da diese beiden Culturen durchaus unabhängig von einander waren, so waren es doch jedenfalls dieselben culturfähigen Stämme, welche hier wie dort die Cultur begründeten. „Erwägt man, dass die Inca-Dynastie in Peru mehr als Eine Aehnlichkeit mit den gebildeten Tolteken Mexicos besitzt, dass sich in den Ueberlieferungen beider zahlreiche Berührungspuncte vorfinden und dass, was vielleicht das Wichtigste ist, die Zeit des Erscheinens der Incas in Peru fast wunderbar mit jener übereinstimmt, in welcher die Tolteken nach dem Sturze ihres Reiches dort angelangt sein können, so wird man sich kaum der Ahnung A. v. Humboldts erwehren, der in früheren Epochen die späteren Inca-Stämme über das Tafelland von Mexico ziehen sah. Ihre Ankunft in Peru wäre demnach als der letzte Stoss der grossen America-

nischen Völkerwanderung zu betrachten.“ (v. Hellwald). Bewährt sich diese Ahnung Humboldts auch nicht, so macht dies in der Sache selbst keinen Unterschied: ob diese Südamericanischen Arier demselben Stamme angehörten, wie die, welche einst auf dem Hochlande von Anahuac die Cultur begründeten, und ob es gerade die Tolteken waren, denen das doppelte Verdienst gebührt, kann uns gleichgültig sein, da es uns genügt, die schichtenartige Auflagerung der Bewohnerschaft — die hier von Norden her erfolgt ist — auch für America als eine Thatsache betrachten zu können.

Die Wanderungen, von denen die Rede war, beweisen freilich nur, dass die Americanische Menschheit von einem Stammgebiete in Nordamerica ausgegangen und sich über das Continent ausgebreitet habe; sie enthalten nicht den strengen Beweis für die Anknüpfung an Asien. Diesen können wir nur in dem engen Anschluss der typischen Merkmale an die Stammrasse in Asien erkennen, und der Zug der Wanderungen tritt beglaubigend hinzu. Auch hier muss die Anthropologie ihre Unterstützung bei der Naturwissenschaft suchen, die erweist, dass auch in America nicht die Erdstelle gesucht werden kann, die den Urmenschen zu erziehen geeignet gewesen wäre (S. 304). Und hierbei ist es wichtig, dass die einzige Getreideart, deren Ursprung man in America suchen zu müssen glaubt, der Mais, sich wie es scheint, auch als Asiatisches Erzeugniss ausweist. Die Maiscultur scheint erst durch die Tolteken in Mexico, und dann auch in Peru eingeführt zu sein; umgekehrt steht es aber fest, dass sie in Tschina uralt ist, und wir nennen den Mais bedeutsam den „Türkischen Weizen“. Es ist eine fernere Stütze, wenn wir schliesslich noch darauf aufmerksam machen, dass die Traditionen der Stämme nach Norden und Westen weisen und dass bei einigen Stämmen geradezu die Erinnerung an das Meer oder den Meeresarm, über den die Väter gesetzt seien, sich erhalten hat. Auch in der Religion, sowie in den Sitten und Bräuchen finden sich solche Uebereinstimmungen mit dem Asiatischen Mutterlande, die ein zufälliges Entstehen an mehreren Stellen ausschliessen und nur durch Uebertragung von einem Lande zum andern erklärt werden können. Dass die Sage von der grossen Fluth, die allerdings der ganzen Menschheit gehört, sowie die Thurmbau-Tradition in überraschend genauer Uebereinstimmung

stimmung in dem neuen Continente wiedergefunden worden ist, ist an entsprechender Stelle bereits erwähnt. Die Mounds, von welchen die Rede war, erinnern sofort an die Hünengräber, sowie die Teocallis den Belosthurm und die Pyramiden in Americanischer Form darstellen (I. S. 257) — nicht als wenn die Ersten, welche in America einwanderten, bereits am Euphrat den Belosthurm, am Nil die Pyramiden gesehen hätten, sondern aus denselben kümmerlichen Ansätzen sind die einen hier, die andern dort erwachsen. Diese unscheinbaren Ansätze aber haben ihre Heimath in Asien. Manches andere weist bestimmter auf Ostasien hin, wie die auffallenden Uebereinstimmungen im Kalender zwischen Mexico, Tschina und Japan, die abergläubische Verehrung des Bären, dem man bei den Indianerstämmen an der Hudsonsbai genau so wie bei den Ostjaken in Sibirien feierliche Loblieder singt, wenn man ihn erlegt hat und ihn dann um Verzeihung bittet, dass man ihn getödtet hat. Der „drei geschickten Griffe" haben wir auch bereits Erwähnung gethan (I. S. 82). Dies alles kann freilich nicht beweisen, wohl aber uns in der Ueberzeugung bestärken, dass America seine ersten menschlichen Bewohner aus Asien erhalten hat. Nach Asien hin war bis vor noch vier Jahrhunderten seine lebendige Seite gewendet, die todte nach Europa; jetzt hat es freilich Asien den Rücken gekehrt und dem Erdtheile, der ihm den Namen gab und eine neue Bewohnerschaft und mit ihr neues Leben brachte, hoffnungsvoll sich zugewendet. Auf der Ostseite, wo die Europäer bei der Entdeckung eine geringe Bevölkerung und völlig menschenleere Strecken trafen, nahmen die Ansiedelungen der neuen Herren ihren Anfang, die früheren Besitzer zurückwerfend nach der Richtung, woher sie gekommen waren, und Schritt vor Schritt den Boden ihnen abringend, so dass in dieser Beziehung nach Jahrhunderten freilich keine Spur mehr auf Asien hinweisen wird.

Wir kommen zu den Australiern d. h. den Bewohnern des Australischen Continentes. Hier bedarf es bei einem Erdetheil, der so stiefmütterlich von der Natur behandelt ist, glücklicherweise kaum des Beweises, dass die verelendete Menschheit, die in dem Lande circulirt, nicht dort entstanden sein kann: sie ist eingewandert, das dürften wir auch, wenn die

Nachweise nicht in unseren früheren Untersuchungen bereits enthalten wären, sofort unterstellen, und nun fragt es sich nur, aus welchem Erdetheile und auf welchem Wege sie eingewandert ist. Es war zu einer Zeit beliebt, die Australischen Schwarzen mit den Schwarzen in Africa zusammenzustellen; aber nachdem genauere Kenntniss längst gelehrt hat, dass die Australier ausser der Hautfarbe nichts mit den Negern gemein haben, sind wir auch hier auf die Quelle, aus der wir überall die Menschheit hergeleitet haben, hingewiesen: auf Asien. Die Anknüpfung ist nicht schwer herzustellen: eine Inselwelt, der sogenannte Indische Archipel, vermittelt auch hier den Uebergang. An die Landzunge Malaka in Hinterindien schliessen sich, durch schmale Meeresstrassen getrennt, die Sunda-Inseln Sumatra und Java, und so gelangen wir von Insel zu Insel nach Neu-Guinea, welches selbst wieder durch eine schmale und seichte Meeresstrasse, die Torresstrasse, von dem nördlichsten Puncte Australiens, dem Cap York, getrennt ist. Das war das Australische Bab-el-Mandeb, hier entwickelte sich und entwickelt sich noch heute an dem Carpentaria-Golf, dem einzigen Meeres-Einschnitt von Bedeutung an der einförmigen Australischen Küste, das regste Leben. Es ist bezeichnend, dass gerade hier die vorgerückteren Stämme der Australier wohnen, während die rohesten Stämme auf der Südküste und Westküste getroffen wurden. Bei diesen Stämmen im Norden trifft man Fahrzeuge und Vertrautheit mit der See; je weiter man sich von diesem Brennpuncte entfernt, desto geringer wird diese Vertrautheit, bis man endlich auf der Südküste und Westküste auf Stämme stösst, die, obgleich am Meere wohnend, sich gar nicht auf die See wagen, ja sowenig Verkehr mit dem Wasser haben, dass sie nicht einmal schwimmen können. Das schliesst aber nicht aus, dass ihre Väter einst über die See in das neue Continent gekommen sind — wir werden der Beispiele mehr kennen lernen, wo den Nachkommen die nautische Fertigkeit der Vorfahren vollständig abhanden kommt, und zudem hat uns die Sprache bereits überzeugt, wie gerade die Australier mehr als jeder andere der hier in Betracht kommenden Menschenstämme aus besserer Vergangenheit zum Schlimmeren und Schlimmsten gesunken sind (S. 60).

Leider versagt uns die Sprache, während sie für die Stämme des Continentes den gemeinschaftlichen Ursprung

wahrscheinlich gemacht hat und dereinst wohl zweifellos machen wird, den Dienst, wenn wir sie zur Führerin anrufen auf dem Wege, der nach Asien hinüberführt, und wenn sie uns den Punct in Asien zeigen soll, wo wir die Australier anzuknüpfen haben. So geht es ja überall: die Arische Ursprache finden wir nicht mehr am Oxus, die Aramäische fanden wir schon in alter Zeit nicht mehr im Armenischen Hochlande. Der Zusammenhang ist auch in den Australischen Gewässern durch späteren Einschub fremdartiger Stämme zerrissen, und mit dem Zusammenhang hört auch die Gemeinschaft der Sprache auf, welche nun ihren Weg geht, sodass ein Verwandtschaftsverhältniss bald nicht mehr zu erkennen ist. Man hat in den Australischen Sprachen eine Aehnlickeit mit den Dravidensprachen finden wollen; wir wollen nicht darauf bauen, aber dass die Australier hier anzuknüpfen sind, hat grosse Wahrscheinlichkeit: ihre Sprache ist zu vorgeschritten, als dass sie die Anknüpfung an irgend einen Punct des einsilbigen Sprachengebietes in Hinterasien verstattete. Der Weg über Tschina war, so müssen wir annehmen, längst geschlossen, als diejenigen, welche die Urväter der Australier werden sollten, auf dem Wege nach dem Meere zu wanderten, das ihre Nachkommen hinüber auf die Inseln und dann auf das neue Festland führen sollte. Ihre Sprache beweist, wie wir gesagt haben, eine bessere Vergangenheit; ahnungsvoll richten wir unsere Blicke vom Australischen Continente auf das Gangesthal hinüber, welches eine solche Sprache zu zeitigen wohl geeignet war; dort mögen die Urväter der Australier mit denen der Draviden zusammengewohnt, von dort mögen die folgenden Geschlechter den Ganges abwärts, an die Hinterindische Küste und dort abwärts nach Malaka gelangt sein, bis dann von Insel zu Insel fortschreitend die fernen Nachkommen an der Torresstrasse den Fuss auf das neue Land setzten. Möglich, dass einst das Geschlecht der agglutinirenden Sprache die Länder rings um den Bengalischen Busen beherrschte und über Hinterindien bis nach Malaka hinab weit gebreitet war, und dass dann die Herrschaft der Völker mit einsilbiger Sprache, die nach dem Bengalischen Busen vordrängten, den Zusammenhang, der Australien einst an Indien knüpfte, zerriss. Eine südwärts abgedrängte Urbewohnerschaft haben wir in Tschina in den Miao-tse (S. 302) kennen

gelernt, und in Hinterindien sitzen in den Gebirgen und an den Flussmündungen die räthselhaften Moi, ein Geschlecht von schwarzer Gesichtsfarbe, krausem Haar und negerartigem Typus. Sie wichen vor den von Westen und Nordwesten her vordringenden Stämmen besserer Bildung zurück: ob sie vielleicht die verschollene Verbindung der Australier mit dem Asiatischen Festlande herstellen können, oder ob sie — was wahrscheinlicher ist — gerade diejenigen sind, die eben diese Verbindung abgerissen haben, muss genauere Kenntniss lehren. Ein anderer Ausweg blieb ja hier nicht der älteren Bevölkerung, die der jüngeren weichen musste. Was dann noch zu thun blieb, besorgten die Papuanen, welche sich von der andern Seite nach den Australien umgebenden Inseln vorschoben, und die Malayen, welche zuletzt in diese Gewässer kamen und sich auf den Sunda-Inseln und auf Malaka festsetzten.

So war ein Ablager eines einst blühenden Geschlechtes, losgerissen und weit abgeschleudert von den Wurzeln seiner Kraft, auf einem widerstrebenden Boden der Verkümmerung und Vereinzelung verfallen, die so gründlich gewirkt hat, dass zuletzt nichts mehr, als die Sprache, als Zeuge einer besseren Vergangenheit übrig blieb. Und hier wird das Zeugniss der Sprache besonders werthvoll: sie hat, wenn auch eine Verwandtschaft nicht mehr zu constatiren ist, die besseren Züge bewahrt, welche das geistig und körperlich verelendete Geschlecht der dünnbeinigen und dickbauchigen Wurzel- und Insectenesser an das Dravidengeschlecht und durch das Mittelglied der Brahui in Eran (I S. 169) an das grosse Kuschitische Geschlecht anknüpfen, dem das erste Leben am Ganges, Euphrat und Nil, wie im Kaukasus und in den Turanischen Steppen gehört. Sehr verschieden waren, wie wir gehört haben, die Geschicke dieses dunkeln Geschlechtes; aber keinem wurde es übler bereitet, als den Australiern: sie hat mehr als eine Gewalt gänzlich vom Leibe der Menschheit getrennt und einer Verkümmerung preisgegeben, die ohne Gleichen in der Geschichte der Menschheit ist. Darum stehen sie dem weissen Gesicht wehrloser, als irgend ein anderes farbiges Geschlecht gegenüber: ihre Zahl ist gering — die höchste Schätzung gibt 200,000 Köpfe an — und dass davon überhaupt noch einer existirt, könnte fast wie Schonung und Mitleid aussehen, wenn man nicht wüsste, dass die Besitzergrei-

fung Australiens kaum erst angefangen hat den Weissen der Mühe werth zu erscheinen.

Zwei unter sich und von den Bewohnern des Australischen Continentes körperlich und geistig verschiedene Rassen sind es, welche die Inseln in den Australien umgebenden Gewässern bewohnen: die Papuanen und die Malayo-Polynesier oder Oceanier, wie wir sie mit einem Worte nennen wollten. Die Papuanen wohnen auf dem Gürtel der Inseln, welche dem Australischen Continente zunächst liegen, von Neu-Guinea bis zu den Fidschi-Inseln hin; ausserdem finden sich auf den westlicher gelegenen und zu Asien gehörenden Inselgruppen (bis zu den Andaman-Inseln hin Reste einer älteren Bewohnerschaft unter verschiedenen Namen, (Melanesier, Alfuren, Negritos oder Australneger) die man, um die Zahl der Namen, mit denen die Völkerkunde ohnehin hier und da in nutzloser Weise überladen ist, zu beschränken, ohne Bedenken zu dem Papuanischen Stamme wird stellen können. Ihr besonderes Kennzeichnen, der büschelförmige Haarwuchs, hat uns eingehend beschäftigt (S. 178). Auch sonst stechen sie in ihrem ganzen Aeusseren von den Australiern so ab, dass man am Carpentaria-Golf, wo sie von Neu-Guinea herüber mit den Australiern verkehren, die kräftigen Papuanen-Gestalten unter diesen leicht herauskennen kann. Auch in Bezug auf den Stand ihrer Gesittung sind sie den Australiern trotz ihrer Menschenfresserei, die bei den Australiern nicht betrieben wird, bedeutend überlegen: ihre Wohnstätten (die sie auf Gerüsten aufschlagen, eine Art Pfahlbauten I S. 220) sind Paläste gegen die armseligen Laubhütten der Australier; sie haben den Australischen Stämmen ihrer Nachbarschaft Pfeil und Bogen gebracht, während tiefer im Continent noch die alte Waffe zur Erlegung der Thiere gebraucht wird, der sogenannte Bumerang, das gekrümmte Wurfholz, das die Australier freilich meisterhaft zu handhaben wissen; sie haben, was wichtiger ist, eben diesen Stämmen auch ihre freilich dürftige Bekleidung gebracht, für die den Australiern sonst das Bedürfniss abgeht: sie kämen völlig nackt in die Städte der Europäischen Ansiedler, wenn die Polizei es ihnen nicht wehrte, und wenn manche Stämme einen Gurt um den Leib tragen, so geschieht dies nicht aus Schamhaftigkeit, sondern um ihn, wenn der Magen leer geworden

ist, zuzuziehen, damit man den Hunger nicht spüre. Stellen wir dazu noch den verschiedenen Bau der Sprache (S. 43), so gelangen wir zu der Ueberzeugung, dass die Papuanen einst Fremdlinge in diesen Gewässern waren, welche auf die jetzt von ihnen bewohnten Inseln vordringend den Zusammenhang der Australischen Menschheit mit dem jenseitigen Festlande unterbrochen haben.

Aber woher kamen die Papuanen? Sie selbst erscheinen auf vielen Inseln als ein zurückweichendes Geschlecht, das der jüngeren und überlegenen Art, den Oceaniern, den Platz hat räumen müssen. Diese zeigen sich als die Herren der See, ein meergebornes Geschlecht, das nur Inseln und Küsten bewohnt. Sie haben ihre Herrschaft von der Osterinsel, die America so nahe liegt, dass von ihr bis zum nächsten Puncte des Südamericanischen Continentes noch nicht ein Drittel des Weges wie bis zum Australischen Continente ist, durch den Grossen Ocean und den Indischen Ocean bis hinüber nach Madagascar, der dem Africanischen Continente vorgelagerten Insel, gebreitet, also über 200 Längengrade hin, und ebenso von den Sandwich-Inseln im nördlichen Theile des Grossen Oceans bis auf Neu-Seeland im Süden, also über 60 Breitengrade. Solche Leistungen werden geradezu unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie einfach die nautischen Hülfsmittel der Oceanier sind den Zurüstungen gegenüber, womit wir das Meer bestehen: es sind lange, schmale Kähne, mit denen sie sich auf die hohe See wagen, 20—60, auch wohl bis 90 Fuss lang, und bis zu 5 Fuss breit; aber eine sinnige Vorrichtung haben sie erfunden, die sogenannten Ausleger: ein Schwebebalken, oder gleich ein zweites Boot wird mit dem Fahrzeug parallel gelegt und durch Querbalken verbunden, wodurch die Bodenfläche erweitert und die Ueberfluthung durch die Meereswogen und das Umschlagen des Fahrzeuges verhütet wird. Von der Seetüchtigkeit der Polynesier wissen die Reisenden nicht genug zu erzählen: sie kennen die Winde und Strömungen und richten sich bei der Fahrt, wie überall, wo der Compass unbekannt ist, nach dem gestirnten Himmel, den sie genau kennen und in eine bestimmte Anzahl Theile eintheilen. Sie sind tüchtige Schwimmer, tummeln sich — auch die Frauen — mit Lust in der schlimmsten Brandung umher; die Kinder können oft eher schwimmen als laufen. Beim Tauchen vermögen sie 3—4 Minuten, ja bis

zu 7 Minuten unter Wasser zu bleiben, wenn ihnen dabei auch das Blut aus Mund und Nase herausquillt. Reparaturen an ihren Booten vollziehen sie schwimmend und während der Fahrt, wie sie denn mit ihren Kähnen im Wasser spielen wie mit einem Ball: sie drehen dieselben um, um sich darunter zu verbergen, wenn ihnen die Kugeln der Weissen drohen; sie warfen sie mitten im Meer um, um die Spanier, welche sie mitgenommen hatten, zu ersäufen.

Bedenkt man nun, welche Anstrengungen es gekostet hat, America von Europa aus zu entdecken, so möchte man es für unmöglich halten, dass ein Naturvolk mit so einfachen Mitteln Wege von derselben Länge zurücklegen konnte. Der Weg von den Sandwich-Inseln bis zur nächsten Inselgruppe, etwa den Marquesas-Inseln, kommt einer transatlantischen Ueberfahrt ziemlich gleich, von den Endpuncten nach Osten und Westen, der Osterinsel und Madagascar zu schweigen, bei denen man gar keine Ahnung hat, wie diese primitiven Seefahrer, denen gegenüber die Phönikier des Alterthums eine unverdiente Ehre geniessen, hinüber gekommen sind. Und doch sind sie hinüber gekommen, dafür bürgt uns ein vollgültiges Zeugniss, die Sprache, die hier so recht ihre Macht beweist: sie zeigt eine enge Zusammengehörigkeit der einzelnen Glieder, die bei der Isolirung und dem weiten örtlichen Abstand dieser Glieder in Erstaunen setzt. Bereits Cook, der eine ziemliche Zahl jener Inseln des Grossen Oceans entdeckte, machte die Erfahrung, dass ein Bewohner der Insel Tahiti, den er an Bord hatte, (s. unten) sich mit den Maori, den Bewohnern von Neu-Seeland verständigen konnte. Ebenso fiel ihm, als er die Sandwich-Inseln entdeckt hatte, sofort auf, wie ähnlich die Sprache der Kanaken (d. i. der Sandwich-Insulaner) der der Tahitier ist. Die Sprachvergleichung hat diese erste Beobachtung nur bestätigen können: die Sprachen Polynesiens d. h. der östlichen Abtheilung der Oceanischen Rasse, sind unter sich eng verwandt, während sie wiederum ein leicht erkennbares Band der Verwandtschaft an die Sprachen der Malayen d. h. der westlichen Abtheilung anknüpft. Jene sind alterthümlicher geblieben, diese haben sich bei der grösseren Annährung an Asien reicher entwickelt.

Zweierlei dürfen wir aus dieser engen Verwandtschaft

der Polynesischen Sprachen schliessen: einmal, dass die Ausstreuung der Bewohnerschaft über jene entlegenen Inseln von einem Centrum aus erfolgt ist, in welchem die Sprache bereits ihre feste, specifisch Polynesische Gestalt erhalten hatte, sodann dass die Wanderungen einer verhältnissmässig jugendlichen Vergangenheit angehören. Das erste schliessen wir aus jeder Verwandtschaft der Sprachen; wenn aber hier die Verwandtschaft so eng ist, dass sich Tahitier, Maori und Sandwich-Insulaner verstehen konnten — das ist ja sonst auf den Sprachengebieten, wo die Verwandtschaft constatirt ist, nicht der Fall — so ergibt sich hier der besondere Schluss, dass die Sprache in fertigem Gepräge ohne zu grosse Zwischenräume von einer Inselgruppe zur anderen gebracht worden ist. Damit kommen wir auf das zweite: für die relative Jugendlichkeit der Wanderungen zeugt der Umstand, dass die Sprachen so wenig sich verändert haben bei den einzelnen Gliedern: wäre ihnen eine lange Frist verstattet gewesen, so mussten sie bei der gründlichen Isolirung auf den einzelnen Inselgruppen bis zur Unkenntlichkeit variiren, wie dies sich auf den anderen Sprachengebieten gezeigt hat.

Freilich konnte das einförmige Leben auf jenen Inseln, wo stets dieselben Objecte sich der Betrachtung darbieten, eine gewisse Stagnation wie in anderen Dingen so auch in der Sprache verursachen: die Sprache variirt, wie sich dies namentlich in unserer Familie zeigt, da rascher und gründlicher, wo der geistige Fortschritt lebendiger ist (S. 22). Ein einförmiges Leben in einer sich stets gleichbleibenden Natur wird man für die meisten Naturvölker geltend machen können, wie für die Australier, die meisten Indianerstämme und namentlich die Turanier: und doch sind diese Stämme in Bezug auf die Sprache sich nicht so nahe geblieben, dass sie sich einander verstehen, wir konnten vielmehr an manchen Stellen die grösstmögliche Beweglichkeit der Sprache constatiren, wie besonders bei den Turaniern (S. 39). Und wie sicher stände da der Schluss, dass es den Eskimo, da ihre Natur gewiss auf das Prädicat der Einförmigkeit Anspruch hat, möglich sein müsste sich den Polarvölkern der alten Welt, mit denen wir sie doch unbedingt in die engste Verbindung bringen müssen, verständlich machen!

In dem Ausstrahlungspuncte, wo er denn auch gewesen sein mag, muss der Urstamm den Grund gelegt haben zu der Vertrautheit mit dem Meere, die, wachsend mit der grösseren Entfernung vom Festlande, endlich bis zu dem Grade gedieh, dass man so staunenswerthe Fahrten unternehmen konnte — mit anderen Worten: der Ausstrahlungspunct muss am Meere oder im Meere gelegen haben. Die Inselgruppen wurden eine nach der anderen — durch Zufall, wie bei unseren Entdeckungen, (wofern sie nicht so nahe lagen, dass man sie sehen konnte) — aufgefunden und besiedelt. Fast allerwärts traf man bei den Eingeborenen, die die ersten Menschen auf ihrer Insel waren, die Erinnerung an ihre Einwanderung und den Ort, von wo dieselbe ausgegangen sein sollte; hier und da wusste man auch die Zahl der Geschlechter, die nach der ersten Einwanderung gefolgt sein sollten, genau anzugeben, sodass man die Zeit der Einwanderung ungefähr zu bestimmen versuchen konnte. Die Maori auf Neu-Seeland geben sogar noch die Zahl und die Namen der Schiffe an, auf welchen ihre Väter eingewandert, und zeigen die Stellen an der Küste, wo sie gelandet seien; nach dem Verzeichniss ihrer Häuptlinge hat man berechnet, dass die Einwanderung vor etwa fünf Jahrhunderten stattgefunden hat. In gleicher Weise konnte man für die Besiedelung der Sandwich-Inseln das fünfte (nach anderer Rechnung das zehnte) Jahrhundert unserer Zeitrechnung ausrechnen. Freilich sind diese Rechnungen sehr unsicher, wie der Boden, worauf sie gegründet sind; auf die genaue Bestimmung des Jahres oder auch Jahrhunderts der einzelnen Einwanderungen braucht es uns nicht anzukommen, der Umstand aber, dass die Traditionen sich überall so frisch erhalten haben, mag es uns bestätigen, dass wir die Wanderungen nicht in zu ferne Zeiten zurückzusetzen haben. Nun heisst die grösste Insel der Sandwich-Gruppe Hawaiï, und ebenso nennen die Maori wie die Marquesas-Insulaner den Namen ihrer Urheimath Havaiki, und in der Mitte zwischen den Sandwich-Inseln, Marquesas und Neu-Seeland liegt die S a m o a-Gruppe, auch die S c h i f f e r-Inseln genannt, wo derselbe Name in der Gestalt Savaiï erscheint. S a v a i k i (S. 101) s c h e i n t a l s o d a s s p e c i e l l P o l y n e s i s c h e A r a m - A r y a n a g e h e i s s e n z u h a b e n, das, ursprünglich gewiss ein geographischer Platz, bei den Polynesiern, wie Airyana bei den Eraniern, zu einem

mythischen Begriff geworden ist: es ist das Land, aus welchem die Urväter gekommen waren, und bezeichnet nun auch das Paradies, in welches die Verstorbenen zurückkehren. Entkleiden wir das Wort dieser mythischen Zuthat, und suchen wir seinen geographischen Platz, so dürfen wir mit gutem Grunde annehmen, dass die Samoa-Gruppe, so wie sie so ziemlich die Mitte hält zwischen den entferntesten Gruppen Sandwich, Marquesas und Neu-Seeland, der gesuchte Ausstrahlungspunct speciell für die Inselwelt des grossen Oceans ist. Bestätigend kommt folgendes dazu: ein Tahitier Namens Tupaya, den Cook mitnahm, zeichnete diesem eine Karte der ihm bekannten Inseln, von den Fidschi- bis zu den Marquesas-Inseln; darauf zeichnete er Savai durch eine besondere Grösse aus und machte den Zusatz „der Vater aller Inseln“. Auf Tahiti muss also die Tradition gewesen sein, dass die Bevölkerung der bezeichneten Inseln von dem Samoanischen Savai abstammen.

Die einmal gefundenen Wege geriethen, sowie sie die Errungenschaft einer bereits erlangten nautischen Fertigkeit waren, nicht überall in Vergessenheit: die Europäischen Entdecker fanden, wie uns die Karte des Tupaya beweist, die Spuren eines Verkehrs, der von den Fidschi-Inseln bis hinüber zu der Marquesas-Gruppe, also durch 40 Längengrade reichte. Man fuhr aus (wie auch die Beringsvölker thun) in grosser Gesellschaft mit Weib und Kind, um neue Inseln zu entdecken und zu besiedeln, oder auch um mit den bereits besiedelten Inseln Handelsverbindungen anzuknüpfen, und auf diesen Fahrten wurde manches Fahrzeug von den tückischen Wogen weit in die Wasserwüste verschlagen, dass es spurlos verscholl, manches andere landete an einer fernen Insel, wo man sich häuslich einrichtete und ein neues Geschlecht begründete, das nun der Verbindung mit der übrigen Welt der Polynesischen Meeresbewohner entrückt war und so lange entrückt blieb, bis die Europäer es aus der Vereinsamung befreiten. So mag man sich die Besiedelung von Inseln denken, die von der nächsten Gruppe weiter entfernt sind, als America von Europa. Hier spielte also der Zufall die Rolle, und beglaubigend treten Berichte hinzu von Fahrten solcher Art, welche man beobachtet hat. Ein Japanisches Schiff wurde durch einen Sturm auf die hohe See getrieben und landete nach siebenzehnmonat-

licher Fahrt, nachdem von 40 Insassen 33 umgekommen waren, an der Küste Californiens. 1824 sandten die Bewohner der Polynesischen Insel Anaa drei Doppelboote aus, um dem neuen König von Tahiti ihre Huldigung darzubringen. Ein Sturm warf die Schiffe auseinander und eines traf man nach monatelanger Fahrt auf einem entfernten Eilande; es hatte acht seiner Insassen verloren und wusste über das Schicksal der beiden anderen Fahrzeuge nichts zu sagen. Man nährte sich in solchen Fällen mit den Fischen, die man fing, und mit Regenwasser, oder Seewasser, welches man aus grösserer Tiefe schöpfte, wo es weniger salzig ist.

Hier ist namentlich merkwürdig die am Ostertage des Jahres 1721 entdeckte Osterinsel, ganz aus der Welt gelegen und doch durch die Sprache an die grosse Oceanische Familie gebunden. Hunderte von steinernen Bildsäulen, 30—40 Fuss hoch, und Reste von anderen Steinbauten aus vergessener Zeit fand man auf der Insel: man glaubte daraus den Schluss ziehen zu dürfen, dass die jetzige Bewohnerschaft der Insel nicht die erste sei, dass vielmehr vor ihnen ein ausgestorbenes Culturvolk dort gewohnt habe, von welchem jene Steinbauten herrührten. Aber die dieses behaupteten, sind den Beweis schuldig geblieben; die Behauptung, für die auch sonst keine Thatsachen sprechen, bricht schon dadurch zusammen, dass man ähnliche Bildwerke, wenn auch nicht so colossal und nicht aus Stein, sondern aus Holz gearbeitet, heute noch auf manchen Inseln trifft; es sind Bilder irgend eines Schutzgottes, die man, wenn der Gott nicht geholfen hatte, nicht beachtete, ja ebenso schnell wieder umwarf, wie man sie errichtet hatte. Hier zeigt sich also recht deutlich, wie ein Geschlecht in der Vereinzelung verkümmern kann: die Oster-Insulaner haben den Steinbau verlernt und den Ursprung der Ruinen vergessen, ja sie haben, während ihre Vorfahren doch erst, wenn man den Ueberlieferungen trauen kann, vor 4—5 Jahrhunderten zu Schiffe auf die Insel gekommen sind, den Verkehr mit dem Meere, welches doch stets um ihr Eiland lockend seine Wogen kräuselte, gänzlich aufgegeben. Nun wundern wir uns nicht mehr, wie den Stämmen an der Südküste Australiens die Ruderboote und sogar das Schwimmen abhanden kommen konnte (S. 322). Aehnliches hat sich auf andern Inseln des Grossen Oceans zugetragen, wo die Reste alter Tempelbauten, die sogenannten Marae, ragen, bei denen noch besonders bemerkenswerth ist,

dass der pyramidenartige, terrassirte Bau genau an die Teocallis der Americaner und an den Belosthurm zu Babylon erinnert. Da konnte freilich die auf eine solche Insel verschlagene Menschheit zuletzt ganz vergessen, wie sie dahin gekommen, wie es den Guanchen, der ausgestorbenen Bewohnerschaft der Canarischen Jnseln, erging, die keine Ahnung davon hatten, dass jenseits des Meeres ein Festland sei und auf die Frage der Spanischen Missionäre, wie sie auf ihre Inseln gekommen seien, die naive Antwort gaben: Gott habe sie dahin gesetzt und dann verlassen und vergessen. (Peschel, Ausland 1869). Die Guanchen gehörten zum Berberstamme; bestätigt es sich aber, was neuerdings behauptet worden ist, dass die Canarischen Inseln noch spät eine Germanische Bewohnerschaft erhalten haben, nämlich von den zur Zeit der Völkerwanderung nach Africa übergesetzten Vandalen, deren Spuren man auf den Inseln entdeckt haben will, so sind dort zwei Geschlechter in der Vereinsammung so herabgekommen, dass sie den Gebrauch der Schiffe vergassen, von denen die Vorfahren doch einst hinübergetragen worden waren. Und das zweite Geschlecht hätte dazu noch den Gebrauch des Eisens und das mitgebrachte Christenthum eingebüsst, dessen Stelle das alte Heidenthum wieder eingenommen hatte. Keine anderen Beispiele sind geeigneter, den Nachweis, wie Naturvölker sinken können (S. 56), mit mathematischer Präcision zu führen.

Bei solchen Fahrten, wie sie die Besiedelung der Osterinsel voraussetzt, kann es merkwürdig erscheinen, dass die Polynesier, die Zigeuner des Meeres, wie man sie genannt hat, nicht auch auf die Continente Australien und America gelangt sind. Möglich war dieses allerdings, und weil es möglich war, ist auch mehr als einmal die Behauptung aufgestellt worden, dass America wenigstens einen Theil seiner Bevölkerung von Polynesien aus erhalten habe. Aber es ist nicht geschehen, und dafür ist, abgesehen von der Flora und Fauna der Inseln, die auf Asien hinweisen, die Sprache der vollgültige Zeuge: so lange nicht Polynesische Idiome in America nachgewiesen werden, sind wir berechtigt, jeden Schein einer Polynesischen Einwanderung in America für Täuschung zu halten. Einen Kahn voll Menschen, der etwa an die Americanische Küste verschlagen worden wäre, dort aber in der bereits vorhandenen Bevölkerung untergegangen wäre,

könnten wir freilich nicht eine Einwanderung nennen. Die Aehnlichkeit in manchen Sitten und Bräuchen, namentlich auch im Typus, welche man zu Beweisen für diese frühe Verschwisterung Americas mit den Polynesiern zuzuspitzen bemüht war, lässt sich zwangslos auf einen aus gemeinschaftlicher Quelle, aus Asien hergeleiteten Urbesitz zurückführen.

In der Samoa-Gruppe haben wir den Ausgangspunct der Wanderungen für die östliche Abtheilung der Oceanischen Rasse, für die Polynesier erkannt, Savaiki war der Name dieses Ausgangspunctes. Bei der westlichen Abtheilung bildete die Halbinsel Malaka und die vorliegenden Sunda-Inseln, namentlich Sumatra, einen Mittelpunct, wie die Samoa-Gruppe bei der östlichen. Von hier aus wurde, querüber durch den Indischen Ocean, der Weg nach Madagascar gefunden — dieselbe Leistung nach dem äussersten Westen und dem Africanischen Continente hin, wie die Besiedelung der Osterinsel nach Osten und America hin. Für den Weg, der von den Sunda-Inseln nach Madagascar führte, gibt uns der Umstand einen Fingerzeig, dass man auf dem Südrande von Ceylon sowie auf den Vorderindien vorgelagerten Malediven die Malayische Sprache getroffen hat. Die Besiedelung Madagascars muss, wie man aus verschiedenen Anzeichen geschlossen hat, ebenso einer verhältnissmässig kurzen Vergangenheit angehören, wie die Besiedelung der Polynesischen Inselgruppen, wovon die Rede war. Eine vorgefundene Bewohnerschaft, welche an das Africanische Continent anknüpft, wurde in den westlichen Theil der Insel zurückgedrängt.

Wie bringen wir nun die westliche Abtheilung, die Malayen, mit der östlichen, den Polynesiern, zusammen? Wo war der gemeinsame Ausgangspunct beider, nach dem zu suchen uns die Gemeinsamkeit der Sprache zwingt? „Die Heimath (der Oceanischen Rasse) lag im südöstlichen Asien, entweder auf den grossen Sundainseln oder auf den Ausläufern des Festlandes. Von diesem Herde aus schwärmte ein Theil der seetüchtig gewordenen Familie gegen Osten aus und bevölkerte die Eilande der Südsee bis zur Havaigruppe gegen Nordost und der Osterinsel im äussersten Osten“ — so sagt Peschel (Völkerkunde) und gibt damit der herrschenden Ansicht Ausdruck. Man glaubte den Ausgangspunct der Rasse da suchen zu müssen, wo dieselbe am dichtesten auftrete. Wo müsste

man aber dann den Ausgangspunct der Arier suchen? Hat uns nicht das Beispiel der Aramäer und Arier, wie der Wolchen in Europa und in America der Azteken gezeigt, dass gerade die Stammländer einer weit gebreiteten und zu geschichtlicher Bedeutung berufenen Bevölkerung am gründlichsten durch nachrückende fremdartige Stämme verwischt werden? Das ist derselbe Irrthum, wie derjenige, welcher die Kopfzahl des Arischen Urstammes auf „Millionen, ja Dekaden von Millionen" anschlägt (I. S. 230). Wäre auf der Landzunge Hinterindiens der Ursitz der Malayischen Rasse, so müsste man, da sich an einem Küstensaum ein so weitverbreiteter Menschenschlag mit seiner specifischen Sprache nicht entwickelt haben kann, die Spuren Malayischer Entwickelung rückwärts in das Continent hinein verfolgen können. Nun besitzen die Malayen nicht einmal die Halbinsel Malaka ganz, und sowie wir dem Rumpfe Hinterindiens näher kommen, stossen wir sofort auf das Gebiet der einsilbigen Sprachen, die den schneidendsten Gegensatz bilden zu den Malayischen Idiomen mit ihren zweisilbigen Wortgebilden. Durch Tschina kann der Weg nicht geführt haben, denn Tschina d. h. das Geschlecht der einsilbigen Spache besass den Asiatischen Osten, ehe es Malayen gab, und der Stamm, der sich hinein gewagt hätte, wäre entweder Tschinesich geworden oder untergegangen. Auch der Weg, den wir für die Australier construirt haben (S. 323), kann den Malayen nicht zu Gute kommen: gegen eine Anknüpfung an das Gangesthal, südwärts des Himalaya, sodass die Malayen die verfeinerte Dravidenart darstellten, spricht mit aller Entschiedenheit der Rassentypus, wovon gleich die Rede sein soll, und die Sprache ist ihr auch nicht günstig, da der Gegensatz Präfigirung und Suffigirung, wenn er auch an sich nicht beweisend ist, hier beweisend wird, wo der Mangel jeglicher anderen sprachlichen Anknüpfungspuncte dazu tritt.

Auf dem Asiatischen Festland finden die Malayen also hier keinen Anschluss, vielmehr zeigt sich auf den ersten Blick, dass sie von Sumatra auf das Festland übergegangen sind, nicht umgekehrt. So melden es auch ihre geschichtlichen Nachrichten, die von einem Reiche auf Sumatra erzählen, von wo aus im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung — also keineswegs in einer unnahbaren Vergangenheit — Singapore auf der gegenüberliegenden Halbinsel Malaka besetzt wurde.

Wer hier von einer Rückwanderung spricht, von dem darf man mit Recht verlangen, dass er die Spuren der ersten Wanderung nachweist. Ebenso zeigt sich auf den ersten Blick, dass die Malayen wie die Papuanen in jenen Gewässern die späteren Eindringlinge sind, die, wie wir sagten, den Zusammenhang, der einst von Indien nach Australien reichte, zerrissen haben. Und der Zug dieser Wanderungen ging von Osten nach Westen, nicht umgekehrt: die Sprachen der Polynesier zeigen nach dem Zeugnisse W. v. Humboldt's die ältere und ursprünglichere Gestalt und können nicht aus den reicher entwickelten Malayischen Sprachen hervorgegangen sein; sie sind vorwiegend vocalisch, arm an Consonanten, was bei den niederen Rassen die grössere Ursprünglichkeit bezeichnet (S. 105). Freilich ist diese übermässig ausgedehnte Herrschaft der Vocale gerade bei den Polynesischen Sprachen zum Theile einem Verfalle zuzuschreiben, der die consonantischen Laute, anstatt sie zu entwickeln, verdünnte, sodass sie zuletzt ganz verschwinden konnten, „in's Wasser fielen“ (Peschel). Das war eben der Entwickelungsgang, der die Polynesier wie in allem, so auch in der Sprache von vornherein d. h. seit sie ihre Inseln bewohnen, nicht aufwärts, sondern abwärts führte. Wenn dagegen in den Malayischen Sprachen die Zahl der Consonanten steigt, so bezeichnet dies, wie überall in der Sprachentwickelung, den vorgerückten Stand, welcher die Consonanten ausbildet, und dieser Reichthum ist, wie überhaupt die Culturschätze, welche die Malayen den Polynesiern überlegen erscheinen lassen, dem Verkehre mit der benachbarten Indischen Civilisation zuzuschreiben — wie denn auch den Malayen ihr Name von den Indern gegeben worden ist: Malaya, Malayala ist der Name eines Stammes der Draviden an der Vorderindischen Küste: der Name wurde auf die Hintersassen auf Sumatra übertragen. (Auch an den Namen der Malabarküste darf man erinnern, ebenso an die Malediven, vom Indischen Malaya-dvipa d. i. Malayen-Inseln).

Soll also jenes Savaiki in der Samoa-Gruppe der gemeinschaftliche Ausgangspunct auch für die westliche Abtheilung sein? Und wäre die Oceanische Rasse wirklich eine Meeresgeburt? Auch dies ist nicht anzunehmen. Auf Inseln ist keine Menschheit entstanden. Die Inseln sind überall abhängig von dem nächsten Continent (S. 246), sie zeigen in der Thier-

und Pflanzenwelt dieselben Erscheinungen, die Pflanzen, deren Samen durch die Meeresströmung oder durch Vögel oder durch das einwandernde Menschengeschlecht hinübergetragen werden konnten, die Thiere, die durch Schwimmen oder Fliegen oder durch die Beihülfe des Menschen hinüberkamen; und so hat auch der Mensch vom Festlande aus die Inseln erst aufgesucht, diese erhielten erst ihre Bewohner aus dem Vorrath des Continentes — wie man denn die Mehrzahl der Inseln, namentlich alle, die vom Festlande weiter entfernt liegen, menschenleer gefunden hat und viele heute noch leer sind. Es wird niemals gelingen für irgend eine Insel eine autochthone menschliche Bewohnerschaft nachzuweisen, die mit der des nächsten Continentes nicht in Beziehung stände. Wo sich eine dem Continente fremde Bevölkerung auf der benachbarten Insel findet, da hat man es eben mit einer Einwanderung zu thun, wofür uns gerade die Oceanische Rasse so manche Beispiele liefert. Vollends aber wird man bei den Polynesiern von einem Autochthonenthum Abstand nehmen, wenn man die physische Beschaffenheit jener Inseln in's Auge fasst: „Man wird mit vollstem Recht behaupten können, dass nirgends auf der ganzen Welt, die höchsten Polarkreise ausgenommen, die Verhältnisse für die Entwickelung des Menschengeschlechts so ungünstig sind, als auf den Inseln des Stillen Oceans, auf diesen in der Unermesslichkeit des Meeres so verschwindend kleinen Puncten, die, wenn sie einmal etwas grösser sind, im Inneren so hohe Berge oder so unfruchtbare Strecken haben, dass nur der Strand bewohnt werden kann" (Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker). Dazu kommt der Mangel an Hausthieren: nur der Hund, das Schwein und das Huhn hat man vorgefunden, die übrigen haben die Europäer zuführen müssen — sodass der (wie bei den Papuanen S. 249) auf manchen Inseln getroffene Reichthum der Pflanzennahrung illusorisch wird. Solche Verhältnisse erklären eben den Rückgang der Polynesier, von dem die Rede war, zur Genüge: was sie haben von Cultur, ist nicht mehr das, was sie hatten — wie schon die vergessenen Steinbauten beweisen; und doch haben sie mehr als ein Geschlecht haben würde, welches auf jenen Inseln erwachsen wäre; denn dies könnte nur ein ganz rohes, jeder Cultur und Culturfähigkeit baares Volk sein. Nun lassen freilich die Polynesier an Rohheit meist nichts zu

wünschen übrig, da sie das Fleisch der geschlachteten Menschen mit Lust verzehren — eine Rohheit, die hier um so widerwärtiger wird, je reichlicher die Natur oft ihre Gaben zum Lebensunterhalt ausstreut. Aber bei alledem sind ihnen Züge aufgeprägt, die an eine bessere Heimath erinnern, ihre ganze Art und Anlage, körperliche wie geistige, kann nicht das Product einer armseligen Existenz in ihrer jetzigen Meeresheimath sein: dies geht schon aus dem Geschick hervor, mit dem sie auf die von den Europäern gebrachte Cultur — schneller und leichter, als die farbigen Brüder der anderen Rassen — eingingen und eingehen.

Savaiki weist uns also auf ein Festland hinüber, und in einer Zeit, in welcher man nicht kühn genug war, Asien für dieses Festland zu nehmen, ersann man ein anderes Auskunftsmittel: man liess zwischen Asien und America ein Continent versunken sein, das nun der Grosse Ocean wie ein gewaltiges „Leichentuch" zudeckte und dessen ehemalige Berggipfel jetzt als Inseln aus dem Wasser hervorragten. Die Hypothese ist alt und zählt noch heute ihre Anhänger; wir haben uns (I S. 133) selbst darauf berufen, als wir uns über Ursache und Verlauf der Katastrophe, die wir Sündfluth nennen, einen Begriff zu bilden hatten; sie würde auch den Streit über die Herkunft jener Inselbewohner mit einem Schlage beseitigen. Gewiss sind die heutigen geographischen Verhältnisse alle einmal g e w o r d e n, einmal hat sich die Beringsstrasse geöffnet, um die Wasser des Grossen Oceans mit dem Eismeer zu verbinden, wie einmal auch der Durchbruch bei Gibraltar, bei Calais und anderwärts erfolgt ist. Freilich duldet der heutige Stand der geologischen Wissenschaft nicht plötzliche Katastrophen und erkennt vielmehr in den Erdumwandlungen die Wirkungen der langsam und unausgesetzt arbeitenden Kräfte der Natur. Aber wer sich dieses Versinken des Continentes im Grossen Ocean im Laufe langer Jahrtausende langsam vollzogen denkt, für den wird die Hypothese werthlos, da sie nicht erklärt, warum so viele jener Inseln menschenleer getroffen wurden, und da sie für diese Insel-Menschheit ein Alter postulirt, was wir ihr nach unseren besseren Erfahrungen nicht einräumen können. Haben wir zur Erklärung der Sündfluth vielleicht ein zu gewaltsames

Ereigniss vermuthet, eine gewaltsame und plötzliche Katastrophe muss es gewesen sein, da bei langsamem Schwinden des trocknen Bodens jeder sich bei Zeiten zurückziehen konnte und kein Mensch zu ertrinken brauchte. (Dasselbe lässt sich von jenem „Lemurien" sagen, wo die Knochen des Urmenschen im Ocean begraben sein sollen I S. 134). Wir verzichten, wie wir es (S. 310) bereits gethan, als es sich um die erste Einwanderung in America handelte, auf alle derartigen Hypothesen — aus dem einfachen Grunde, weil wir sie nicht brauchen und die Erscheinungen auf Grund der jetzigen Verhältnisse der Erdoberfläche zu erklären vermögen, wenn wir uns damit die Sache auch etwas schwerer machen.

Das Festland aber, an welches wir die Oceanische Rasse anzuschliessen haben, kann kein anderes sein, als Asien. Dies bezeugt zunächst die Pflanzen- und Thierwelt der Inseln, welche auf Asien hinweist. Sodann spricht der Rassentypus hier wieder eine so vernehmliche Sprache, dass kaum ein Zweifel entstehen kann: die Oceanische Rasse hat sowenig wie die Americanische, besondere Merkmale und erweist sich dadurch sofort als eine abgeleitete; dagegen weisen ihre Merkmale unzweideutig auf die Asiatische Rasse hin. Die Hautfarbe ist keineswegs überall braun, wie man sie kurzer Hand zu bezeichnen pflegt, — sowenig wie sie bei der Americanischen Rasse durchweg kupferroth ist, sondern hier heller (bei den Malayen schmutzig gelb), dort dunkler, aber nirgends schwarz. Der Haarwuchs ist derselbe wie bei der Asiatischen Rasse, die Backenknochen mehr oder weniger vorstehend, damit verbunden hier und da ein mässiger Prognathismus, und man will beobachtet haben, dass die schiefen Augen der Asiatischen Rasse um so häufiger auftreten, je näher man Asien kommt — worin man freilich auch wieder die Spuren einer Vermischung erkennen kann. Darum konnte Peschel auch die Oceanische Rasse zu seinen „mongolenähnlichen Völkern" zählen, womit wir aus denselben Gründen wie bei der Americanischen Rasse, nicht einverstanden sein können.

Nun mag sich auch ergeben, an welchem Puncte des Asiatischen Festlandes wir etwa die Anknüpfung für die Oceanier suchen: in Tschina ihr Hinterland zu erkennen ver-

wehrt uns die Sprache, so bleibt nur die nördliche Abtheilung der Asiatischen Rasse, das Turanische oder speciell Mongolische Gebiet. Die Reste einer dunkelfarbigen Urbevölkerung haben sich auf den Japanischen Inseln erhalten: es sind die wegen ihrer Behaarung bekannten Aino. Diese sollen noch im 6. Jahrhundert v. Chr. (v. Hellwald, Ausland 1873) den nördlichen Theil von Nipon, wie die grössere der Japanischen Inseln heisst, behauptet haben, und erst allmählich von den nachrückenden Japanesen nordwärts auf die Insel Yesso zurückgedrängt worden sein, wo sie sich in geringer Zahl bis heute behauptet haben. Diese, ein Stamm ohne Cultur, haben gleichwohl ihre Traditionen bewahrt: sowie sie von dem verführerischen Weibe, das dem Manne den Apfel reichte, zu erzählen wissen, so haben sie auch die Erinnerung bewahrt, dass sie von Westen her, also vom Asiatischen Festlande gekommen seien. Die Japanesen selbst halten sich für die Autochthonen ihrer Inseln; aber ihr vermeintliches Vorrecht zerrinnt, wie bei so vielen andern Völkern, vor dem Ausweis der Thatsachen: auch sie müssen von Westen her eingewandert sein, hinter den dunkelfarbigen Stämmen von minderer Cultur her, das jüngere Geschlecht hinter dem älteren. Hier knüpfen wir denn auch zunächst die Papuanen an, das ältere Geschlecht, welches den Vortrab bildete, dem sodann das jüngere Geschlecht, die eigentlichen Oceanier, den Typus treuer bewahrend und dem älteren, wie immer, überlegen, auf dem Fusse folgte, südwärts in die Gewässer, wo der Indische und der Grosse Ocean ineinanderfliessen. Ueber die Papuanen kann das letzte Wort erst gesprochen werden, wenn ihre Sprachen, namentlich in ihrem Stammsitze Neu-Guinea, genauer untersucht sein werden; bestätigt es sich, was ein gründlicher Kenner behauptet hat, dass ihre Sprachen, ausser in der vorwiegenden präfigirenden Bildung auch sonst in den Grundelementen der Sprache, wo Entlehnung ausgeschlossen ist, z. B. in den Fürwörtern und in den determinirenden Affixen, mit den Polynesischen Sprachen zusammentreffen, so ist trotz ihrer Rassendifferenz ihr Zusammenhang mit den Polynesiern, also auch mit den Malayen entschieden und wir dürfen fortan von einer grossen Oceanischen Rasse reden, in welcher die Papuanen dieselbe Stellung haben, wie die Hottentotten in der Africanischen Rasse. Es kommt

dazu, dass ausser dieser Grundgemeinschaft der Sprache noch manches andere (namentlich in Religion und Bräuchen), wo nur von Weiterbildung einer Urgemeinschaft, nicht von Entlehnung die Rede sein kann, die Papuanen an die Polynesier bindet Und über die Herkunft dieser Oceanischen Rasse braucht nunmehr auch kein Streit mehr zu sein; unbeschadet der eigenartigen Entwickelung ihrer Sprachen rücken die zweisilbigen Wortgestalten die Oceanier zwanglos den Japanesen und Koreanern näher, als etwa den Tschinesen oder den Siamesen in Hinterindien. Die Japanische wie die Koreanische Sprache sollen aber in einem entfernten Verwandtschaftsverhältniss zu den Turanischen Sprachen stehen, und dass neben den streng suffigirenden Turanischen Sprachen die präfigirende Bildung in Nordasien nicht unerhört ist, haben wir gesagt (S. 46). Umgekehrt ist in den Sprachen der Oceanischen Rasse die Suffigirung neben der Präfigirung nicht ausgeschlossen (S. 45), und besonders bemerkenswerth ist, dass in der Sprache der Elice- und der Tokelau-Inseln (gleich nordwärts der Fidschi-Inseln) die Suffigirung in einem gegen die anderen Sprachen abstechenden Maasse auftritt, so dass man gerade die Bevölkerung dieser Inseln für den ältesten Theil der Polynesischen Bevölkerung ausgeben konnte (Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker).

Vielleicht kommen uns auch hier die Traditionen zu Hülfe: P u r o t u, Pulotu, nach sehr wahrscheinlicher Erklärung B u r o - t u d. i. das heilige Buro, kehrt auf verschiedenen Inseln als der Name des Polynesischen Eden wieder, von wo die Götter gekommen sein sollen, welche den Inseln ihre erste Bewohnerschaft brachten und wohin auch die Seelen der Verstorbenen zurückkehren — so namentlich auf der Samoa-Gruppe. Damit tritt Savaiki (oben 329), der jüngere Concurrent, gegen den älteren zurück: B u r o i s t d a s A r a m - A r y a n a d e r O c e a n i s c h e n R a s s e u n d S a v a i k i v e r h ä l t s i c h d a z u w i e S e m zu A r a m. Dieses Buro suchen wir in K o i r e a, wohin uns auch die Japanischen Einwanderungen wesen; von dort mag der Weg erst südwärts gegangen sein, in beständiger Fühlung mit dem Continente, von Insel zu Insel, bis hinab nach Neu-Guinea und zu den Sunda-Inseln. Das ältere Geschlecht, die Papuanen, kam über diese Grenze nicht hinaus; aber das jüngere, sowie es die Richtung, die nach

den Sunda-Inseln geführt hatte, verfolgte, war reif geworden auf der See, um auch den Grossen Ocean zu bestehen und eine Aufgabe zu lösen, die uns in Staunen setzt: jetzt ging es hinüber von den Philippinen etwa auf die Carolinen und Marianen, von dort auf die Marshalls-Inseln, dann auf die Samoa-Gruppe, welche nun der Ausgangspunct für so viele andere Fahrten werden konnte, die uns für den ersten Blick unmöglich erschienen.

So war die Gabelung erfolgt, die den einen Zweig, die Polynesier, nach Samoa brachte, den andern, die Malayen, zu einem besseren Geschick in die Nachbarschaft der Indischen Cultur führte; dort in Malaka die Heimath der Rasse zu suchen war eine Verwechslung, die den Endpunct dieser Linie für den Ausgangspunct nahm. Von Korea aber rückwärts ahnen wir den Weg über Tschina hin durch das Mongolengebiet, den diejenigen einst gingen, welche die Urväter der Oceanier werden sollten — womit die Linie, die bis zum Hindu-Kusch zurückleitet, auch hier hergestellt wäre.

XVI.

Rückblick und Zusammenfassung. Die Uebereinstimmung in den Traditionen und Bräuchen und die „Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise.“ Noch einmal die Ursprache.

Am Schlusse unserer Wanderung durch die Urgeschichte unseres Geschlechtes werfen wir, wie billig, einen Blick zurück auf das, was wir gesehen, auf die Gestalten, die an uns vorüber gezogen sind. Von dem aus, was am Wege lag und unseren Blicken zugänglich war, haben wir überall der Spur dessen, was die nebligen Fernen unseren Blicken entzog, nachzugehen uns bemüht. Hier und da schwand uns der Boden unter den Füssen und eilige Rückkehr schien geboten; „kühne Seglerin Phantasie, wirf ein muthloses Anker hie!“ rief auch uns der Dichter zu. Eine ganze Welt der Entwickelung, die Zeit der werdenden Menschheit, ist für uns begraben; wir haben sie nur mit Muthmassungen erreichen können. Niemand hat seine Abkunft selbst gesehen, sagt Telemach, als er gefragt wurde, ob er in Wahrheit der Sohn des Odysseus sei. Das Wort des naiven Knaben kann die ganze Menschheit von sich sagen: wo wir sie sehen, da ist sie bereits der Baum, der in die vielen Aeste und Zweige gespalten ist, die wir Stämme und Völker nennen; das Frühlingsleben, das den Stamm emportrieb und die Zweige sprossen liess, haben wir nur ahnen können.

Vorsichtig verfolgte Spuren haben uns auf das Land am

Hindu-Kusch als den Wohnplatz der ersten Menschen, den Ausgangspunct der Menschheit geleitet; wir haben den Wanderungslinien nachgespürt, auf denen die Menschheit zu der Zeit, wo sie nichts besass, während ih ralles gehörte, auszog, um Besitz zu ergreifen von der weiten Welt, die für sie geschaffen war. Die unwiderstehliche Gewalt trieb sie, als sollte sie ihren Beruf erfüllen, hinauszuwandern immer weiter in die unbekannte Ferne; nicht Berge, nicht Flüsse, selbst nicht das Meer sollte sie an der Erfüllung dieses Berufes hindern. Und als der Beruf erfüllt und die Länder vertheilt waren, da kam zu dem negativen Pol der positive, der sie verharren liess auf dem Boden, der nun ihre Heimath wurde und auf dem sie ihr vermeintliches Autochthonenthum begründeten. In der Trennung entstanden, wesentlich durch die Macht der physischen Verhältnisse der neuen Heimath, aus der ureinheitlichen Menschennatur die körperlichen und geistigen Unterschiede, die heute die Menschheit so vielgestaltig erscheinen lassen.

Als die jüngsten und erkennbarsten Gestalten heben sich bei dieser allgemeinen Fortbewegung der Menschheit die Aramäer und die Arier ab. Hier konnten wir die Wanderungslinien schärfer ziehen, und diese haben uns rückwärts von dem bekannten Ende zu dem gesuchten Anfang geführt. Aramäer und Arier, sowie sie die jüngsten Absonderungen aus dem Urlande der Menschheit sind, haben die Erinnerung an dieses Urland deutlich bewahrt. Dort am Hindu-Kusch war in der That das gepriesene Land, das den ersten Menschen die mühelose Nahrung reichte; dort vollzog sich die grosse Fluth, welche das erwachsende Geschlecht bis auf einen geringen Rest vertilgte. Die Aramäer und Arier wissen dieses Urland noch zu benennen, sein Name war Aram-Aryana; der Name ist den Farbigen bei der grösseren Entfernung in Ort und Zeit geschwunden — so scheint es wenigstens und wir müssen es solange annehmen, bis es vielleicht auch bei ihnen hier oder dort gelingt die Anknüpfung zu finden; aber die Sache ist ihnen nicht geschwunden; sie wissen fast überall noch zu erzählen von dem verlassenen Paradies und von der Vertilgung des ersten Geschlechtes durch die grosse Fluth.

In der Urheimath des Menschengeschlechts entwickelte

sich, wie wir zu begründen versucht haben, die Sprache von der Einsilbigkeit zur Agglutination, von da zur Flexion, und die Keime der künftigen Völker nahmen vom Hindu-Kusch, wenn auch nicht die spätere Landessprache, die erst das Resultat einer autochthonen Entwickelung war, sodoch die Sprache mit. Nunmehr erscheinen die Traditionen, wie sie von der nach der Fluth wieder erwachsenden Menschheit bei den Wanderungen mitgetragen wurden in die weiten Länder der Erde, in einem andern Lichte, nachdem wir die Ueberzeugung gewonnen haben, dass der Zusammenhang der Sprache vom Urlande aus niemals unterbrochen worden ist. Die Urväter der Stämme und Völker brachten, wie ihre Sprache, die sie niemals verlernten, so die von Geschlecht zu Geschlecht, von Ort zu Ort fortgepflanzten Traditionen mit in die neue Heimath; es war die kurze Geschichte der werdenden Menschheit und diese Geschichte bestand wesentlich nur aus zwei Zügen: dass es einst besser war, in der Urheimath, welche die Väter verlassen hatten — und dies prägte sich um so fester dem Gedächtniss ein, je schlimmer der Contrast der neuen Verhältnisse wurde; sodann dass eine grosse Fluth die Menschheit vertilgte — mit den Nebenumständen, die eben auf das schlagendste beweisen, dass hier von einer Erfindung an verschiedenen, ohne Berührung mit einander stehenden Puncten der Erde nicht die Rede sein kann. Die Berufung auf die „Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise“ (W. v. Humboldt), welche diese Traditionen überall habe entstehen lassen können, erscheint bei einer solchen Detaillirung misslich. Die „Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise“ könnte sich in allem anderen eher zeigen, als hierin: man könnte z. B. fragen, warum die Japanischen Frauen, die viel auf Schönheit halten und die Schminke so gut kennen wie unsere Damen, die Zähne schwarz färben, wo wir doch auf die „Zähne wie Elfenbein“ so grosses Gewicht legen, oder warum es bei den Polynesiern als Höflichkeitsregel gilt, wenn man zu einem Vornehmen spricht, nicht zu stehen, sondern sich zu setzen, warum die Türken den Kopf schütteln, wenn sie bejahen wollen, nicken, wenn sie verneinen, warum man in Südafrica den Redner, welcher der Versammlung nach dem Sinne gesprochen hat, auszischt zur Belohnung, warum bei den Tschinesen und anderwärts weiss die Farbe der

Trauer ist, oder auch, warum die Tschinesen die Milch, welche uns ein so beliebtes Nahrungsmittel ist, verschmähen und erstaunt sind, wenn sie die „rothhaarigen Barbaren“ die Kühe melken sehen — eben wie man bei einem Indianerstamme aus gleicher Veranlassung die Antwort erhielt: sie seien nicht Brüder und Schwestern der Kälber.

Freilich kann sich ein Einfall in ganz gleicher Form an verschiedenen Enden der Erde wiederholen: bei den Negern und zugleich bei den Australiern findet sich der Brauch, einzelne Vorderzähne auszubrechen, und die Sitte anderer Negerstämme sich die Zähne spitz zu feilen, kehrt wieder bei einzelnen Indianerstämmen in America. Auch die in die durchbohrte Unterlippe eingesteckten Hölzer, wovon die Botocuden ihren Namen haben (botoque Stöpsel), haben sich in Africa wieder gefunden. Aber in die Kategorie solcher Einfälle gehört die Sündfluth-Tradition einmal nicht, und es bessert die Sache nicht, wenn selbst ausgesponnene Sagen ohne den Verdacht einer Entlehnung auf entfernten Gebieten wiederkehren. Die Hottentotten haben mit den Papuanen die Form des Haarwuchses gemeinsam; die Verlockung, die beiden Stämme zusammenzustellen, wird gesteigert durch ein merkwürdiges Zusammentreffen in der Sage. „Zwei Götter, erzählen die Fidschi-Papuanen, stritten darüber, ob nicht den Menschen ein ewiges Leben zukommen solle. Ra-vula, der Mond, wollte uns einen Tod gönnen, wie den eigenen, d. h. wir sollten eine Zeit lang verschwinden, und dann erneut wieder kehren. Ra-kalavo, die Ratte, jedoch verwarf den Vorschlag; die Menschen sollten vielmehr sterben, wie die Ratten sterben, und Ra-kalavo behielt Recht. Die Hottentotten dagegen haben die Sage folgendermassen gestaltet. Der Mond trug dem Hasen die Botschaft an den Menschen auf: wie ich sterbe und wieder erneuert werde, so sollt auch ihr sterben und wieder lebendig werden. Der Hase richtete jedoch die Botschaft verkehrt aus, denn er gebrauchte die Worte: wie ich sterbe und nicht wieder geboren werde. Als er dem Monde seinen Missgriff gestanden hatte, schleuderte dieser ergrimmt einen Stecken nach dem Hasen, der diesem die Lippe aufschlitzte. Auch ergriff der ungetreue Bote die Flucht und streift noch heute flüchtig auf der Erde.“ (Peschel, Völker-

kunde). Aber sowenig diese Uebereinstimmung in einer Sage uns, trotz des Büschelhaares, bestimmen könnte, unser über das Verhältniss der Papuanen zu den Hottentotten gefälltes Urtheil zurückzunehmen, so wenig lässt sich die angeführte Sage mit der Sündfluth-Tradition vergleichen; denn jene ist Mythologie, sie knüpft an den Mond an, dessen Phasen überall die Einbildungskraft der Völker in der Urzeit beschäftigten, und die Vergleichung seines Wachsens und Schwindens mit dem menschlichen Leben und Sterben lag so nahe, dass sich wohl denken lässt, wie sie an zwei verschiedenen Stellen in überraschender Aehnlichkeit durchgeführt wurde; die Sündfluth-Tradition dagegen ist ihrem Wesen nach Geschichte d. h. sie enthält in ihrem Kerne die Erzählung eines Ereignisses, für welches weder in den Himmelskörpern, die überall leuchten, noch in den physischen Verhältnissen des Wohnplatzes der meisten Völker ein Anhaltspunct vorhanden war.

Eine Sage oder eine schöne Erzählung kann freilich auch wandern von Volk zu Volk, und es ist erstaunlich, wie weit oft der Verbreitungsbezirk einer solchen Ueberlieferung reicht: wir wissen aus alter Zeit, dass die bedeutsamen Züge aus der Jugendgeschichte des Kyros, der von einem Hirten gerettet und erzogen wurde, wiederkehren in der Geschichte des Zwillingspaares Romulus und Remus, welche als die Gründer Roms genannt werden — von der Aeneassage nicht zu reden, die sich erst spät zu einer Zeit, wo die Herrschaft der Sage längst hätte zu Ende sein können, nach dem Vorbilde der Homerischen Odyssee gestaltet hat. Wir wissen ferner, wie die Sage von Tell, dem gefeierten Befreier der Schweiz, ganz genau wiederkehrt in dem Skandinavischen Gebiet und in Anklängen auch an andern Stellen. Auch die (I S. 250 berührte) Sage von der die harmlosen Libyer überlistenden Gründerin Karthogos wiederholt sich spät bei der Occupation des Britischen Bodens durch die Angelsachsen: diese gewinnen auf dieselbe Weise das Terrain für die zu gründende Stadt Lundunaborg d. i. London. So hat man Indische Fabeln und Märchen in Südafrica wiedergefunden, und manche unserer Sagen, die wir für echt nationales Gut halten, sind weither mitgebracht. Hier lässt sich oft die Bezugsquelle nachweisen: die Indischen Fabeln z. B. mögen durch die Malayische Wanderung über Madagascar nach Africa gelangt sein. Diese

Art der Uebertragung ist verhältnissmässig jung in der Geschichte der Menschheit, und das ist es, was sie von der Sündfluth-Tradition unterscheidet, welche nicht Sage oder Fabel ist, sondern die — allerdings manchfach umgestaltete — Erzählung des ersten grossen Ereignisses, welches die gesammte Menschheit betraf.

Oft geht es aber auch mit einer solchen, an verschiedenen Stellen wiederkehrenden Sage wie mit dem Gerücht, das nach dem schönen Ausdruck des Homer von Zeus kommt, d. h. für welches man keinen bestimmten Ausgangspunct nachzuweisen im Stande ist. Wo soll z. B. die Tell-Sage heimisch sein? so fragt man sich mit Recht, obwohl die Schweizer heute, seit Schiller ihnen den Dienst gethan, Geschichte aus der Sage zu machen, an ihren Tell so fest glauben, wie an das Evangelium. Wo hat der Vater wirklich dem Sohne den Apfel vom Kopfe geschossen, in Dänemark oder in Schweden oder in England? Oder gar in Persien? denn auch dort wird von einem Dichter, der um 1100 lebte, erzählt, dass, zwar nicht der Vater dem Sohne, aber ein König seinem Liebling einen Apfel mit dem Pfeile vom Kopfe schoss. Und vielleicht ist auch das noch nicht die erste Gelegenheit, wo der Meisterschuss gethan wurde: Herodot erzählt, dass einst der Perserkönig Kambyses seinen Günstling und vertrauten Rathgeber Prexaspes gefragt habe, was wohl die Perser von ihm hielten. Dieser antwortete: Herr, sie loben dich allgemein; nur dem Trunk, sagen sie, seist du allzusehr ergeben. Da gerieth der Tyrann in Wuth, spannte den Bogen und legte auf den im Hofe stehenden Sohn des Prexaspes an, indem er dabei sagte, wenn er dessen Herz treffe, so redeten die Perser die Unwahrheit, wenn nicht, so sollten sie Recht behalten. Er schoss; der Knabe fiel, und als man untersuchte, steckte der Pfeil im Herzen. Hast du schon in der ganzen Welt einen so guten Schützen gesehen? fragte der Wütherich darauf den Prexaspes; und dieser antwortet in sklavischer Unterwürfigkeit: Herr, ich glaube, Gott selber kann nicht so gut schiessen. Ein innerer Zusammenhang leuchtet ein, aber wo und bei welcher Veranlassung der erste Meisterschuss gethan wurde, wer vermag es zu ergründen? Ein Mann, der im Rufe eines guten Schützen stand, hat bei der Befreiung der Schweiz mit-

geholfen: dies mag genügt haben, um die uralte Sage am Vierwaldstättersee zu localisiren.

Genug, dass solche Sagen uralt sind und dass sie aus einem mitgebrachten Keime an verschiedenen Stellen und in mehr oder weniger verschiedener Weise sich entwickelt haben, dies ist für unsere Frage wichtig. Man hat die einheitliche Grundlage der drei grossen Epen, des Indischen Mahabhârata, in welchem der Kampf der einziehenden Arier um den Besitz des Indischen Landes besungen wird, der Griechischen Ilias, die den Kampf um Troja zur Grundlage hat und unseres Nibelungenliedes mit Recht betont: die drei grossen Volksdichtungen sind ohne Zweifel aus einem Bächlein, das bereits im Urlande floss, zu den grossen Strömen erwachsen mit den Nationen selbst, die aus dem Urkeim am Oxus hervorgegangen sind. Sie haben ihre individuelle Gestaltung erhalten in dem späteren Wohnorte der Nationen und sind angeknüpft an deren besondere Geschicke, obwohl diese so sehr Nebensache sind, dass z. B. in der Ilias das Ende des Trojanischen Krieges, die Einnahme der Stadt gar nicht erzählt wird. Der Streit über Person und Alter des Homer sollte uns daher nicht so sehr erhitzen, ebenso die Frage, ob der Kürenberger oder wer sonst das Nibelungenlied gedichtet habe: die ersten Homere, die Väter unserer grossen Volksepen, lebten am Oxus; dort hatte das geistige Leben der Menschheit schon einen bedeutenden Aufschwung genommen, die Arische Menschheit war bereits zu höheren Zielen gereift: dies beweist uns vor allem der Stand ihrer religiösen Anschauungen oder vielmehr ihre Mythologie, welche der Anfang der Religion ist. „Die reich entwickelte Griechische Mythologie ist, wie M. Müller treffend bemerkt, ebenso wie die Sanskritische, nur eine andere Mundart der gemeinsamen Arischen Mythologie. Mancher Mythus, der in der Vedischen Poesie nur keimt, hat sich bei Homer zu voller Blüthe entwickelt. Die Belagerung Troja's ist nur eine Wiederholung der täglichen Belagerung des Ostens durch die Streitkräfte der Sonne, die jeden Abend im Westen ihrer glänzendsten Schätze beraubt wird. Diese Belagerung ist in ihrer ursprünglichen Form das constante Thema der Veda-Hymnen.“ Die Helena ist die Personification der Morgenröthe, die geraubt, aber ihrem Gatten wieder zugeführt wird.

Hier sind wir auf einem für die Erkenntniss des ersten geistigen Lebens der Menschheit sehr fruchtbaren Gebiete angelangt: die Himmelserscheinungen, die ja so vielfach und wirksam in die Gestaltung des menschlichen Lebens eingreifen, mussten die Phantasie der ersten Menschheit lebhaft beschäftigen; sie sah am Himmel, wie Steinthal (Mythus und Religion) sagt, „nicht Wolken und Gestirne, nicht Blitz und Regen, man hörte nicht Donner und Sturm, wie wir thun und wie wir sagen, sondern in jener oberen Welt giebt es für die Urmenschen Schlangen oder Drachen und Kühe und Widder und Vögel und sonstige männliche oder weibliche mensch- und thiergestaltete Wesen, welche unter sich kämpfen oder friedlich verkehren, Waffen und Geräthschaften tragen und in allen Weisen Geschrei erheben und Lärm verursachen, welche sich in Liebe und Hass verfolgen, sich umwerben und heirathen". Und an einer anderen Stelle: „Denken wir die Menschheit im Zeitalter ihrer Kindheit. An Geist ist sie ein Kind: sie ist noch ohne jede Erkenntniss. Sie liebt das Licht; denn das Auge ist ja sonnenhaft, und alles liebt seines Gleichen. Auch die Wärme fühlt man wohlthuend. Es ist Tag. Nun aber sinkt die Sonne zusehends, schwindet gänzlich und es wird Nacht, dunkel und kühl. Das Auge sieht nicht mehr klar; auch das Gethier hat sich zurückgezogen, und nur das übelklingende Geschrei von Nachtvögeln und Raubthieren wird in der Stille um so grausiger vernommen. Ein feuchter Wind erkältet den Leib und zerstreut den angezündeten Reiserhaufen, die Flamme ist erloschen. Je weniger die Sinne Bestimmtes wahrnehmen, um so lebhafter gestaltet der innere Sinn angemessen der unbehaglichen Stimmung in unheimlichen Formen. Man ist müde und fühlt die Schwäche der Lebenskraft; man fühlt sich in Gefahr, angegriffen von unsichtbaren, grausigen Mächten, welche schon Licht und Wärme und Leben hingerafft haben. Dann sinkt man in Schlaf, in Erstarrung; das Bewusstsein ist hin. Und darauf erwacht man wieder, und man sieht, wie das Licht wieder da ist und immer mehr wieder kommt, die Sonne steigt und Pflanzen und Thiere leben wieder auf. Man hat einen Tod und eine Auferstehung des Alls und seiner selbst erfahren — und bloss erfahren; man war dabei ganz unthätig und fühlte sich ganz ohnmächtig, man war dahin. Man hat nichts abwehren können, und

man hat nichts dazu gethan, das geschwundene Leben wieder zu erwecken. Mit welchem Gefühl muss der Mensch die in majestätischer Pracht aufgehende Sonne begrüssen — jetzt da er sich wieder in frischester Kraft erhebt? — Es war Sommer; nun wird es Winter. Die Mächte der Nacht sind gewachsen, sie verdrängen Licht und Wärme immer mehr, sie scheinen ganz des Tages Herr zu werden, Herr zu sein: das Licht verhüllt von dunklen Wolken, die Planzenwelt abgestorben; jetzt scheint alles dem sichern Untergange nahe. Und nun kommt der Frühling. Das Licht hat wiederum gesiegt und wiederum lebt alles neu. Wie soll der kindliche Mensch das fassen? Und das alles geschieht abermals um ihn — um ihn räumlich und ursächlich, in seiner Umgebung und um seinetwillen: so muss er glauben, und er hat gar nichts dabei gethan. Also andere Wesen haben gewirkt, um ihn gekämpft; einige haben ihn bedroht und andere ihn gerettet. Er fühlt sich als Gegenstand eines Kampfes zwischen Wesen, die ihn hassen und lieben, die ihn verfolgen und die ihn beschützen. Was sind das für Wesen? und wie soll er sich zu ihnen verhalten? Hier ist, ich sage nicht: der Quell, aber die Veranlassung zu Mythus und Religion; denn der Quell springt im Innern des Menschen, bei solchen Anlässen bricht er hervor."

Es war ein Schritt weiter, dass man die Vorgänge, die sich am Himmel fortwährend wiederholten, in bestimmte Thaten umsetzte, die einmal dieser oder jener bestimmte Gott oder ein König oder Held der Urzeit verrichtet haben sollte. Nun wusste man die Namen derselben und Veranlassung und Verlauf der Handlungen anzugeben. Die Erzählung erhielt eine immer mehr objective Gestalt, je mehr man den Ursprung vergass; und diesen vergass man allmählich, so wie die Erkenntniss dämmerte, dass es nicht reale Gestalten, sondern ideale Gebilde der Phantasie waren, mit denen man einst das Gebiet der Gestirne und Wolken bevölkert hatte. Es konnte nicht fehlen, dass sich bei der Entwickelung des wandernden Stammes zum sesshaften Volke ein geeigneter Schauplatz für die Heldenthat, entsprechende Umstände und entsprechende Personen fanden: der Mythus war zur Sage geworden und diese ward localisirt, d. h. an eine bestimmte Oertlichkeit gebunden. So dürfen wir in den grossen Volksepen der drei Nationen die

in die epische Anschaulichkeit und Objectivität umgesetzten Urgebilde der menschlichen Phantasie erkennen, welche einst die Mythen gesponnen hatte. Sehr richtig sagt also Steinthal: „So hängt der Sprachbau, vermittelst dessen die heutige Menschheit ihr Inneres äussert, mit jenen Lauten zusammen, vermittelst deren die Urgeschlechter sich ihre dürftigen Vorstellungen untereinander mittheilten; und auch dieses Innere selbst, unsere höchste Poesie und unsere tiefste Speculation, unser Glaube und unser Aberglaube lässt sich mit nirgends abgerissenen Fäden an die ärmliche Weltanschauung der Urzeiten anknüpfen.“ Diese „ärmliche Weltanschauung“ des Urmenschen müssen wir freilich, eben wie die Ursprache des Menschengeschlechtes selbst, mehr ahnen, als dass wir sie erkennen könnten in bestimmten Umrissen. Jeder Schritt auf diesem Pfade droht uns die Gefahr aus dem Wissen in das Rathen und damit in den Irrthum zu gerathen. In dieses Gebiet des Mythus und der daraus entwickelten Sage gehört — wir müssen noch einmal darauf zurückkommen — die Sündfluth-Tradition nicht: sie war ihrem Kerne nach real seit Anbeginn und was von idealen Zügen hier und da mit ihr verbunden erscheint, ist eben Zuthat der rastlos spinnenden Phantasie, die, wie sie ihr liebstes Kind, den Mythus, mit Fleisch und Blut umkleiden und zur wirklichen Gestalt machen konnte, so auch umgekehrt die Erzählung eines wirklichen Vorfalles mit dem Nimbus der Sage oder des Mythus umgeben konnte. Wir erkennen also in der Tradition von der grossen Fluth eine Ur-Ueberlieferung des Menschengeschlechts — nicht *weil* die Bibel sie in ausführlichster und zugleich erhabenster Gestalt überliefert hat, sondern *trotzdem*, so wird man für manche sagen müssen; die Bibelfurcht hat nicht weniger Schlimmes angerichtet, als der übertriebene Eifer, womit man auf der anderen Seite die Erzählung der Bibel dem Worte nach aufrecht zu erhalten bemüht war.

So mag ausser den Traditionen manches andere, dessen Spur wir sporadisch über die ganze Erde wiederfinden, Zeugniss geben für den uralten Zusammenhang der Menschheit. Wir nennen zunächst die Art der *Feuerbereitung*, wie sie sich noch heute bei den Indianern in America ebenso, wie bei den Negern in Africa und den Australiern findet: ein Stab aus hartem Holze wird in weichem Holze so lange hin

und her gedreht, bis dieses sich entzündet oder das dürre Laub, welches als Zunder um das ruhende Holzstück gelegt ist, Feuer fängt. Das ganze Verfahren (bei dem sich wegen der Schwierigkeit der Arbeit gewöhnlich mehrere Personen ablösen müssen) ist, wie andere bereits bemerkt, nicht einfach genug, um an all den Stellen, wo es getroffen wird, selbstständig erfunden zu sein. Mit Recht schliesst Peschel, dass, da „die künstliche Feuerbereitung eine Verständigung zwischen den Theilnehmern voraussetze, die menschliche Sprache vorhanden gewesen sein müsse, bevor ein Feuer künstlich bereitet werden konnte" — was dann weiter dem homo alalus (S. 58) nicht günstig ist, da man die Feuerbereitung überall bei den Naturvölkern getroffen hat. Merkwürdig ist, dass auch hier, wie in der Sprache und überall, unsere fortgeschrittenen Verhältnisse an die Anfänge, wie wir sie heute bei den Wilden treffen, angeknüpft sind: die geschilderte Art der Feuerbereitung ist auch für unsere Arischen Vorfahren ausser Zweifel gestellt. Im Griechischen und Römischen Alterthum sind die Spuren nicht erloschen, und die heiligen Bücher der Inder, die Veden, die von allem, was geschrieben ist, der Arischen Urzeit am nächsten stehen, bewahren genau den Hergang; es war die älteste Art der Feuerbereitung und darum wurde sie für die Entzündung des heiligen Feuers beim Opfer getreu bewahrt, selbst als man schon gelernt hatte auf bequemere Art zu Feuer zu kommen. Im Verkehre mit der Gottheit darf nichts am alten Herkommen geändert werden — das ist dieselbe Rücksicht, die heute in unseren Kirchen das Gas am Altare verbietet. In Rom wurde das heilige Feuer der Herdgöttin Vesta durch die Vestalinnen unterhalten; erlosch es, so durfte es nicht mit dem Feuerstein, dessen Verwendung man längst kannte, sondern nur auf die uralte Weise auf's neue angezündet werden. Und so soll auch in früheren Zeiten das Feuer der „ewigen Lampe" in unseren Kirchen immer auf dieselbe Weise angezündet worden sein. Hier und da hat sich bei den Farbigen der Brauch wiedergefunden, beim Beginn einer neuen Zeitperiode, namentlich am Neujahrstage, alle Feuer auszulöschen und ein neues zu erzeugen durch Bohrung. Ganz so geschah es bei uns und geschieht es hier und da heute noch. „Für unrein galt Feuer, das eine Zeitlang unter den Menschen ge-

braucht worden war und sich von Brand zu Brand fortgepflanzt hatte. Das reine, zu heiligem Geschäft dienstsame Feuer musste nach Löschung des alten, neu geweckt, unmittelbar aus Holzreibung hervorgegangen sein. Ein solches hiess notfiur" (Grimm, Deutsche Mythologie). Das Nothfeuer entzündete man bei eingetretenen Viehseuchen, um die Seuche abzuwenden. Alle in der Gemeinde löschten an dem bestimmten Tage die Feuer in ihren Häusern, es wurde ein starker Eisenpfahl in die Erde eingeschlagen, ein Loch durch denselben gebohrt und durch dieses eine hölzerne Winde eingesteckt, die nun so lange umgedreht wurde bis sie glühend wurde. Dann wurde Stroh und Reisig herzugetragen, und als dieses gehörig am brennen war, wurde das Vieh mit Stecken und Peitschen mehrere Male hindurchgejagt. In Kärnthen, sagt Kuhn (Herabkunft des Feuers) lässt man Ostern alles Feuer ausgehen im Hause und trägt frisches heim von jenem, welches vom Pfarrer auf dem Kirchhofe geweiht und mittels Stahl und Stein hervorgebracht wurde — es ist sonst die alte Weise, nur dass Stahl und Stein die Neuerung bezeichnet. Hierhin gehören die Oster-, Johannis-, Martins- und Weihnachtsfeuer, Reste alter Bräuche, die mit den Abschnitten der Sonnenbahn (Tag- und Nacht-Gleiche, Sommer- und Winter-Sonnenwende) in Verbindung stehen. Obwohl die Bedeutung abhanden gekommen ist, hat sich der alte Brauch in verschiedenen Formen vielfach erhalten: an der Mosel rollt man (wenigstens geschah es noch vor nicht langer Zeit) ein brennendes Rad, ursprünglich das Sinnbild der Sonne, vom Berge in den Fluss hinab; gelangt es brennend in den Fluss, so weissagt man daraus ein gutes Weinjahr. Die Martinsfeuer hat die Jugend zum Spielwerk gemacht und die Lichter auf dem Weihnachtsbaum, die ebenfalls dahin gehören, werden wohl niemals in Vergessenheit gerathen, so lange es Kinder gibt.

Aehnlich verhält es sich mit der weitverbreiteten Sitte des Tatuirens. Der Gebrauch den Körper zu bemalen und Zeichen und Bilder in die Haut einzuritzen war uns fremd geworden, als er bei den Naturvölkern an den entlegensten Stellen der Erde gefunden wurde — wir halten ihn jetzt für ein Merkmal der Wilden. Aber wenn wir nun vom alten Herodot erfahren, dass bei den Thrakiern die Vornehmen in dem Bemalen des Leibes ihre Auszeichnung suchten, wenn

Cäsar und andere Gewährsmänner dasselbe von den alten Britanniern erzählen, ja wenn auf den Denkmälern des alten Aegyptens bereits tatuirte Menschen erscheinen und Moses dem auserwählten Volke verbieten muss „Buchstaben an sich zu pfetzen“, so müssen wir auch hierin einen uralten, in den fernen Zeiten, wo die werdende Menschheit noch in festem Zusammenhange stand, entstandenen Brauch erkennen, der mit der ausziehenden Menschheit weiter gewandert ist von Land zu Land. Das Tatuiren ist ohne Zweifel hervorgegangen aus dem Bestreben, sich zu putzen, sich schön zu machen. Kindische Freude am Putz kennzeichnet noch heute die Stämme ohne Cultur: für ein Stückchen Flittergold geben sie dem schalkhaften Europäer das werthvollste, was sie besitzen. Was ist daran bei uns anders geworden? Die Putzsucht kennen auch wir, namentlich das Geschlecht, welches wir das schöne nennen; aber in der Wahl der Mittel sind wir feiner und raffinirter geworden. Wenn die Höhlenbewohner der Europäischen Vorzeit mit werthlosen Muscheln, die sie in eine Schnur gereiht um dem Hals hängten, sich begnügten, so haben wir dafür prächtige Goldketten und Perlenschnüre; wenn der Botocude, der in seiner Waldeinsamkeit über nichts besseres zu verfügen hat, sich eine Holzscheibe in die durchbohrte Unterlippe steckt, so durchziehen wir statt dessen die Ohren mit goldenen Ringen und stecken goldene Ringe an die Finger. So ist die edle Schminke bei uns der letzte Rest des Körperbemalens und Tatuirens, das Schminken also ein ehrwürdiger Brauch, wenn man die Würde nach dem Alter messen will. Uebrigens hätte das Tatuiren einen solidern Hintergrund als heute die Schminke, wenn es erweislich wäre, was man behauptet hat, nämlich dass es der Anfang der Schriftmalerei gewesen sei, woraus hernach die Hieroglyphenschrift, also die Schrift überhaupt entstand. Heute erkennen sich bei vielen Stämmen die Angehörigen an den Bildern, die sie auf dem Leibe tragen, und lesen aus den Zeichen Namen und Geschlechtsregister der Person; aber dass dies der Anfang sei, darf so lange bezweifelt werden, bis erwiesen ist, dass der eigene Körper dem Urmenschen das Material war, worauf er seine ersten Zeichenversuche anstellte. Den Versuchen, Thiergestalten auf Knochen einzuritzen, begegnet man schon bei den Europäischen Höhlenbewohnern, wie man in den Höhlen auch

rothe Farbenknollen zur Bemalung des Leibes gefunden hat. Aus demselben Grunde kann auch der religiöse Anstrich, den das Tatuiren heute da, wo es am consequentesten betrieben wird und von wo auch der Name entnommen ist, bei den Polynesiern nämlich, erhalten hat, nicht als ursprünglich betrachtet werden: den Leib bemalen und Zeichen einritzen musste man schon gelernt haben, ehe man anfangen konnte das Bild des Schutzgottes auf die Haut zu zeichnen. Die Antwort, die auf einer der Südsee-Inseln einem Europäer auf seine Frage nach dem eigentlichen Zweck des Tatuirens geworden ist: „es hat den Zweck, den eure Kleider haben, nämlich den Weibern zu gefallen", trifft nicht weit von der Wahrheit. Mit der fortschreitenden Sitte der Bekleidung nimmt das Tatuiren selbstverständlich ab und verschwindet zuletzt ganz; aber noch heute spuken hier und da die Reste des uralten Brauches sich zu zieren: namentlich Matrosen und Schiffleute graben sich die Zeichen auf den bloss getragenen Arm, wie man bei Rheinschiffern zu sehen noch Gelegenheit hat.

Wir wollen hier ferner erwähnen die Sitte der Beschneidung, die wir für ein specifisches Kennzeichen des Judenthums halten, die man aber nicht nur bei anderen civilisirten Völkern des Alterthums (z. B. den Aegyptern, von denen es nach der Angabe des Herodot die Phönikier und Syrer gelernt haben sollten I S. 197), sondern auch in den Gebieten aller farbigen Rassen wiedergefunden hat. Es sind nicht, wie man angenommen hat, Gesundheitsrücksichten, welche zu der Beschneidung führten: hätten die Wilden es verstanden so für ihre Gesundheit zu sorgen, so müsste sich diese Sorge in anderen, viel näher liegenden, Auskunftsmitteln zeigen: die Beschneidung ist vielmehr die symbolische Handlung, die an die Stelle der Menschenopfer getreten ist. In der Vermehrung des Volkes erkannte man den ersten Grund, wesshalb es schlimmer geworden sei in der Welt — das war eine Erkenntniss, so alt wie keine andere in der Geschichte der Menschheit (I S. 139); und darin dass es schlimmer geworden, erkannte man den Zorn der Gottheit, alle Plagen des Erdenlebens leitete man auf diesen Grund zurück: die Vermehrung des Volkes hatte die Menschheit aus ihrem Paradiese getrieben. Darum ist Jehovah der Zeugung feindlich, die Erstgeburt wurde ihm geopfert. Aber an die Stelle des ursprünglichen Menschen-

opfers, das in der Opferung Isaaks noch deutlich bezeichnet ist, ist bei den Hebräern das symbolische Zeichen der Beschneidung getreten, hervorgegangen direct aus den bezeichneten Anschauungen; und auf diesem Standpunct muss bereits der Urstamm des Menschengeschlechts, als er noch in nicht grosser räumlichen Ausdehnung am Hindu-Kusch zusammen wohnte, angelangt gewesen sein, sodass die Sitte von da aus in alle Welt getragen werden konnte. Die Opferung der Erstgeburt war damit beseitigt und die Menschenopfer verschwanden allmählich überhaupt; wo diese sich bei den cultivirten Völkern erhielten, da waren sie meistens auf besondere Veranlassungen beschränkt: in Zeiten grosser Noth opferte man am Euphrat und in Syrien dem Moloch (I S. 249) die Kinder — hier schimmert der uralte Brauch durch, der nun einen religiösen Hintergrund erhielt und darum sich der sonstigen besseren Gesittung zum Trotz erhalten konnte.

Diesen Ausgangspunct müssen also die Menschenopfer gehabt haben, die in den Gebieten der farbigen Rassen, in gräulichster Ausdehnung bei den Polynesiern, getroffen worden sind und noch heute an nicht wenigen Stellen getroffen werden: bei allen Gelegenheiten, wo es gilt entweder die zürnende Gottheit zu besänftigen oder den Beistand der Gottheit zu gewinnen, wenn ein Krieg droht, oder wenn der Häuptling in eine Krankheit verfällt, werden Menschen geschlachtet. Die Sitte, dass dem gestorbenen Häuptling die Sklaven zu seiner Bedienung im Jenseits in das Grab nachgemordet werden (I S. 252), war einst weit verbreitet und findet sich ebenfalls noch heute bei den farbigen Rassen, bei Negern, Indianern und Polynesiern. Das hohe Alter des Brauches erwies sich hierbei überall mächtig und stellte sich dem Durchdringen einer besseren Ueberzeugung hemmend entgegen; wo es, wie dies bei den Farbigen so vielfach der Fall ist, zu einer besseren Ueberzeugung niemals kam, vielmehr die geistigen Verhältnisse immer tiefer hinabsanken bis zur thierischen Rohheit, da wurden die Menschenopfer zur Menschenschlächterei und Menschenfresserei, ein tiefer Grad der Versunkenheit, für die man die Anknüpfungspuncte in der Urzeit unseres Geschlechtes am Hindu-Kusch zu suchen nicht berechtigt ist. Denn der Mensch war einmal nicht zum Raubthier construirt, wie schon sein Gebiss zeigt; nur die äusserste Noth konnte, als ihm die

den Urvätern im besseren Lande reichlich gebotene Nahrung ausging, zu dem Aeussersten treiben, dass er Fleisch von seines Gleichen ass Und dies wurde bei manchen Stämmen so zu einer bestimmten Satzung, wie es bei uns Sitte ist, an gewissen Festtagen dieses oder jenes besondere Gebäck oder Gericht zu bereiten. Der Aberglaube that das Seinige dazu, um den scheusslichen Brauch zu befestigen: manhat mehrfach bei Stämmen, die dem Cannibalismus verfallen waren, die absonderliche Meinung getroffen, dass man, wennman das Fleisch des tapfern Feindes esse, auch dessen Tapferkeit und sonstige hervorragende Eigenschaften in sich aufnehme; desshalb war es hauptsächlich auf das Herz oder das linke Auge abgesehen, das man als den Sitz der Seele ansah.

Das Kind steht der Mutter, von der es geboren ist, näher als dem Vater: so ist es heute noch, so mag es in viel ausgeprägterer Weise gewesen sein in jenen fernen Zeiten, wo die Bande der bürgerlichen Gemeinschaft und selbst der Familie nicht so fest wie heute gekettet waren. Daher leitet sich der Brauch ab, dass bei vielen Stämmen die Rechte des Kindes nach der Mutter, nicht nach dem Vater bestimmt werden. Von den alten Lykiern erzählt Herodot: „Eine sonderbare Gewohnheit haben sie, die sonst kein ander Volk hat: sie benennen sich nach der Mutter und nicht nach dem Vater. Denn wenn man einen Lykier fragt, wer er ist, so wird er sein Geschlecht von der Mutter Seite angeben und seiner Mutter Mütter herzählen. Und wenn eine Bürgersfrau einem Knechte beiwohnt, so gelten die Kinder für edelgeboren; wenn aber ein Bürger, und wäre er auch ein noch so vornehmer Mann, ein fremdes oder Kebsweib nimmt, so sind die Kinder rechtlos.“ Heute könnten wir dem alten Herodot sagen, dass ganz dieselbe Auffassung an den verschiedensten Stellen der Erde sich wiedergefunden hat, bei den Negern, wie bei den Australiern, bei den Polynesiern, wie bei den Indianern. Es ist die weitere Consequenz dieser Auffassung, dass bei vielen Stämmen des Vaters Erbschaft nicht auf den eigenen Sohn, sondern auf den Sohn der Schwester übergeht: der König der Aschanti-Neger z. B. vererbt seine Krone nicht an seinen Sohn, sondern an seinen Bruder oder den Sohn seiner Schwester. Man hat daraus den weitgehenden Schluss gezogen, dass diese Bräuche auf eine ferne Zeit hinwiesen, wo es eine Ehe, oder

sagen wir besser eine Gemeinschaft eines Paares, also auch eine Familie, noch nicht gegeben habe, wo vielmehr die Weiber gemeinschaftlich waren, wie in der Affenheerde, und die Nachkommenschaft desshalb mit Sicherheit nur nach der Mutter, nicht nach dem Vater, zu bestimmen war. Damit hat man einen wunderlichen Brauch, den man ebenfalls an den verschiedensten Stellen der Erde — z. B. auch bei den Basken — noch trifft, in Verbindung gesetzt: wenn die Mutter geboren hat, legt sich der Vater zu Bette und ahmt, strenge Diät haltend, das Wochenbett nach; nun ist, folgerte man, das Kind legitimirt, nachdem der Vater es, wenn auch nur zum Schein, geboren. Aber wie stimmt zu solchen Annahmen die Thatsache, dass bei denselben Stämmen, bei denen das Neffenerbrecht gilt, oft eine Sittenstrenge herrscht, die unsere Zustände zu Schanden macht? dass die eheliche Treue, namentlich von den Weibern, auf's peinlichste bewahrt wird, der Ehebruch aber mit den furchtbarsten Strafen bedroht ist? Wo sollen also die sogenannten Wilden diese besseren Begriffe gelernt haben, da sie ja, wie wir nachgewiesen, in allen Stücken gesunken sind seit den Tagen, wo sich die Urgemeinschaft der Menschheit gelöst hatte? Wir treten also dem besonnenen Peschel bei, der sagt: „die Satzung, dass die Kinder in allen bürgerlichen Beziehungen der Mutter angehören, deutet nicht nothwendig darauf, dass die Vaterschaft als etwas unsicheres angesehen wurde, sondern dass die leiblichen Beziehungen zur Mutter als ungleich stärker galten, wie denn selbst noch bis in die neuen Zeiten herein Physiologen an der Ansicht festhielten, dass die Thätigkeit des Vaters bei der Erzeugung der Kinder als eine ganz untergeordnete betrachtet werden müsse.“ Und so kann der uns lächerlich erscheinenden Sitte des väterlichen Wochenbettes auch nicht die Absicht, das Kind dadurch zu legitimiren, untergelegt werden, schon darum nicht, weil dies für die Urzeit eine viel zu complicirte Gedankenverbindung wäre: vielmehr muss dazu, wie dies Bewusstsein bei manchen der betreffenden Stämme sich deutlich erhalten hat, die Meinung geführt haben, dass der Vater auch nach der Geburt des Kindes noch in einer engen Verbindung mit dem Kinde stehe: er half dem Kinde das Leben sichern und unterstützte die Mutter in diesem Bestreben, indem er that wie die Mutter, Diät hielt und sich zu Bette legte. Das

ist eine Gedankenverbindung, wie man sie dem Urmenschen wohl zutrauen darf, und so erscheint durch dieses Zeugniss die Gemeinschaft zwischen Mann und Weib, die wir heute die Ehe nennen, für die Urzeit eher bekräftigt, als in Frage gestellt. Dass aber diese Sitte bis in die Urzeit und Urheimath unseres Geschlechtes zurückgeht, scheint zweifellos; sie ging verloren, sobald der thörichte Wahn, der ihre Grundlage bildete, zum Bewusstsein kam. Bestände diese Grundlage aber, wie man gemeint hat, in dem Rechtsgrundsatz *pater incertus, mater certa*, so wäre es, wie die Geschichte zeigt, schon manchmal zeitgemäss gewesen, die alte Sitte, namentlich das Neffenerbrecht, wieder aufzufrischen, da bei den überfeinen Lebensverhältnissen die Unsicherheit der Abstammung grösser zu werden pflegt, als sie bei den Wilden ist. Wo bei diesen solche Zustände sind, da ist es eben Rückschritt und Verwilderung, nicht der bewahrte Urzustand.

Der Aufhäufung von Stein- oder Erdhügeln zu Opferstätten wie zu Grabmälern haben wir mehrfach gedacht (I S. 156, oben Cap. XV). Der Brauch, Steinhaufen über den Gräbern zu errichten, denen alsdann jeder Vorüberziehende einen Stein zufügt, ist an den verschiedensten Stellen der Erde beobachtet worden. Kein Hottentotte, sagt Fr. Müller, wenn er an einem Grabe vorübergeht, vergisst einen Stein oder Baumast auf dasselbe zu werfen, sodass in manchen Gegenden die dadurch entstandenen Hügel eine namhafte Höhe erreichen. Es ist der letzte Rest dieses uralten Brauches, wenn an unseren Gräbern die Verwandten der Verstorbenen die ersten Häuflein Erde auf den Sarg werfen. In Peru sind solche Steinhaufen auf den Spitzen der Berge, denen nach alter Sitte jeder vorbeiziehende Maulthiertreiber einen Stein zufügt. Nicht verschieden von diesen rohen Anfängen sind der Bedeutung nach die Hünengräber, die unter verschiedenen Namen in so vielen Ländern gezeigt werden. Wir hatten Gelegenheit, über die Ur-Idee, welche diesen Werken zu Grunde liegt, uns auszusprechen (I S. 157) und haben gesehen, wie der Pyramidenbau, wie er uns in auffallender Aehnlichkeit in dem Belosthurm am Euphrat, in den Aegyptischen Pyramiden und den Mexicanischen Teocalli — wir können jetzt noch die Marae der Polynesier zufügen (S. 331) — entgegengetreten ist, die Entwickelung dieser Idee darstellt: es war gewissermassen

die Periode der Agglutination in der Entwickelung der Kunst, nach der Einsilbigkeit jener formlosen Stein- oder Erdhaufen — worauf dann die dritte und einzig vollkommene Stufe, die Griechische Kunst, folgte, die, wie die Flexion in der Sprache die Worteinheit und die Satzgliederung, so in der Kunst den Organismus fand, indem sie an die Stelle der Anhäufung lebloser Massentheile die Gliederung und lebendige Gestaltung der Idee setzte.

Auch hier darf man vielleicht aus der Tradition vom Thurmbau und der Sprachverwirrung (I S. 140) den Schluss ziehen, dass jene erste Periode, welche die Erde oder Steine fast regellos häufte, bereits im Urlande der Menschheit überschritten war: man mochte dort schon gelernt haben, die Steine regelrecht, wenn auch ohne Anwendung des Mörtels, zu dem terrassirten Bau zu thürmen, dessen Spuren sich so weit über die Erde hin wiedergefunden haben. Die Terrassen, deren Zahl nicht immer dieselbe ist, hatten vielleicht schon im Urlande eine Beziehung zu den Himmelskörpern: die Betrachtung der Himmelskörper und der erste Versuch ihre Bahnen zu beobachten und zu bestimmen, also die Grundlage der ersten Wissenschaft, der Astronomie, gehört ohne Zweifel schon dem Leben der ältesten Menschheit im Urlande an. Damit erscheinen der Belosthurm, wie die Teocalli und Marae den Pyramiden gegenüber als getreuere Darstellung einer schon im Urlande entwickelten Form: es ist schon ein Vergessen, dass die Terrassen wegfielen, sowie es ein vollständiges Vergessen der mitgebrachten Kunstfertigkeit — wenn der Ausdruck nicht zu euphemistisch ist — und ein Herabsinken aus mitgebrachten besseren Zuständen bezeichnet, wenn die Polynesier den Steinbau, wie ihn ihre Vorfahren auf den Inseln betrieben, ganz eingestellt haben. Damit stimmt überein, dass die Tempelnatur bei den Pyramiden weg gefallenist, und dies alles bestätigt unsern Schluss, dass die Verhältnisse am Euphrat, die Kuschitischen freilich, nicht die Semitischen, älter und primitiver waren, als die am Nil (I S. 156 und II S. 303). Legen wir nun die Anfänge des Terrassenbaues in das Urland zurück, so gewinnen wir eine Unterlage für die Thurmbau-Tradition. Bedeutsam ist mit derselben der Städtebau in Verbindung gebracht (I S. 144): damit werden wir — nicht als wenn von einem wirklichen Städtebau schon am Hindu-Kusch

die Rede sein könnte — auf die Vermehrung der Menschheit zurückgeführt, der man all die Plage des Erdenlebens zuschrieb, und zugleich konnten die Fortschritte, welche die Menschheit machte — bei denen es eben doch nicht besser, sondern schlimmer zu werden schien — als eine bedenkliche Abweichung von der geraden Linie erscheinen, wie wir sagten; in die Sprache der Bibel übersetzt: in diesen Fortschritten, so kümmerlich sie auch sein mochten, erschien dem demüthigen, von den höheren Mächten, die er nicht kannte, abhängigen Urmenschen der Hochmuth des Geschlechtes verkörpert, das über seine Ziele hinausging und sein wollte wie Gott — desshalb steigt Jehova, der nicht dulden kann, dass der Mensch den Himmel erreiche, hernieder, verwirrt die Sprache und treibt die Menschheit auseinander. Diese auf dem Boden des Urlandes bereits erwachsenen Reflexionen wandern mit den Urvätern der Völker über die Erde und tauchen an verschiedenen Stellen in verschiedener Form wieder auf.

Die Zähigkeit, womit sich alte Bräuche, auch wenn ihre Bedeutung längst geschwunden ist, im Volke erhalten kann jedem aus nächster Nähe bekannt sein. Das ist, wie der Dichter sagt,

das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten;

das ist die Macht der Gewohnheit, die der Mensch „seine Amme“ nennt:

Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau vor Alter ist, das ist ihm heilig.

Das „Jahr“ sind hier Jahrtausende und von dem „ewig Gestrigen“ reicht manches zurück bis in die Jugendzeit des Menschengeschlechts. Gelingt es der Forschung, die Beispiele die wir angeführt, zu vermehren, so haben wir die Aussicht den Bildungsgrad genauer zu bestimmen, auf welchem sich die Menschheit im Urlande befand, ehe die ersten Absonderungen erfolgten. Freilich ist der Weg, der zu diesem Ziele führt, schlüpfrig, die Spuren führen leicht in die Irre, indem man Gefahr läuft für gemeinsames Ur-Eigenthum der Menschheit zu nehmen, was die „Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise“ an verschiedenen Stellen unabhängig von einander her-

vorgebracht hat. Aber von dem Standpuncte, der Alles, selbst die Sündfluth-Tradition, auf die grosse Rechnung dieser „Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise“ setzen will, die immer bereit ist neue Posten aufzunehmen, von diesem Standpuncte müssen wir zurückkommen — davon werden uns die wenigen Beispiele, die wir beigebracht, bereits überzeugt haben. Und bei Lichte betrachtet ist eben jene „Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise“ selbst wieder ein glänzendes Zeugniss für die Einheit der menschlichen Natur und Art; denn diese geleugnet, konnte von einer Gleichheit der Vorstellungsweise ja überhaupt nicht die Rede sein, und der zugestandenen Einheit der menschlichen Natur kann anderseits niemand die Vielheit der Abstammung für förderlich halten. Mit Vorsicht wollen wir den Spuren gemeinsamer Bräuche über die Erde nachgehen; aber wir hüten uns, hierin die Beweise für die Einheit unseres Geschlechtes zu suchen; diese Einheit unterstellt wird es erst erspriesslich nachzuforschen, wo und wie weit das gefundene Dogma noch heute bei den Völkern der Erde in solchen Dingen in die Erscheinung tritt.

Die Beweise aber, sofern überhaupt von solchen bei einer Frage, wo zuletzt jede feste Unterlage schwindet, die Rede sein kann, haben wir auf anderen Wegen gesucht. Wir haben die Naturwissenschaft angerufen, die in ihrer neuesten Entwickelung der früher verstossenen Lehre von der Einhei unseres Geschlechts wieder zutreibt. Darwin hat uns überzeugt von dem engen Zusammenhang in der Schöpfung, welcher die vollkommenere Art nach und aus der minder vollkommenen in langsam aber stetig wirkender Entwickelung erwachsen liess — wenngleich uns das Wie dieses Erwachsens nicht überzeugend klar gemacht worden ist und auch wohl nie überzeugend klar gemacht werden wird. Den grossartigen Evolutionen gegenüber, deren Tableau uns die neue Lehre entwirft, erscheint die Differenzirung der ursprünglich einen Menschheit in die verschiedenen Rassen, so viele man deren auch annehmen will, als ein winzig kleines Phänomen: wer, so sagten wir, Säugethiere, Vögel, Fische, kurz alle Organismen aus einer Urform sich entwickeln lässt, für den darf die Entwickelung der Menschenrassen aus einer Urform, welche nicht mehr oder nicht einmal so viel zu bedeuten hat, als die Differenzirung etwa der Hundeart, keine Schwierigkeit mehr haben.

Die physischen Verschiedenheiten der erwanderten Wohnplätze und die neuen Bedingungen, in deren Herrschaft der Mensch mit seiner Sesshaftigkeit gerieth, gaben uns fast überall eine ausreichende Erklärung. Weit entfernt, uns zu wundern über die heutige Vielgestaltigkeit der Menschenart, müssen wir uns vielmehr darüber wundern, dass bei einem Geschöpfe, welches über die ganze Erde gebreitet ist, die Vielgestaltigkeit der physischen Bedingungen in der langen Zeit nicht viel grössere Differenzen erzeugt hat — ein Beweis eben für die feste Organisation, welche bereits die ersten Menschen aus dem Urlande der Menschheit mitnahmen, mit einem Worte, für die Einheit der Menschenart.

Die Farbigen sehen wir allerwärts vor dem weissen Gesicht verschwinden. Der Verwesungsprocess, dem die niedern Rassen langsam aber unausbleiblich zum Opfer fallen, wie er mit Cham und Kusch im Kleinen begonnen hat, dehnt sich heute über die ganze Erde aus: erfüllt sich das Geschick, wie es begonnen hat, gelingt es vielleicht gar einst dem Europäer selbst in Africa ein Geschlecht grosszuziehen, welches das Africanische Klima dem Neger gleich ertragen kann, so bewohnen zuletzt nur noch Abkömmlinge der weissen Rasse oder deren Mischlinge die Erde, und dann kann über die Einheit des Menschengeschlechts kein Streit mehr entstehen und die Noth des Ethnographen, der sich vergebens bemüht ein unanfechtbares System der Eintheilung zu finden, hat ein Ende: es bleibt ihm dann nur die Aufgabe, die wir an dem Geschlechte des Kusch versucht, nämlich die Spuren der früheren Existenzen historisch zu beleuchten. Hier werden wir auf eine wichtige Thatsache geführt: die Menschheit strebt in ihrer Entwickelung zur Einheit zurück, sowie sie von der Einheit ausgegangen war. Sowie diese Einheit in Frage gestellt war mit dem Tage, wo die Ersten ausschieden aus dem Urvereine am Hindu-Kusch d. h. als der kleine Raum sich mehr und mehr zu dehnen begann, um zuletzt die ganze Erde zu umspannen, so sucht die Menschheit, seit sie über die Erde gebreitet und zu festen Wohnsitzen gelangt ist, die Rückkehr zur einheitlichen Form, sie strebt überall eine Ausgleichung der Gegensätze an, was bei den niederen Organismen gerade umgekehrt der Fall ist. Hierin liegt der Beweis, dass der Mensch selbst nicht eine Uebergangsform bezeichnet, aus der sich ein höher organisirtes Wesen dereinst

entwickeln könnte. Denn wäre dies der Fall, so mussten sich aus den Rassen oder statt der Rassen in der langen Zeit und bei der gewaltigen Divergenz der Wohnplätze unzweifelhaft neue Arten entwickeln und wenigstens die Ansätze dazu müssten erkennbar sein. Aber statt dessen spiegelt sich in allen Erscheinungen immer deutlicher die Einheit der Menschenart, die wohl beeinträchtigt und einigermassen verschleiert werden konnte durch die Rassenbildung, niemals und nirgends aber gänzlich verwischt wurde und jetzt wieder immer erkennbarer hervortritt. Das war die feste Organisation, welche der Mensch mitgenommen vom Hindu-Kusch; sie war am festesten bei der letzten Absonderung, den Ariern, und darum vermag der Europäer physischem Druck allerorten am wirksamsten zu begegnen. Damit wird es uns zweifellos, dass der Mensch den Endpunct, sollen wir sagen einer Entwickelungsreihe bezeichnet, über den hinaus eine weitere Entwickelung zu höher organisirten Wesen nicht denkbar ist, oder sollen wir sagen den Endpunct der grossen Entwickelungsreihe, die wir die Schöpfung zu nennen gewohnt sind? Das Letztere entzieht sich unserer Beobachtung, ebenso wie die Frage, ob die Menschheit aus einem Paare erwachsen, wohl der Gegenstand unseres Glaubens, nicht aber unseres Wissens sein kann; über das Erstere aber dürfen wir ein Urtheil haben: wer behauptet, dass dereinst höher organisirte Wesen die Erde bewohnen, der muss diese an eine andere Reihe anknüpfen, über den Menschen hin läuft sie nicht. Der Mensch wird, das ist glaublich, aussterben, wie so manche Thiergeschlechter vor ihm (I S. 256), und so lange dürfen wir ihn für das Endziel der Schöpfung halten (I S. 17), bis uns der Punct gezeigt wird, wo die Ansätze zu einem höher organisirten, über die Ziele unseres Geschlechtes hinausreichenden Geschöpfe sichtbar werden.

Mit dem Hinstreben zur leiblichen Einheit läuft parallel die immer sichtbarer zu Tage tretende Nivellirung in den geistigen Errungenschaften der Menschheit: die Europäische Cultur „beleckt“ in der That nun „alle Welt“, überall die Gegensätze ausgleichend und verschmelzend. Auf der mitgebrachten Grundlage, die oft karg genug war, hatte ein jedes Volk, sowie es in seinem getrennten Wohnsitz erwuchs, sein Erbtheil aus der früheren Gemeinschaft entwickelt, mehr oder

minder selbstständig und eigenthümlich, je grösser oder geringer die Isolirung war. Jetzt fliesst, was Gutes an allen Orten und zu allen Zeiten geleistet worden ist, in Europa zusammen, wie alle Ströme in das Meer fliessen, und wiederum theilt der Europäer, nachdem er die gesammelten Körner in einen Teig geknetet und wahrhaft fruchtbar gemacht hat, der übrigen Welt seine Errungenschaften mit — eben wie das Meer hinwiederum den Ländern allerwärts die Dünste spendet, die den Boden befeuchten und fruchtbar machen. Wie dem weissen Gesichte die Farbigen erliegen, so erliegen auch die eigenartigen und eigensinnigen Culturen oder Afterculturen der Cultur des Europäers. Den äusseren Hülfsmitteln des Lebens, dem Europäischen Comfort begegnet man bereits allerwärts in der Welt, bis wohin der Europäer vorgedrungen ist: kommt einst die Zeit, wo keine Stelle mehr auf der Erde dem Europäer verschlossen ist, so wird man sagen können überall. Am Nil, am Euphrat, am Ganges marschiren heute Europäische oder Europäisch organisirte Soldaten — die wirksamsten Verbreiter Europäischer Gesittung; in den neuen Erdetheilen hört man längst die Europäischen Sprachen. Noch sind die Verschiedenheiten gross genug, um den Abstand innerhalb der Europäischen Rasse und vor allem zwischen dieser und den niederen Rassen deutlich zu erkennen; aber es ist denkbar, dass die Zeit kommt, wo die Summe der Errungenschaften des menschlichen Geistes oder ihre Quintessenz ausgestrahlt sein wird über die fernsten Puncte, soweit es Menschen gibt, sodass wir zuletzt nicht mehr von einer Europäischen Civilisation, sondern von einer Civilisation des Menschengeschlechtes zu reden haben werden. Durften wir schon jetzt (I S. 26) die Cultur eine Arbeit vieler Völker und Jahrhunderte nennen, so werden die nachgeborenen Geschlechter sie vielleicht dereinst als eine Arbeit aller Völker und Jahrhunderte bezeichnen können — wie verschieden auch die Antheile sind und sein werden, welche die einzelnen Völker zu dem gemeinsamen Besitz geliefert haben.

Den wesentlichsten Dienst hat uns die Sprachvergleichung geleistet. Sie hat bewiesen, dass die Arischen Abkömmlinge, denen heute die Welt gehört, aus einem Urstamm erwachsen sind; sie hat dasselbe bewiesen von den Aramäern und hat so weiter die Menschheit in wenige Gruppen zu-

sammengeordnet. Und diese wenigen Gruppen fallen, wenn unsere Anschauung von der Entstehung der Sprachenvielheit und dem ursprünglichen Zusammenhang der Sprachen sich bewährt, zuletzt in der Einheit zusammen. Ist der homo alalus (S. 58) beseitigt, so bleibt für den, der mit Darwin an den einheitlichen Ursprung unseres Geschlechtes glaubt, nur der Ausweg, dass er auch an eine Ursprache glaubt, aus der sich alle Sprachen der Erde in letzter Instanz herleiten; wohl oder übel — er muss sich abfinden über die Art, wie die Spaltung zu Stande gekommen, welche heute den gemeinschaftlichen Ursprung der Sprachen so fraglich erscheinen lässt. Das Wasser, welches der Rhein in den Ocean wirft, wie verschieden es auch in Bezug auf Umfang und Bestandtheile von demjenigen sein mag, welches am St. Gotthard in bescheidenem Anfange den Bergen entquillt, es ist doch immer Wasser; und so bleibt die Sprache, wie verschieden auch die Formen sind, unter denen sie bei den Völkern der Erde ihr festes Gepräge angenommen hat, immer die menschliche Sprache, deren Bildungstriebe, mögen sie nun hier auf niederer Stufe stehen geblieben, dort zur vollendeten Durchbildung gelangt sein, nicht verschiedener sind, wie eben der menschliche Geist selbst, der kein anderer ist in dem Neger oder Australier, wie in dem Europäer, dessen Verschiedenheit wenigstens keine qualitative, sondern nur eine quantitative ist. Die Naturwissenschaft, welche alle belebten Wesen aus einer Urform erwachsen lässt, muss daran glauben, dass das Grunzen des Schweins und der Flötenton der Nachtigall aus einer Urform thierischer Lautäusserung hervorgegangen sind; kann es ihr noch Ueberwindung kosten, die menschlichen Sprachen aus einer Ursprache hervorgehen zu lassen?

Wir haben die Vielgestaltigkeit und Vieldeutigkeit des ersten Lautes kennen gelernt, und gesehen, wie aus einem embryonischen Laute sich alles mögliche, und Dinge, die wir jetzt für unvereinbare Gegensätze halten und halten müssen, entwickelt haben. Diesen Pfaden, wie dunkel sie sind, müssen wir nachgehen; wir müssen zu dem Anfange der Sprache kommen, wo „alles wüst und leer“ war und wo der Geist Gottes d. h. hier der Menschengeist Noth hatte sich über den Wassern zu halten und aus den Chaos der ersten Lautversuche die gegliederte Sprache zu schaffen. Solche Unter-

suchungen sind verdienstlicher, als die Bemühungen, in den Lauten der Thiere die Ansätze nachzuweisen, aus denen sich gelegentlch die menschliche Sprache entwickelt habe — Bemühungen, die im besten Falle einer verschwendeten Mühe gleichkommen; denn der Geist Gottes musste es einmal sein, der die Finsterniss spaltete, und dieser ist keinem Thiere eingehaucht.

Indem wir nun den Spuren der ersten Laute (*a*, *ma*, *na*, *k*a*, *t*a* etc.) nachgingen, sind wir über die Zeit der Flexion zurückgeführt worden in jene fernen Zeiten, wo die Sprache eben gelernt hatte dem einen Laute den zweiten zur Bestimmung anzufügen, hier vor-, dort nachzusetzen. Hier ergibt sich eine nothwendige Consequenz: die Spuren dieser Laute, da sie nicht specifisch Arisch sind, sondern ihre Herkunft zurückleiten bis in die Zeiten der Agglutination, müssen sich in den Sprachen der niederen Classen wiederfinden. Und in dieser Erwartung werden wir nicht getäuscht: *ma* zur Bezeichnung der ersten Person, *ta* oder überhaupt die Zungenlaute als Demonstrativ-Laute kehren in unzähligen Sprachen der Erde wieder. „Nichts kann ursprünglicher sein, sagt Pott, als das pronominale, durch den Verschluss der Lippen die Rückbeziehung auf das redende Subject mit so treffender Lautsymbolik malende *m* (der ersten Person), dem wir desshalb auch jenseits des indogermanischen Sprachkreises an vielen Orten begegnen." „Der Zungenlaut deutet auf ein ausserhalb des Subjectes Befindliches hin", sagt ein anderer Sprachforscher; die Zunge sei gleichsam der Zeigefinger unter den Sprachwerkzeugen. Wir haben uns (S. 74) gegen jede Lautsymbolik erklärt und können auch in dem Angeführten keinen genügenden Grund erkennen, warum das Ich an die Schliessung der Lippen, die Demonstration an den Zungenlaut geknüpft sein sollte. Zerstörend wird zudem für diese Theorie der Umstand, dass neben dem Laute *ma*, *ama* die Variation *na*, *ana* (S. 134), ebenso neben *ta* die Variation *sa* steht. Die ursprüngliche Bedeutung ist bei allen gleichmässig die zeigende und der Unterschied, dass *ma*, *na* die erste Person und das hier, *ta* und *sa* das da bezeichnen, war schon das Resultat eines Processes, der die Laute sonderte, sowie sich das Bedürfniss geltend machte die Bedeutungen zu sondern.

Hier waren wir in das Centrum der Sprachentstehung gelangt; um jene Urlaute legte sich in concentrischen Kreisen,

wie die Aeste und Zweige um den Stamm sich breiten, das Aussenwerk der Ableitungen, man combinirte die Urlaute und ihre Variationen in der manchfachsten Weise, um für die erweiterte Reihe der Begriffe die Unterscheidung in der Form zu finden. Und ehe man selbst dieses gelernt hatte, häufte man die verschiedensten Bedeutungen auf den einen Laut und half sich mit Zeigen und Gebärden und mit der Modulation der Stimme. Daher die Vieldeutigkeit der ersten Laute in den alten Sprachen: der eine Laut *en* z. B. bezeichnet im Aegyptischen ausser der Negation (wie *an* in unseren Sprachen S. 122) noch zwölf Präpositionen (in, an, aus, für, nach, über, durch, wegen etc.) und wird auch noch zur Bildung des Genetivs und Dativs verwendet — also nicht weniger oder kaum weniger wie alles! Aber die Herkunft jener Urlaute ist mit jener beliebten Lautsymbolik nicht erklärt, und wir stehen wieder vor der Frage, wie die ersten Bedeutungslaute zu Stande kamen, an der wir bereits (S. 72) alle Erklärungskunst scheitern sahen.

An den *ma*-Laut schliesst sich die uralte Bezeichnung der Mutter *Mama*, (*ama*, *ana*), die nichts ist als die Verdoppelung dieses *ma*-Lautes; sie kehrt, wie dieser selbst, überall wieder, und sowie der Neger bei plötzlichem Schrecken *mama* ruft, also nach Art der Kinder den Schutz der Mutter anruft, so ruft der Indianer *ana*, was dasselbe ist (*na* für *ma* in uralter Verwechselung). Neben der *Mama* steht mit gleichehrwürdigem Alter und gleich weiter Verbreitung der *Papa* (*abba*, *baba*); der Umstand, dass neben dem *ba*-*pa*- auch der *ta*-Laut häufig erscheint (*atta*, *tata*), lässt es glaublich erscheinen, dass der Name der zweitwichtigsten Person für die Kinder und für die Kindheit des Menschengeschlechts überhaupt sich an den *k*a*-*ta*-Laut anschliesst, wie *Mama* an *ma*; und zwar müsste er sich von dem verdickten Sammellaute, den wir mit *k** bezeichnet haben, abgelöst haben, nachdem daraus wohl *v* und mit Schliessung der Lippen (S. 137) *b*, *p*, aber noch nicht das reine *k* entwickelt war (S. 98): denn sonst stände *kaka* neben *baba*, *papa* und *tata*. Dass die Zwischenstufe *v* (*w*) nicht übersprungen ist, zeigt Samojedisch *ewa*, Vater, Lat. *avus*, Grossvater (wozu *atavus* Reduplication ist). Wenn nun in vielen Sprachen mit einer für den ersten Blick befremdenden Verwechslung der Papa Mama und umgekehrt

die Mama Papa genannt wird, so erscheint uns das nicht auffälliger als bei uns die häufige Verwechslung von hier und da. Dieser Wechsel findet sich selbst im Bereich engverwandter Sprachen: *ami* heisst in einem Tungusischen Dialekt Mutter, in anderen Vater; ganz ebenso *ama* im Bereich der Malayischen Sprachen hier Mutter, dort Vater. Im Tschinesischen heisst *fu* Vater, *fafa* im Japanesischen Mutter. Im Tschinesischen heisst ferner *mu* die Mutter; dasselbe in einer Kaukasischen Sprache Vater. In vielen Sprachen heisst *tata* Vater, auch *dade*, *dadi*, im Japanesischen *titi*; dagegen heisst in den Kaukasischen Sprachen *deda*, *dida* Mutter. An den Mutter-Laut schliesst sich bei uns die Muhme (*muma* in mehreren Kaukasischen Sprachen Vater), wie die Amme, dagegen die Tante an den Vater-Laut. Manche Sprachen haben sich geradezu mit einem der beiden Laute begnügt, um beide Wörter zu bilden: z. B. in derselben Sprache *nna* Vater, *nne* Mutter, *fa* Vater, *ba* Mutter. (So Gothisch *atta* Vater, *aithei* Mutter). Ist unsere Erklärung der Wörter *Mama* und *Papa* richtig, so kann die Sprachwissenschaft etwas dazu thun, den Streit der Meinungen betreffend das Neffenerbrecht und das väterliche Wochenbett (S. 357) zu entscheiden: sie kann, unsere Auffassung stützend, darauf hinweisen, dass das *tata*, *baba*, *papa* d. h. also der k^*-t^*-Laut mit seinen Diffezirungen kaum jünger sein kann, als das *mama* und der *ma*-Laut: denn sowie das hier war, wurde auch das da, und nun hiess es sofort *papa* neben *mama*, und der *Papa* konnte mit der *Mama* verwechselt werden.

An den *ma*-Laut mag sich ferner anschliessen der Name des ersten Menschen *Manu* und des Menschen überhaupt (I S. 127), und davon leitet sich die Bezeichnung der wichtigsten menschlichen Thätigkeit, des Denkens, ab (vrgl. meinen, Minne S. 91, Lat. *mens*, *memini* Griech. μέμνημαι); denken heisst also „Mensch sein“, nicht umgekehrt, wie man gewöhnlich annimmt, der Mensch der „Denker“. Die Bezeichnungen, denen wir in unserer Sprache für „denken“ begegnen, vom Griechischen νοεῖν und dem Lateinischen *cogitare* bis zum Französischen *penser*, sind meist jüngeren Ursprungs, und unser „denken“, Goth. *thagkjan*, (woraus sowohl denken, wie danken), behauptet darunter jedenfalls in Bezug auf das Alter eine achtungswerthe Stelle.

Aber weder der *Manu* in seiner weiten Verbreitung, noch der ehrwürdige Name der Mutter, so wahrscheinlich es ist, dass sie an den *ma*-Laut anknüpfen, gestatten uns einen weiteren Schluss auf die Herkunft dieses *ma*-Lautes selbst: es ist eben, damit müssen wir uns begnügen, einer der ersten Laute menschlicher Sprachäusserung, hinter dem Urvocal *a* der erste, und zwar darum der erste, weil keine consonantische Lautformung bequemer ist, als *ma*, *na*. Es ist die „erste Articulation auf den Lippen des lallenden Kindes“ (Buschmann, über den Naturlaut) — ganz recht, auch der alten Kinder, aus denen die erste Menschheit am Hindu-Kusch bestand. Wir haben also nichts dagegen einzuwenden, wenn man diese Laute „Naturlaute“ nennt, da wir ja gerade der Meinung sind, dass die Sprache sich auf natürlichem Wege entwickelt habe. Die Kunst kam erst dazu mit der gestiegenen geistigen Reife, und diese offenbart sich in der Sprache dadurch, dass die Laute entwickelt und gesondert werden — wesshalb auch die Zahl der Consonanten mit der höheren Culturstufe steigt, umgekehrt bei niederer Stufe geringer ist (S. 95). Und damit hängt es eben zusammen, dass die Erfindung, oder sagen wir besser die Gewinnung des Alphabetes in der Schrift (I S. 163) erst verhältnissmässig spät erscheint: erst diejenige Stufe der Sprachentwickelung konnte dazu übergehen, an die Stelle der alten Wort- oder Silbenschrift die Buchstabenschrift zu setzen, welche die Laute bereits ausgebildet und gesondert hatte. Aber diese „Naturlaute“ sind darum nicht weniger echte Laute, als alle übrigen Laute, aus denen die erste Sprache sich zusammensetzte; gelänge es uns, die Entwickelung der Laute, wie dies an einigen Beispielen geschehen, rückwärts bis zu der Urform zu verfolgen, so würde sich am Ende die ganze Sprache vor unseren Augen in eine geringe Zahl von „Naturlauten“ auflösen. Wir müssen uns also gegen den Schluss verwahren: „dass Gleichartiges in unbestimmbarer Menge sich auf dieselbe Weise aus dunkeln gleichartigen Gefühlen in den verschiedensten Sprachen erzeugt hat, ohne dass die Uebereinstimmung irgend ein Recht auf Nachsuchen einer Verwandtschaft gewährt“ (Buschmann). Das ist nichts anderes, als wenn man solche nicht zu verkennenden Anklänge in den verschiedensten Sprachen, denen man absolut keine Verwandtschaft zuschreiben kann, statt sie, wie wir

wollen, als Zeugnisse einer verblichenen Urgemeinschaft der Sprache zu nehmen, durch jene Lautsymbolik in genügender Weise erklärt zu haben meint. Das wäre denn auch in der Sprache gewissermassen die „Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise", die an den verschiedensten Stellen dieselbe Lautformung hervorgerufen hätte. Aber die „Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise" lässt uns hier ebenso im Stich wie bei der andern Gelegenheit, wo man sie anzurufen pflegt (S.344), und hier noch mehr weil eine Gleichheit der Laute ja im Grunde genommen gar nicht vorhanden ist, die Laute vielmehr nach den verschiedenen Möglichkeiten differenzirt erscheinen und erst durch die sprachgeschichtliche Forschung auf die ursprüngliche Uebereinstimmung zurückgeführt werden müssen.

Es kommt aber ein anderes dazu, nämlich dass die Uebereinstimmung sich nicht auf diese paar Laute beschränkt: an den verschiedensten Stellen finden sich, wie wir bei verschiedenen Gelegenheiten angedeutet, Anklänge von Verwandtschaft in den Grundelementen der Sprache, namentlich im Pronomen und den einfachen Zahlwörtern, die freilich von den Sprachforschern meist nur schüchtern behauptet wird, da die wissenschaftliche Ueberzeugung unserer Tage dem einheitlichen Ursprung der Sprachen einmal nicht günstig ist. Freilich bedarf es hier der grössten Vorsicht, da ein völliger Gleichklang der Wörter eher verdächtig, als ermunternd ist; solche Uebereinstimmungen sind oft allerdings, wie Pott sagt, „Luggestalten, die durch den Gleichklang sirenenhaft verlocken und die Sinne bethören". Aber Beispielen gegenüber wie Aegyptisch *sas*, Hebräisch *schischschah—schesch*, sechs, Aegyptisch *seχef (sefeχ)* Hebr. *schibah—scheba*, sieben, *sa*, *dua*, *toru* (eins, zwei, drei) in den Malayischen Sprachen, dem Augment *o* im Mexicanischen zur Bildung der Tempora der Vergangenheit (=Sskr. *a*-, Griech. *ε-)*, dem privativen *a* in derselben Sprache (= Griech. *α*- privativum S. 122), solchen Beispielen gegenüber muss auch der Zaghafte Muth bekommen: die ursprüngliche Identität ist hier sehr nahe gelegt und die Lautsymbolik gibt die Erklärung nicht.

Aber da stellt ein anderes Auskunftsmittel sich ein: hier hat, sagt man, eine Uebertragung stattgefunden, der eine Theil hat die Bezeichnungen von dem anderen entlehnt, „ab-

geborgt". Keine Frage, Entlehnung hat zu allen Zeiten stattgefunden und in breitestem Maasse: wissen wir doch, dass manche Stämme der Farbigen ihre sämmtlichen Zahlwörter aus der Sprache des Europäischen Volkes, mit welchem sie verkehren oder, was hier ungefähr dasselbe ist, dem sie unterthan sind, entlehnt und ihre eigenen aufgegeben haben. Sanskritwörter haben sich in Tschina und der Mongolei wie auf der Südsee wiedergefunden, und die Südsee-Insulaner haben fast aus allen Europäischen Sprachen bereitwillig sich bereichert: da findet sich auf der einen Inselgruppe mila für tausend, auf der andern tausani, das Englische book (Buch) ist in der Gestalt pute übertragen, ja das Französische bon jour hat in der Form buschurti Eingang gefunden. Aber eine solche Entlehnung hat auch ihre Gesetze: sie findet nur da statt, wo die entlehnende Sprache das bezeichnende Wort in ihrem Vorrathe nicht hat und auch nicht die Mittel hat, dasselbe aus ihrem Vorrath zu bilden — wenigstens nicht in der gleichen Kürze und schlagenden Verständlichkeit; so haben auch wir viele Wörter entlehnt und bilden noch heute unsere technischen Ausdrücke aus Fremdwörtern. Wo die Entlehnung diese Grenzen überschreitet, wo sie sich auf die Grundelemente der Sprache, wozu wir auch die einfachen Zahlwörter rechnen, erstreckt, da ist es eben, wie bei den Farbigen, die überlegene Cultur des Fremdlings, welche mit ihrem ganzen Wesen auch solche Elemente der Sprache dem unterliegenden Theile aufdrängt. Dies trifft aber bei solchen Beispielen, wie die angeführten, die sich übrigens leicht vermehren liessen, nicht zu. Denn wann und wo sollen Arier, Aramäer und Aegypter in einem solchen Verhältnisse zu einander gestanden haben, dass ein Theil dem anderen Pronomina und Zahlwörter aufdrängen konnte? Wo sind die Spuren, dass etwa die Aegypter in uralter Zeit als überlegener Theil mit den Ariern am Oxus zusammengetreten seien, oder umgekehrt die Arier mit den Aegyptern am Nil? Uralt müssten aber solche Entlehnungen sein; denn zu der Zeit, als die Aegyptische Cultur wirklich eine Ueberlegenheit über die Nachbar-Culturen erlangt hatte, mussten Arier wie Aramäer längst mit ihrem Zahlwort und Pronomen versehen sein, und es wäre einem Aufgeben der eigenen Art gleichgekommen, wenn sie da noch solche Elemente aus der Fremde entlehnt hätten. Dazu wäre es auffallend, dass die

Sprache des unterliegenden Theiles, wenn sie einmal an's Entlehnen gekommen, nur gerade diese Stücke, nicht mehr, nicht die ganze Reihe der Zahlwörter sollte entlehnt haben. Eine Sage kann wandern von Volk zu Volk, sagten wir (S. 346); aber Pronomina und Zahlwörter wandern nicht in dieser Weise, sie mussten längst mit dem Volke, das sie sprach, zu fester Form gelangt sein und innerhalb des Volkes sozusagen bodenständig geworden sein, ehe zu einer solchen Uebertragung von Fabeln der Anfang gemacht wurde.

Die Entlehnung thut also hier ebenso wenig den Dienst, wie die beliebte Blutmischung, womit man die Uebergänge in den Rassengebieten allerwärts zu erklären meinte (S. 171): sie ist eine bequeme Ausrede, wo man sich scheut, der Sache auf den Grund zu gehen und das Kind beim rechten Namen zu nennen. Und so bleibt uns nur die einzig mögliche Erklärung: solche Uebereinstimmungen sind Reste der uralten Gemeinschaft, die bis zum Hindu-Kusch zurückreicht, Reste, die sich erhalten haben aller Zersetzung zum Trotz, welche im Urlande schon durch die blühende Herrschaft der Dialekte, die, wie wir (S. 55) sagten, mit der ersten Sprache entstanden, herbeigeführt und durch die Zersplitterung, welche mit und nach den Wanderungen eintrat, nur immer vermehrt wurde. Damit ist demjenigen, der unserer Frage, warum die angenommene Entlehnung auf so wenige Stücke beschränkt geblieben sei, die andere entgegenstellen wollte, warum die von uns behauptete Urgemeinschaft der Sprache nicht sichtbarer zu Tage trete, die Antwort ertheilt: es lässt sich erklären, wie die ursprüngliche Gemeinsamkeit schwinden konnte ganz oder bis auf wenige Stücke, aber nicht, wie in diesen Stücken die spätere Gemeinsamkeit anders entstehen konnte, als auf Grund der Urgemeinschaft. Im Uebrigen werden sich die sprachlichen Zeugnisse für diese Urgemeinschaft ohne Zweifel mehren, wenn man einmal anfängt die Sprachen der niederen Rassen nicht zu dem Zwecke zu vergleichen, um die Beweise für die Unmöglichkeit der Anknüpfung zu finden, sondern umgekehrt um die aus der Urgemeinschaft geretteten Spuren sorgfältig zusammen zu lesen und die verblichenen Züge der ursprünglichen Familienähnlichkeit wieder aufzufrischen. Zu diesem Ziele führt nur die gründliche Erforschung der Lautgesetze und der Entwickelung der Laute in den einzelnen Sprachen.

Diese Erforschung ist uns freilich bei den niederen Rassen an den meisten Stellen erschwert, ja vielleicht unmöglich gemacht, da uns dort nicht, wie in unserer Familie, literarische Denkmäler aus älteren Zeiten zu Gebote stehen, aus denen wir den Fortschritt der Sprachentwickelung herauslesen könnten — die Entdeckung der beiden alten Literaturen, der Indischen und Eranischen, war ja gerade der Ausgangspunct für die vergleichende Sprachwissenschaft; aber wo sie möglich ist, da muss sie uns zu den einfachsten Lauten, unseren *a*, *ma*, *na*, *ka*, *va*, *ba*, *pa*, *ta*, *sa* gleich, und zu der Urgestalt der Wurzeln zurückleiten, und diese werden, trotz aller Wandelbarkeit der Sprachelemente, gewiss in vielen Fällen die Probe auf eine Anknüpfung bestehen. Nehmen wir den Laut *en* der Hieroglyphensprache, dessen wir oben Erwähnung thaten: stellen wir den Urvocal *a* her, so sind wir bei dem *an* unserer Sprachen angelangt und es wird nicht undenkbar, dass sich das Aegyptische *en* und das Französische *en*, das Uralte und das Modernste in dem Modernen der Sprachentwickelung, hier begegnen. Es ist nicht genug, „ein paar Dutzend an's Indogermanische anklingender Wurzeln“ (S. 56) einfach bei Seite zu werfen, wenn es sich um die Verwandtschaft des Arischen Sprachstammes mit dem Aramäischen handelt; sobald auch nur ein paar Dutzend solcher Wurzeln zugestanden sind, sind wir uns Rechenschaft schuldig, namentlich wenn dazu Pronomina und Zahlwörter gehören. Man fahre also nur fort, das „allgemeine Urvieh“ (S. 57) zu suchen; wenn es auch niemals gelingen wird, dasselbe leibhaftig vor Augen zu stellen, wir werden ihm immer näher kommen und die Furcht vor seiner Unnahbarkeit wird immer mehr schwinden.

Gelänge es uns aber jemals, auch nur annähernd eine Summe von Wörtern oder sagen wir lieber Wurzeln als zu dem Bestande der Sprache des ersten Menschenvereines am Hindu-Kusch gehörig zu ermitteln, dann dämmerte uns die Hoffnung, hier wie bei der Vergleichung der über die Erde gebreiteten Sitten und Bräuche (S. 352) zu dem Ziele zu kommen, dass wir auch aus der Sprache, und aus der Sprache vor allem, uns einen Schluss erlauben dürften auf den Bildungsgrad, den die werdende Menschheit bereits im Urlande erlangt hatte, ehe dieses sich wellenartig nach allen Seiten hin dehnte, bis zuletzt die

weiten Länder der Erde allesamt ihre menschliche Bewohnerschaft erhalten hatten. Seit der Mensch sprach d. h. also seit es Menschen gab, müssen sich ihre Anschauungen begegnet sein, die Anfänge einer gewissen Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens müssen sich sofort eingestellt haben. Wir müssen dies um so bestimmter annehmen, je bestimmter wir gewisse Reflexionen bereits als Errungenschaften des ersten Menschenvereins am Hindu-Kusch bezeichnen können. Setzt die Feuerbereitung eine Verständigung durch die Sprache voraus, so noch mehr der Steinbau; und vollends wären die Reflexionen, welche wir der Sitte der Beschneidung zu Grunde gelegt haben, ohne die Sprache nicht denkbar. Aber unsere Untersuchungen haben gezeigt, wie die Sprache ein flüssiges Element ist, das erst gebunden wird mit der Sesshaftigkeit des Volkes, und auch da nur bis zu einem gewissen Grade; und daraus ergibt sich die entmuthigende Gewissheit, dass unsere Bemühungen in dieser Beziehung vergeblich sein werden: die Sprache ist weitergetragen worden vom Urlande aus in alle Theile der Welt; aber was man bereits in diesem Urlande sprachlich zu bezeichnen gelernt hatte, ist heute aus dem Bestande der Sprachen nicht mehr zu ergründen. Für den Arischen Urstamm am Oxus konnten wir eine bedeutende Höhe der Entwickelung aus dem gemeinsamen Wörtervorrath erschliessen (I. S. 37); aber da sind wir auch an der Grenze des Erkennbaren angelangt; jenseits der Arischen Existenzen drückt finsterer Nebel die Gegend, durch welchen wohl als die Zeugnisse einer älteren Urgemeinschaft der Menschheit die gemeinschaftlichen Traditionen und Bräuche in zweifelhaftem Dämmerlichte durchschimmern, der aber die Zustände dieser Urgemeinschaft und namentlich das Werden und Wachsen der Ursprache des Menschengeschlechts dem forschenden Auge für immer verbirgt.

Damit sind wir am Schlusse unserer Untersuchungen angelangt — am Ziele, würden wir lieber sagen, wenn wir uns nicht leider gestehen müssten, dass wir in so manchen der aufgeworfenen Fragen noch weit vom Ziele sind und froh sein müssen, wenn die Grundlagen, die wir zu legen versucht, sich haltbar erweisen. Der Verfasser dieses Buches will sich gerne bescheiden, dass manches von dem, was er für glaublich

nahm, bei erweiterten Kenntnissen dereinst als unhaltbar erwiesen wird; aber diese Ueberzeugung wagt er zum Schlusse noch einmal auszusprechen: jede fortschreitende Forschung wird dem Ziele näher kommen, das wir gesucht, dem Beweise für die Einheit unseres Geschlechtes.

Schlussbemerkungen. Sechszehn öffentliche Beurtheilungen des ersten Theiles dieses Werkes sind mir zu Gesicht gekommen, 12 in Zeitschriften, 4 in Zeitungen. Drei davon sind ablehnend, zwei in der bekannten, hier nicht näher zu charakterisirenden Weise, die mit den Prädicaten „unwissenschaftlich“ und „nichts — wissen“, natürlich den Beweis schuldig bleibend, schnell fertig ist. Ich bin darüber ruhig: auch die Jenaer Wissenschaft wird von meinen Forschungen gründlich Notiz nehmen und meine Resultate als „wissenschaftlich“ anerkennen müssen. Die 13 anderen sind anerkennend, zum Theil über Verdienst, und auch wo etwas auszusetzen war, wohlwollend — wofür ich den mir (bis auf eine Ausnahme) persönlich unbekannten Verfassern danke, mit dem Versprechen, dass alle Ausstellungen genau erwogen werden sollen.

Manches, was im ersten Theile meinem Plane gemäss nur angedeutet werden konnte und dadurch zu Missverständnissen oder unklarer Auffassung Veranlassung gab, erledigt sich durch die genaueren Ausführungen des zweiten Theiles von selbst. Einige Ergänzungen und Berichtigungen mögen hier noch folgen:

I. S. 13 l. winziges st. einziges Gräslein.

S. 40 ist aus Pictet übersetzt: in Frankreich eingebracht; es soll wohl Angleterre im Originale heissen.

S. 65 und 75 l. Vorsetzung und vortönend st. Versetzung und vertönend.

S. 87 die „Methathese“ hat im zweiten Theil ihre Begründung erhalten.

S. 123 M. füge zu: — bezeugt ist. Jetzt hatte der Altlas seinen geographischen Platz gefunden, den er bis heute behauptet hat: auf die Nordküste Africas. So war es aber nicht zu den Zeiten Homers; denn ἀμφίς, das offenbar von dem „ringsher“ ausgegangen ist, bedeutet seiner Etymologie nach „zu beiden Seiten“ d. h. rechts und links von der Meeresstrasse, die hier den Spalt bildet. Die „gewaltigen Säulen“, die Atlas trägt,

sind also die „Säulen des Hercules“, wie die spätere Zeit sie nannte; diese verdanken ihr Dasein der Identificirung des Griechischen Herakles mit dem Phönikischen Sonnengotte Melkart, der die 12 Arbeiten unternimmt d. h. die 12 Zeichen des Thierkreises in seinem jährlichen Laufe zu bewältigen hat Den Phönikiern war von den beiden Säulen des Weltberges der Berg Kalpe der wichtigere, welcher auf dem Terrain lag, das von ihnen besiedelt und ausgebeutet wurde, im Spanischen Lande; damit waren die Griechen für die Uebertragung ihres Atlas auf die andere Seite, die Africanische, angewiesen, welcher der Vorzug blieb, dass sie weniger bekannt und desshalb geeigneter war für die Aufnahme des Weltberges mit seinen mystischen Gestalten. So konnte die Homerische Ungewissheit in Betreff der Lage des Atlas zu Herodots Zeiten bereits einer bestimmteren Angabe weichen, bis denn endlich der in den Höhen schwebende Begriff an dem bestimmten Puncte sich niederliess: heute kennen wir nur den Berg, nicht den Weltberg Atlas. Wichtig etc.

S. 332 füge Komma zu: das war, am Atlantischen Ocean, das Ende etc.

II. S. 9 l. triftigsten st. kräftigsten.

S. 44. l. legte sie st. er.

S. 68 in Zeile 11 ist einzuschieben: die Anfänge unserer Sprache sind nicht besser gewesen, darauf etc.

S. 120 vgl. 51. Die Vocalsteigerung kann, soviel bedeutende Sprachforscher auch bereits ihre Kräfte daran versucht, ihrem Wesen nach noch nicht als aufgeklärt betrachtet werden. Ich fasse hier noch einmal meine Anschauung kurz zusammen; ob sie haltbar ist, mögen die Fachgelehrten untersuchen:

Die Vocalsteigerung ist nichts anderes als die Wirkung der Schmarotzerlaute, die den consonantischen Urlauten *k*-t** mit ihren Differenzirungen anhafteten. Der Schmarotzerlaut des Suffixes tönt in den Vocal der Stammsilbe hinüber (vgl. *θεουδης* aus *θεοδϝής*), ein Process, mit dem genau unser Umlaut und die Fälle wie *φέρεις* aus *φερεσji* (S. 124) übereinkommen. (Danach ist auch, was S. 85 über *φέρεις* gesagt ist, genauer zu fassen). In dem Zwitterlaute *k*-t** gestaltet sich der Schmarotzerlaut zu *y* (*j*) oder zu *v*, jenachdem die Aussprache mehr vorn im Gaumen (nach der *t*-Region hin) oder hinten (nach der *k*-Region hin) erfolgt. Der Urvocal *a* verdünnt sich (spaltet sich, wie man gewöhnlich sagt) zu *e*

und *o*; so kann aus *a* mit dem Schmarotzerlaut *ei* und *oi* werden und die in ihrem Ursprung gleich gültige Variirung wird in der weiteren Entwickelung der Sprachen zu einem die Bedeutungen trennenden Kennzeichen (Griech. πειθ- Präsensstamm, ποιθ- Perfectstamm). Die Urgestalt der Wurzel müsste danach den Urvocal *a* gehabt haben, der aber sofort dem Wechsel unterworfen ist (πειθ-ποίθ-; im Aoriststamm zu πιθ- verdünnt). Tritt zu dem zu *e* und *o* gespaltenen Urvocal der Schmarotzerlaut *v* hinzu, so entsteht *eu*, *ou* (Goth. *baud-*, *beud* — wie *beute* für *biete* erhalten ist — *biud-* Präsensstamm, *bauth*, *bouth*, *bot* Perfectstamm). Damit sind nicht alle Erscheinungen, die man unter dem Namen der Vocalsteigerung unterzubringen pflegt, sofort erklärt; aber vielleicht ist dieses der Weg zur Erklärung und ein fester Ausgangspunct. Die zweite Steigerung muss auf der ersten in ähnlicher Weise stehen, wie die zweite Lautverschiebung auf der ersten; die Arische Ursprache kann nur eine Vocalsteigerung gehabt haben. — Mit der Vocalsteigerung steht zusammen die Ersatzdehnung (S. 124). Wörter wie λέων, ποιμήν hatten also nie ein ς im Nominativ; sonst stände λέους (wie ὀδούς) und ποιμείς (wie μείς Jonisch für μήν, S. 137).

S. 124 ist das *c* in *hic* betreffend beizufügen: das *c* ist der Rest der Demonstrativpartikel *be*: *hi-ce*, daraus *hic* (und so überall in den ähnlichen Fällen *sic*, *istic*, *nunc* etc.). Dieses *ce* ist aber (wie *que*, mit welchem es auch verwechselt wird in *huiusque* st. *huiusce*) ein directer Sprössling aus *k*a*. Ebenso muss wohl auch das *h* in Goth. *jah* (S. 129, gewöhnlich erklärt *ja-uh*) beurtheilt werden, vielleicht auch das *i* in καί (ebendaselbst), wobei wir an das Griech ι-Demonstrativum erinnert werden. (Vgl. auch οὐ-χι, οὐ-κ, und *mi-ch*, *di-ch* in unserer Sprache). *Hi-c* ist demnach eine Verbindung zweier Abkömmlinge des Urlautes *k*a*, die erst möglich war, als beide sich selbstständig zu getrennter Form und Bedeutung entwickelt hatten. (So auch in manchen Eigennamen z. B. Aryavarta, Asgard I S. 184, Herbert, Gerhard, Bernhard). Unser dialektisches *he* (= er, Engl *he*) entspricht also ganz genau dem Lat. *hi-*, während unser Femininum *sie* (schon Goth. *si*, Engl. *she*) den über *t** entwickelten *s*-Laut hat.

S. 131 *ge-* ... inne wohnte. Diese ursprüngliche Kraft ist auch in unserer Sprache nicht erloschen, ohne Spuren zu hinterlassen: *gesunfader* „Söhne und Vater“ heisst es im Heliand

(Hildebrand, in Grimms Wörterbuch), *ge* vollständig gleich dem Lat. *que*, nur dass dieses am Schlusse steht: *filii paterque*. Ebenso weisen Spuren auf ein verschollenes *gahver, gihver* hin = Lat. *quisque*, (hier knüpft auch unser *je-der* an, *je* aus *ge*, wovon ein andermal). Im Altsächs. ist *gihwat, quodcunque*, erhalten, und daneben steht im Altnord. *hvatgi*, (*hvatki*) — kann es einen sicherern Beweis geben für unsere Behauptung, dass Präfigirung und Suffigirung ursprünglich nebeneinander bestanden und keinen Gegensatz bezeichneten! — Zahlwörter etc.

S. 131 zu κεῖνος ist zuzufügen: das ε in ἐ-κεῖνος ist das ansetzende ε (S. 104), das darum des Tones entbehrt. Die kürzeren Formen ἐ-κεῖ, ἐ-κεῖ-θεν etc. beweisen bloss, dass das *n* nicht integrirender Theil der Wurzel war, wie neben *an-na*, *am-ma* der einfache Urvocal *a* (erhalten im Augment etc. S. 134) zur Demonstration dient, sie beweisen aber nichts gegen das *k**-Präfix an der Spitze; dieses ist in all den aufgezählten Formen enthalten so sicher, wie es im Sskr. *ana,* jener, fehlt (welches eben der ursprüngliche Laut ist, woraus sich *jener* und *ander* und die Negation entwickelt haben). Vgl. unser *o-der, neben an-der, son-der.* Möglich ist, dass κεῖ (wie oben καί) direct aus *k*a* abgeleitet ist, möglich auch, dass (wie in οὐ aus ουε S. 122 wo die Verweisung auf Scherer, zur Geschichte der Deutschen Sprache, zuzufügen ist) das ν durch Contraction geschwunden ist. In so vielgebrauchten, dem Verschleiss so sehr ausgesetzten Wörtern wird der Weg der Herleitung im Einzelnen gewöhnlich dunkel bleiben; für unsere Zwecke genügt es, dass das *k** an der Spitze ausser Zweifel gestellt ist. Die Descendenz der beiden Urlaute *ma* (*na*) und *k*a* ist übrigens mit den im Buche behandelten Wörtern keineswegs erschöpft; es gehören dazu noch eine Reihe der gangbarsten Wörter und Wörtchen, die alle anzuführen nicht in dem Plane meines Buches liegen konnte.

S. 134 unten füge zu: — vollzogen hatte. „Die Wortpartikeln sind Raumpartikeln; aus ihnen entstehen Pronomina und Zahlwörter, und sie werden als Casussuffixe verwendet", sagt Scherer, (Zur Geschichte der Deutschen Sprache) sehr richtig. Der Laut *ama* etc.

S. 143 Mitte l. bloss, von der Neugeburt genommen.

S. 154 Zu *gero, germen* auch *germānus* (der leibliche Bruder), dessen langes *a* es verschuldet hat, dass die Römer und wir nach ihnen Germānen sprachen und sprechen statt Germannen.

S. 156 zu den Sporoi des Prokopius: damit wird uns die Vermuthung Bacmeisters (Alemannische Wanderungen): „vielleicht ist auch die Spree nichts anderes als der Serbenfluss", zur Gewissheit. Der Oberlauf der Spree gehört dem Gebiete an, wo die Slavische Zunge sich bis heute behauptet hat. Die Namen Zerbst und Zörbig, die Bacmeister vergleicht, zeigen die Wurzelgestalt *Srb.* Wie weit die Metathese, die als Eigenheit vorzugsweise der Slavischen Sprachen gilt, auch in anderen Sprachen Platz gegriffen hat, kann Gegenstand einer besonderen Untersuchung werden. Zu *spargo*, *σπείρω* (S. 153) steht unser Spreu und sprengen (*adspergo, be-sprengen*), deminutiv *sprenkeln*, dazu auch springen, spritzen, spriessen, sprossen! Die Deutschen Wörter haben alle die Metathese, die wir in manchen anderen Beispielen (Brot S. 143 neben Bart, der „sprossende", — zur Bedeutung vgl. unser *Haar,* und Lat. *crinis* zu *cresco* — Griech. *ἔρδω* neben *ῥέζω*, Lat. *vulpes* neben *lupus* etc) nachgewiesen haben.

S. 216 oben ist genauer zu fassen: das waren die ersten Schichten, die Descendenz des Cham und in weiterer Verbreitung des Kusch (S. 26), die Farbigen etc.

S. 286 o..... Slavische Spross abgestorben und ganz Europa, dem Orient gleich, ein Pfuhl der Thaten- und Hülflosigkeit sein wird, etc.

Minder bedeutende Versehen, wie S. 32 u. nun beobachten, S. 75. Lautsymbolik, S. 83 *jin,* S. 89 *ϑε–*, S. 131 worden (zusammen zu rücken), S. 137 *sam,* S. 143 *quercus*, S. 143 Lat. *equus*, einzufügen, S 144 Bär, S. 151 Sippe-*gart* (Asgard), S. 156 Sporoi, S. 156 Lat. *salv-,* S. 202 Humboldt, S. 226 6000 S. 292 inférieure etc. wird der freundliche Leser leicht selbst verbessern.

Alphabetisches Inhalts-Verzeichniss.

Seite.

A, der Urvocal, zu e und o gespalten 105
Für lang a im Griechischen lang e 105
Aa, Aar, Ahr 147
Abessinien 169
Ablaut 51
-âc, -ach, bei Flüssen und Städten 147
Acclimatisationskrankheiten 228
Ackerbau, die Grundlage der Cultur 247
Aegypten, Einwanderung . 303
Aegyptische Sprache . 27
Aethiopische Rasse . 162, 192
Affixe 13
Africa, Einwanderung der Africanischen Menschheit . 304
Agglutination 12
Aia, Aig, Apia 137
Aino 339
Alamannen 137. 297
Alb, Albania, Albaine . 137
Albion 137. 145
Alpes 137. 145
Alphabet 370
America, Americanische Rasse 162
Americanische Sprachen 30. 65
Einwanderung der Americanischen Menschheit . . 309
Wanderungen im Continente 316
Der Americanische Typus mit dem Asiatischen übereinkommend 312
Uebereinstimmungen in Sitten 320
AR, Wurzel AR-, ... 116
Ihre Descendenz . . . 141
Zur Bezeichnung des Bodens 142
dto. des Aufwuchses . . 142
„ von Thieren . . . 143
„ der Höhe 144

Seite

Zur Bezeichnung der Eigenschaften der Höhe . . 147
dto. des Wassers . . . 147
„ der Metalle . . . 148
„ des Schnees u. Eises 148
„ der Burgwehr . . 150
„ der Ehre und Tüchtigkeit 151
Arabien, nicht Ursitz der Semiten 140
Argos, Achaioi 137
Ariername und seine Incarnationen 137. 151
Arisch und Aramäisch ursprünglich zusammenfallend . 54
Arische Rasse . . . 181. 192
Arischer Urstamm . 32. 197 242. 287
Arndt 283
Art, Abart 160
Asen, Asia 137
Aspiratae 96
Augment 45. 49. 135
Australier . . . 60. 163. 246
Weg der Einwanderung . 321
Azteken, Azlan . 316. 317
Backenknochen . . . 207
Bacmeister 50. 380
Bantu-Neger 306
Bartwuchs bei den Farbigen 204
Basken . . 30. 62. 181. 189
Bastian 236
Begabte Nationen . . . 287
bekos 71
Berber 169
Bergion 145
Beringsstrasse 309
Berlin 255 268
Beschneidung 355
Bismarck 289
Bleek 64. 69
Blumenbach . . . 162. 174
Bodengestalt s. Wohnplatz
Brachycephale Schädel . 125
Brennerpass 145
Brennus 145

Briten 138
Brünig 145
Buro-tu 340
Buschmann 370
C im Lateinischen wie z gesprochen 99
Camper'sche Gesichtswinkel 173
Cäsar 290
Cato 278
Cham 27
Cham'scher Fluch . . . 225
Charites 150
Classe (in der Naturkunde) 161
Conjunctionen, Entwickelung der Conjunctionen und Bildung der Nebensätze . 87
Consonanten, Zahl der Consonanten 95
Eintheilung der Consonanten 96
Zungenlaute und Gaumenlaute ursprünglich nicht geschieden 98
Consonantenhäufung . . 102
Erweichung der Consonanten behufs Erleichterung der Aussprache 107
Consonanten der integrirende Theil der Wurzeln in den Aramäischen Sprachen , 17
Cook 327. 330
Cultur, reibt die Völker auf 267
Cuno 264
Curia 138
Curtius . . 90. 93. 97. 123
Darwin 70. 164. 167. 168. 198. 202. 204. 265. 271. 272. 310
Deutsche Sprache, Entwickelung derselben . . . 109
Deutschlands Spaltung . 255
„ doppelte Blüteperiode 279
Dialekte 38. 39. 94
Dolichocephale Schädel . 175
Draviden 29. 43. 51. 187. 231.
Dualis 82
Eigennamen 116
Einheit der Menschenart 164. 167. 172. 228. 230. 363
Einverleibung . . 14. 42. 314
Elbe 147
Elburs 137
Elf (Flussname) 147
Elfen 145
Elsass 137
Endungen, ursprünglich selbstständige Wurzeln . . 47
Endung des Griechischen Verbums 84
Englands Stellung in Europa 254
Ersatzdehnung . . 124. 378
Eskimos 42. 170. 203. 209. 236 314
Europäisches Gleichgewicht 253
F im Lateinischen für dh, ϑ 97
Farbigen, Untergang der Farbigen 219
Fellahin 226
Feuerbereitung 351
Finnen 170
Flexion 15
„ der Aramäischen Sprachen 53
Flüsse, ihr Einfluss auf die Gestaltung des menschlichen Lebens 251
Fortschritt der Menschheit 265. 369
Franklin 233
Frankreichs Stellung in Europa 275. 279
Fulbe 169
Fulda 147
Galla 169. 308
Gattung 161
Ge-, Vorsilbe ge- im Deutschen
Gehirn . . . 130. 205. 378
Geiger 65. 76
Genies 287
Gerland . . 178. 184. 198. 211. 216. 304
Seine Rasseneintheilung 188
Germani . . 136. 141. 379
Geschlecht, Bezeichnung des Geschlechts beim Nomen 78. 125
Gothische Sprache . . . 109
Gotthard 141
Grazien 150
Griechenlands heutige Stellung 264
Grill 53
Grimm . 74. 102. 106. 146. 353
Guanchen 332
h und s, Wechsel, . . . 101

Haar, als Rassenmerkmal 177. 210
Haeckel 58. 177
Halmfrüchte 246
Hamiten 187
Hannibal 269. 299
Hara, Harz, Hard . . . 141
Hausthiere, ihre Verbreitung 246
Hautfarbe, als Rassenmerkmal 172. 198
Hebriden 199
v. Hellwald 166 263. 291. 317. 320. 339
Herder 73
Hermann 141
Herodot . . . 70. 347. 357
Hindu-Kusch, die geeignetste Stelle für die Urheimath des Menschengeschlechts 298. 304
Hirtenstämme 247
homo alalus . . . 9. 58. 352
Hottentotten . 178. 181. 203. 307. 345
„ ihre Sprache 43. 64.
Humboldt, Alexander 202. 296. 319
„ Wilhelm . 335 344
Hund, seine Verbreitung . 245
Jägervölker 242
Japanesen 339
Javan 137
Iberen 138
Incas 316 319
Indianer 65. 236
Indifferentismus 281
Infixe 13
Inseln 246
Interjectionen 75
Iren, Iron 137. 138
Iskaevonen 137
Italiens Spaltung 254
„ Stellung in Europa 264. 277
Juden, ihre heutige Stellung 282
k*a, Urlaut, . . 117 ff. 367
Kaukasus 29
Kaukasische Rasse . . 162
Kaukasusvölker 181. 189. 194
Kaukasische Sprachen . 63
Kleinasien 140
Klima, sein Einfluss auf den Menschen 247
Korea 340
Kreta, Κουρητες 138
Kuschitische Schicht . 26. 216
l u. r, Wechsel 100
Lappen 170
Lautsymbolik 75. 367
Lautverschiebung . . . 106
Lemurien 338
Livingstone 201
Lud 140
Lykurg 271. 273
ma, Urlaut, . . 121 ff. 367
Maas-Mosel 298
Mais 320
Malayen 163. 325
Herleitung des Namens . 335
Malthus 274
Mama 368
Manu 369
Maori 327
mar, Geschichte der Wurzel mar 89
Marae 331. 359
Meer, sein Einfluss auf die Gestaltung des menschlichen Lebens 250
Mensch, der Mensch das Ziel der Schöpfung . 165. 364
Menschenfresserei . 243. 356
Menschenopfer 355
Meroe 305
Mestizzen 166
Metapher 90
Metathese 103
Mexico, seine Cultur . 258. 316
Miao-tse 302. 323
Mikrocephale 205
Missregierungen 263
Mittelländische Rasse 187. 194
Modusformen, Wachsthum derselben 86
Moi 323
Mommsen 253. 277
Mongolische Rasse . 162. 186
Monogenisten 164
Mounds . . . 316. 318. 321
Mulatten 166
Müller, Friedrich . . 58. 359
Seine Rasseneintheilung 177
„ Max 9. 37. 39. 56. 76. 89. 348

Mungo Park 203
Mythologie 92. 348
Nahrung, Einfluss der Nahrungsqualität auf den Menschen . . . 207. 243. 246
Napoleon . . 254. 263. 299
Nationen 289
Tod der Nationen . . . 262
Naturlaute 370
Natürliche Grenze . 275. 301
Naturvölker 241
Neffenerbrecht 357
Negation, ihre Entwickelung 122. 132
Neger 190. 233 305
Neutrum, t Zeichen des Neutrums 125
Nibelungenlied 280. 290. 348
Nomen, Priorität des Nomens oder des Verbums 77. 123
Nominativsuffix sa . . . 124
Nothfeuer 352
Oceanische Rasse 193 325 339
Onomatopoietische Theorie 73
Orthognathismus . . 174. 175
Osterinsel 331
Papa 368
Papuanen 163. 178 183 249 325. 345
Participia, Gebrauch derselben 88
Perfectum, innere und äussere Bildung beim Griechischen Perfectum 126
Perkunas 144
Peruaner 205. 316
Peschel 170. 173. 176. 190. 201. 222. 235. 240. 276. 310. 345. 352
Seine Eintheilung der Menschenrassen 185
Pflanzenwelt, Einfluss auf das Leben der Menschen . 244
Pluralbildung 47
Polens Untergang 262
Polygenisten 164
Polynesier 163. 325
Population, Anwachsen derselben 273
Pott 367. 371
Praefixe 13. 43
„ Unterschied zwischen Suffigirung u. Präfigirung ist zufällige Variation 43. 116. 183
Praefixe, Praefigirung in den Arischen Sprachen 45. 130. 135
Praepositionen bei Homer 44
Praesens, Bildung des Praesens mit dem Suffix *k*a* u. *t*a* 127
Preussens Fortschritte . . 284
Prognathismus . . 174. 175
„ Entstehung desselben 206
Pronomina, Entstehung derselben aus einer Urform 118
Das Pronomen der 2. und der 3. Person aus einer Grundform gebildet 121
Pronomina mit Präfix- und Suffixbildung 131
Die ersten Pronomina und Zahlwörter aus Ortspartikeln entstanden 134
Quirites 138
r und l, Wechsel, . . . 100
Rasse 161
Die 5 Rassen Blumenbachs 162
Rassenunterschiede nicht stätig 168
Uebergänge . 169. 176. 184.
Zahl der Rassen . . . 185
Rassen-Eintheilung geographisch 193
Rassenbildung durch die psysische Verschiedenheit der Wohnplätze 197
Rassenzonen 213
Urrasse . . . 214. 245
Urzustand des Menschengeschlechts 241
Rassenbildung autochthon 63. 225
Zähigkeit des Rassentypus 226. 296
Veränderlichkeit desselben 227
Geistige Fähigkeit der niederen Rassen . . . 233 ff.
Die Unterschiede der geistigen Fähigkeiten aus der Verschiedenheit der Wohnplätze erklärt 242 ff.
Rassenanlagen 291
Rauch 166. 184. 201. 208. 210

Reduplication . . . 83. 119
Reformation 251
Rénan 292
Retzius 175
Rhein, das erste Deutsche Leben am Rhein 251
Ritter 293
Rohlfs 306
Ruhr-Roer 298
Russlands Stellung in Europa 254. 286
„ in Asien . . 261
s aus t* entwickelt . 119. 153
s und h, Wechsel, . . . 101
sa, Nominativzeichen . . . 123
Savaiki . . 101. 298. 329. 340
Schädel, als Rassenmerkmal 173
Schädelunterschiede . . 202
Schädelpressungen . 204. 312
Grösse des Schädels . . 205
Der weibliche Schädel . 206
Scherer 379
Schichtenweise breitete sich die Menschheit vom Hindu-Kusch aus . . 25. 216. 256. 291
Schleicher . . . 9. 56. 73. 77
Schlözer 291
Schnalzlaute der Hottentotten 65
Schönheit, Begriff derselben 203
Schrader 140. 191
Serben 152. 380
Simrock 136
Slaven 156
Spessart 141
Sprache, isolirende . . 10. 25
„ agglutinirende . 12. 26
„ flectirende . . 15. 31
„ polysyndetische s. Einverleibung.
Zusammenhang und stufenmässiger Fortschritt in den drei Sprachenclassen . . 18
In der geschichtlichen Zeit ist keine Sprache entstanden 19
Verschlechterung der Form bei den flectirenden Sprachen 20
Entwickelung der Sprache vom Hindu-Kusch . . 25
Urverwandtschaft aller Sprachen 34. 365
Veränderung der Sprachen 36
Ursprung der Sprache . 69
Entwickelung der Sprache aus einem Urlaut 76. 367
Ziel der Sprachwissenschaft 114. 156. 374
Sprache als Classificationsmittel 179
Untergang von Sprachen 180
Sprache und Rasse decken sich nicht 181
Sprachentausch . . 41. 182
Verwandtschaft der Sprachen 35. 182
Alte und neue Sprachen 265
Dauerhaftigkeit der Sprache 296
Spree 380
Stein 283
Steinthal . 9. 24. 120. 349. 351
Sudan-Neger 306
Suffixe 13. 43. 116
Sündfluth . . . 337 344. 351
Synonyma 111
t*-, daraus das Pronomen der 2. u. 3. Person entwickelt 121
-t als Zeichen des Neutrums 125
Tataren 208
Tatuiren 353
Tebu 169
Tell 346
Tempusformen, Wachsthum derselben 84
Teocalli . . . 317. 321. 359
Thierwelt, Einfluss auf das Leben der Menschen . . 244
Thurmbau-Tradition . . 360
ti- im Lateinischen wie zi gesprochen 99
Tod der Nationen 262
Tolteken 318
Traditionen 344
Trialis 82
Tschina 27. 252. 291
seine Cultur 257
seine Zukunft 261
sein Stillstand 276
Einwanderung der Urväter 302
Tschinesische Sprache 10. 23 28. 49. 112.
Turanier 29. 43

Türken 170. 171. 181. 189. 208. 211. 277
Türkische Sprache . . 62
Ulfilas 20
Umlaut 50. 105. 120
Ungarn 170
Untergang der Farbigen 219
Urrasse s. Rasse.
Ursprache 56. 72
V, zu b geschlossen. 117. 137
Vara 138
Veränderlichkeit und Vererbung 198
Verbum, Priorität des Nomens oder des Verbums . . 77
Das Griechische Verbum 83
Entwickelung der Personal-Endungen beim Verbum 84. 97. 121. 122.
Bildung des Perfectums 126
Verba contracta . . . 129
Vereinzelung, ihr Einfluss auf die Gestaltung des menschlichen Lebens 252
Verjüngung der Völker . 264
Vermischung der Rassen 165. 171. 209
Virey 174
Vocale, ihre Entwickelung 101
Vorherrschen der Vocale in den Sprachen der niederen Classen 102
Ansetzende Vocale an der Spitze der Wörter . . 104
Vocalharmonie in den Turanischen Sprachen . . . 51
Vocalsteigerung 51. 119. 377
Vocalwandelung in den Aramäischen Sprachen 52. 103
Völker, alte und neue . . 264
Volksgeist, Volkscharakter 287
Waitz 236. 238. 318. 336.
Wanderungen 295 ff.
Weisse Thurm 297
Werra-Weser 147
Wilde, Bezeichnung . . . 241
Festhalten der Wilden an ihren alten Gewohnheiten . . 222
Geistige Fähigkeiten der Wilden 233 ff.
Wohnplatz, sein Einfluss auf den Menschen 249 ff.
Falsche Consequenzen dieses Gesetzes 256
Wolchen 29
Würtemberg, Würzburg 298
Wurzeldeterminative . . 93
-ya (-ja) Suffix 127
Zahlwörter 79
Zetacismus 99
Zuchtwahl, geschlechtliche 204

Verzeichniss der erklärten Wörter.

I. Griechische Wörter.

α privativum . 122
ἀγρός . . . 142
αἴρω 145
ἄκρος . . . 145
ἄλλος . 122. 132
ἅμα 134
ἄν 122
ἄνευ . . 122. 133
ἀράομαι . . . 152
ἀργός . . . 148
ἀργύριον . . 149
ἀρετή . . . 151
ἄριστος . . . 152
ἀρκέω . . . 150
ἄρκτος . . . 144
ἀρόω ἄροτρον . 142
ἄρουρα . . . 142
ἄρτος . . . 143
ἄρχειν . . . 151

βαίνω . . . 128
βαρύς 154
βραδύς . . . 90
βούλομαι . . 155

γέ 130
γέρων . . . 143
γελάω . . . 149
δέ 121
δέδιμεν . . . 121
δένδρον . . . 125
δίδωμι . . . 96
δοῦλος . . . 155

ἐγώ 134
εἰμί 121
εἴρω 154
εἷς 133
ἐκεῖνος . . .
ἔνιοι . . 122. 133
ἔραζε 142

ἔργον 142
ἔρδω-ῥέζω . . 142
ἔρημος . . . 146
ἔρρω 154
ἐρύω, ἔρυμα . 150
ἔρχομαι . . . 145

ἦρ 143

θε- (Wurzel) . 89
θερμός 97. 150. 154
θυμός, θύω . 91

ἵππος . . . 143

καί 130
κάρτα . . . 151
κέ 130
κεῖνος . 131. 379
κράτος . . . 151
κρίθη . . . 143
κύριος . . . 152

λύκος . . . 144

μειλίχιος . . 90
μέλδειν . . . 90
μέν μένω . . 121
μή 122
μήν 137
μία 134
μύλη 89

ναί 135
νή 122

ὁ und ὅς . . 118
οἷος 133
οἰόρ 141
ὅλος 155
ὀρέγω . . . 145
ὀρθός . . . 145
ὄρος 144

ὅς = suus . . 153
οὔ 122
οὐδείς . . . 132
οὔτις . . . 132

πέκτω . . . 128
πέντε, ποῦ, πότερος etc. . . 119
πέσσω . . . 128
πράττω . . . 128

ῥήγνυμι . . 128

Σείρηνες . . 154
Σείριος . . . 154
σέλας, σελήνη 154
σίδηρος . . . 148
σμερδαλέος . 90
σός 153
σπείρω 128 153. 154
σύν 134
σύ 153
σφάζω . . . 128
σφεῖς . . . 153
σφός 153

-τε 118
τείνω 128
τέτυπα . . . 84
τίθημι . . 89 96
τίς 118
τύπτω . . . 128

ὕδωρ . . . 147

φέρω 143
φεύγω . . . 128
φῆ (bei Homer) 153

χαλκός . . . 148
χάρις, χαίρω . 150
χόρτος . . . 151

ὧραι 143

II. Lateinische Wörter.

acies, acutus etc. 146
aes 148
ager 142
albus 149
alius, alter 122. 132
alo 145
altus 145
alvus 145
amnis 147
an 122
animus . . . 91
aqua 147
arbor . . 125. 142
arca 151
arceo, arx . . 150
arcus 151
ardeo 142
arduus . . . 145
area 142
argentum . . 149
arma 146
aro, aratrum . 142
ars 152
artus 146
arvum . . . 142
atavus . . . 368
avus 368

calor, calidus . 149
canis 107
capio 129
caput 107
certus 151
Christus . . . 102
cohors (chors) . 151
color 149
coquo 128
cortina . . . 151
crinis 380
cum 135
curtis (Curtius) 151

do 96

ego 134
erro 145
equus . . 143. 146
esse 121
exerceo . . . 150
exercitus . . . 150

facio 97
fero . . 143. 154
ferrum . . . 148
fervor 149
flamma . . . 104
formus 97. 150. 154
frango . . . 128
fugio 128
fumus 91

gelu, gelidus . 149
gero 154
germanus . . 379
germen . . . 154
glacies . . . 149
granum . . . 154
gravis 154
gremium . . . 154

hic . . . 118. 378
hora 143
hordeum . . . 143
hortus . . . 151
ille 131

labor 142
libido 91
limus 108
lis 104
lupus 144

maneo . . . 121
mare 89
mens 369
mensis . . . 137
mola 89
mollis 90
morbus . . . 89
mordeo . . . 90
mulgeo, mulceo 90

nae 135
ne . . . 122. 135
nemo 132
nihil 132
non 122
nos 134
nullus . . . 132

olesco 145
oro 152

panis 143
paraveredus . 143

-que 118
quercus . . . 142
quis, qui . . . 118
quum (cum) . 135

ramus . . . 146
rarus 146
rectus 145
rego 145
rideo 149

salvus . . . 155
semel . . 133. 134
septem . . . 101
serenus . . . 154
sero 154
servare . . . 153
servire . . . 155
servus . . . 153
simplex . . . 134
simul 134
sine . . 122. 133
singuli . . . 133
sol 154
solus 134
spargo . 128. 153
spiritus . . . 91
sudor 147
suus 153
statua 104

tendo 128
terra 143

ubi, uter etc. . 119
ullus 132
unus 133
ursus 144

venio 128
ver 143
vereor . . . 151
verus 151
vir 152
virere, viridis . 142
virtus 151
volo 155
vulpes . . . 144

III. Deutsche Wörter.

ackern, Acker 142
allein 133
Amme . . . 369
an 122
ander . . 122. 131
Arbeit . . . 142
arm 146
Arm 146
Art . . 142. 152

baar 148
backen . . . 128
-bar, bären (tragen) 143
Bär . . 144. 149
Barmen . . . 146
barmherzig . . 146
Bart 380
Baum 125
begehren . . . 145
Berg 144
bergen . . . 150
Bernstein . . 148
Bertha . . . 149
Birke . . 143. 149
braten . . . 143
braun 145
brechen . . . 128
brennen 143. 145. 154
Brot . . 143. 380
Burg 150

da 97
das, dass . . 113
denken . . . 369
der, die, das . 118
Dunst . . . 91

Ecke 146
Ehre 152
eins 133
Eis . . 147. 149
Eisen 147
er- 145
erbarmen . . 146
Erde 142
Erle, Eller . . 143
Erz 148
Esche 143
Essig 146

Farbe . . . 149
Flechte . . . 129
für = vor . . 112

Gans 155
ganz 155
gar 143
Gardine . . . 151
Garten . . . 151
ge- 130
gehen 108
Geist 91
gerben . . . 143
gern 145
Gerste . . . 143
Gier 145
Glanz, glänzen 148 149
Glas 149
grau 143
Greis 143
grün 142

Haar 380
haben . . . 86
halten . . . 119
hart . . 151. 152
heben 129
Heer 150
hehr 152
hell 154
Herr 152

ja 129
Jahr 143
jener 131
in 122
irren 145
jung 107

kalt 149
Kartoffel . . 99
keiner . . . 131
Kerl 141
kochen . . . 128
Korn 154

Liebe 91

Mama . . . 368
Mann, man . . 113

melken . . . 90
Mensch . 91. 369
Muhme . . . 369

nein 122
niemand . . . 132
nicht 122
nichts 132

ohne 122
Ort 146

Papa 368
Pferd 143

quälen . . . 155
Quelle . . . 155

recht, richten . 145
recken, reichen 145
Regen . . . 149

sammt . . . 134
Schmerz . 90. 108
Schnee . . . 108
schwer . . . 154
Schwert . . . 154
schwören . . 154
Seele 91
sehr 154
sein 91
sollen 86
sonder . . . 133
sonst 133
Speer 156
sprengen, springen 380
Spreu 380
spritzen, spriessen 380
Stiefel . . . 104

Tante 369
thun . . . 89. 96

Uhr 143
und 122
unter 122
ur- 145
Urin 147

versehren . . 154
vor 112

wahren, wahr . 151
warm 97. 150. 154
Wasser . . . 147
wählen . . . 155
Wärwolf . . 144
wehren, Wehr 150
151. 154
Werth . . . 151
welcher . . . 118
wallen, Welle . 155
Weck . . . 128
wer, was . . 118
Werden . . . 143
Werk 142
wieder, wider . 113
wohlthuend, wohlthätig . . 113
wollen . . . 155

DRUCK VON J. F. CARTHAUS, BONN.

Adolf Lesimple's Verlag.

Leipzig & Mainz.

Bartsch, Dr., der Character der Medea des Euripides. Mk 1,50.

Beneke, Dr. F. E., Neue Seelenlehre für alle Freunde der Naturwahrheit. 5. Aufl. Mk 3.

Buchner, Dr. W., Lehrbuch der Geschichte der deutschen National-Literatur. 3. Aufl. Mk 3.

Chrestomatia Schahnamiana. In usum scholarum edidit annotationibus et glossario locupleti instruxit J. A. Vullers. gr. 8. Mk 7.

Fragmente über die Religion des Zoraster; aus dem Persischen übersetzt u. mit Commentar versehen, von Dr. J. A. Vullers. Mk 3,50.

Hilgers, Dr. B. J., Symbolische Theologie, oder die Lehrgegensätze des Katholicismus und Protestantismus Mk 3,50.

Hermippi, Smyrnaei peripatetici Fragmenta collecta disposita et illustrata ed. Dr. A. Lozynski. Mk 2,25.

Jarchi, R. S., ausführlicher Commentar über den Pentateuch. Mk 6.

Justini, S., martyris et philosophi Apologiae, edid. Braunius. Mk 2,25.

Kehrein, Dr. J., Volkssitte und Volkssprache in Nassau. 3 Bde. Mk 8.

Movers, C., Kritische Untersuchungen über die biblische Chronik. Mk 5.

Tarafae Moallaca cum Zuzenii scholiis J. A. Vullers. Mk 7.

Vullers, Dr. J. A., Grammaticae Arabicae elementa et formarum doctrina per tabulas descripta Mk 2,50.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kuhl, Joseph,

Die Anfänge des Menschengeschlechts und sein einheitlicher Ursprung

Bd.: 2

Bonn 1876

Bamberg, Staatsbibliothek -- Anthr.o.23-f#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11422936-4